

Amerikanische und europäische
Raumsonden suchen nach Leben
auf dem Wüstenplaneten



WETTTLAUF ZUM MARS

Werbeseite

Werbeseite

Hausmitteilung

2. Juni 2003

Betr.: Iran, Völkerrecht, Kündigungen

Irans Außenminister Kamal Charrasi war gerade von einer Reise zurück, die ihn an der Seite seines Präsidenten nach Syrien und in den Jemen geführt hatte – Staaten, die in Washington fast genauso argwöhnisch beobachtet werden wie Iran, Mitglied in George W. Bushs „Achse des Bösen“. Der Terminplan hatte sich verschoben, eine Kabinettsitzung stand an – das verabredete SPIEGEL-Gespräch in Teheran sollte verkürzt werden. Auf Protest der beiden SPIEGEL-Redakteure Dieter Bednarz, 46, und Erich Follath, 54, hin sagte Charrasi nur: „Ich verspreche, ich bleibe so lange, wie mich



PEYMAN HOOSHMANDZADEH / PANOS PICTURES

Bednarz, Charrasi, Follath

Ihre Fragen interessieren.“ Es wurde über eine Stunde, und das Kabinett musste warten. Als Charrasi hörte, dass Bednarz und Follath kürzlich die Uno-Waffeninspektoren Hans Blix und Mohammed al-Baradei interviewt hatten, kam er sogar noch einmal vom Flur zurück. „Was meinen Sie, wird uns die Internationale Atomenergiebehörde wegen unseres Nuklearprogramms wirklich scharf angehen?“ Die Antwort der SPIEGEL-Journalisten: „Das ist eher wahrscheinlich“ (Seite 108).

Am 30. Mai 1999 bombardierte die Nato eine kleine Brücke vor dem serbischen Dorf Varvarin. Die Raketen schlugen mittags ein, als viele Bewohner unterwegs waren: Zehn Menschen starben, darunter die 15-jährige Sanja. Bis heute hat die Nato den Vorfall weder aufgeklärt noch den Opfern Schadensersatz geleistet. SPIEGEL-Reporter Thomas Hüetlin, 42, hat die Mutter Vesna Milenković und Freunde des damals getöteten Mädchens in ihrer Heimat besucht. „Sie setzen jetzt ihre Hoffnung auf ein Verfahren vor dem Landgericht Bonn, wo Geschädigte Deutschland als Kriegsteilnehmer verklagt haben.“ Eine völlig neue Art von Prozessen rollt da auf die Gerichte zu, in denen die Rechte von Zivilisten geklärt werden sollen. „Entsprechende Verfahren gegen Regierungen werden inzwischen auch von irakischen Kriegsoptionen vorbereitet“, so Hüetlin, „da klafft eine riesige Lücke im Völkerrecht“ (Seite 62).



HANS WALLÖW

Milenković, Hüetlin

Jede Krise zeugt eigene Geschäftsideen und hat ihre Profiteure – „Trennungsexperten“ gehören in der gegenwärtig lahrenden Konjunktur dazu. Sie beraten Firmen, wie man am besten Mitarbeiter feuert. Bei ihrer Arbeit lassen sich die Spezialisten allerdings nur ungern beobachten. SPIEGEL-Reporter Bruno Schrep, 57, durfte dennoch eines der Seminare besuchen, auf dem Führungskräfte lernen, möglichst reibungslos Mitarbeiter zu entlassen. Er sprach mit Kursteilnehmern, denen die schwierige Aufgabe bevorstand, und er befragte sie erneut, nachdem sie Kündigungen ausgesprochen hatten. Und er traf auch ihre Opfer, jene, die nun auf der Straße stehen: „Den Führungskräften hat das Seminar wohl geholfen, ihren ungeliebten Job zu tun“, so Schrep, „den Arbeitslosen war das verständlicherweise reichlich egal“ (Seite 50).

Die nächste SPIEGEL-Ausgabe wird wegen der Pfingstfeiertage bereits am Samstag, dem 7. Juni, verkauft und den Abonnenten zugestellt.

Werbeseite

Werbeseite

Titel

Ansturm der Forschungsroboter – wer findet zuerst Leben auf dem Mars? 162

Deutschland

Panorama: Billigflieger sorgen für Millionenverluste bei der Bahn / Bundeswehr fürchtet Anfrage für Kongo-Einsatz / Sigmar Gabriel wird Beauftragter für Popkultur 17

Regierung: Von der Agenda zur Wirklichkeit ist noch ein weiter Weg 22

Nordrhein-Westfalen: Peer Steinbrücks einsamer Kampf 26

SPD-Basis meutert gegen Koalitionswechsel 28

Sozialdemokraten: Wie Generalsekretär Olaf Scholz seinen Genossen das Notprogramm des Kanzlers erklärt 32

Soldaten: Der Tod eines Gebirgsjägers in Kabul 36

Stasi-Akten: Computer puzzeln zerrissene Dokumente wieder zusammen 37

Kopftuchstreit: Den langwierigen Fall einer muslimischen Lehrerin verhandelt jetzt das Bundesverfassungsgericht 38

Gegendarstellung 39

Zeitgeschichte: Eines der abscheulichsten Verbrechen der Wehrmacht wird neu aufgerollt 42

Luftfahrt: Vor 100 Jahren gelang einem Tüftler aus Hannover der erste Motorflug – vier Monate vor den Gebrüdern Wright 48

Unternehmensberater: Wie Führungskräfte korrektes Entlassen lernen 50

Tiere: Krähenattacken auf Spaziergänger 56

Gesellschaft

Szene: Internet-Boom in Asien durch Sars / Rückkehr zum Billigfriseur 59

Eine Meldung und ihre Geschichte 60

Völkerrecht: Eine serbische Mutter verklagt Deutschland wegen eines Nato-Luftangriffs 62

Ortstermin: Ein Prozess in Hildesheim um die angeblichen Millionen-Betrügereien von zwei Ukrainern 72

Wirtschaft

Trends: Lufthansa belohnt ihren Aufsichtsrat / DaimlerChrysler will Hyundai-Anteil erhöhen / Yello verklagt Stadtwerke 75

Geld: Schlechte Noten für Lebensversicherer 77

Autoindustrie: Die Rabattschlachten erreichen das deutsche Neuwagen-Geschäft 78

Handel: SPIEGEL-Gespräch mit Metro-Chef Hans-Joachim Körber über geilen Geiz und den gläsernen Supermarktkunden der Zukunft 80

Gewerkschaften: Der ostdeutsche Kampf um die 35-Stunden-Woche ist so absurd wie gefährlich 83

Wiederaufbau: Europäer, Russen und Amerikaner streiten um einen Schuldenerlass für den Irak 84

Software: Was bringt der Linux-Sieg in München für den Programmierrebell? 87

Medien

Trends: Ex-Burda-Manager zu Haftstrafe verurteilt / Sat.1 bietet für Champions League ... 89

Fernsehen: Tolle Quoten für Doku-Soaps übers Kinderkriegen / Rentner als Stars in US-Show ... 90

Vorschau / Rückblick 91

Internet: Im Spam-Krieg fangen Jäger und Gejagte an, ihre Helden zu küren 92

Verlage: Boom im Groschenheft-Geschäft 98

Bröckeln an allen Fronten

Seite 22



Kanzler Schröder, Wirtschaftsminister Clement

Die Zustimmung der SPD zu Gerhard Schröders „Agenda 2010“ ist nur ein erster Schritt. Der Kanzler muss das Reformpaket durch die Instanzen schleusen und dabei im Bundestag um seine hauchdünne Mehrheit zittern, die Opposition kündigt heftigen Widerstand an. Der Sozialstaat bröckelt derweil weiter an allen Fronten, Rot-Grün schmiedet neue Notprogramme.

Tod bei Kabul

Seite 36

Afghanische Offiziere werfen der Bundeswehr Leichtsinns vor, weil ihre Patrouille nahe Kabul ohne ortskundige Begleitung in vermintes Gelände fuhr. Kam die Hilfe für den schwer verletzten deutschen Gebirgsjäger zu spät?

Das Massaker von Kephallenia

Seite 42

Vor 60 Jahren töteten deutsche Gebirgsjäger auf der griechischen Insel Kephallenia etwa 5000 italienische Soldaten. Jetzt ermittelt die Staatsanwaltschaft, im zweiten Anlauf, wegen Mordes. Knapp hundert Zeugen wurden bereits vernommen. Etwa zehn Verdächtigen sind die Ermittler bislang auf der Spur – der älteste ist 93.

Deutsche Offiziere in Athen (1941)



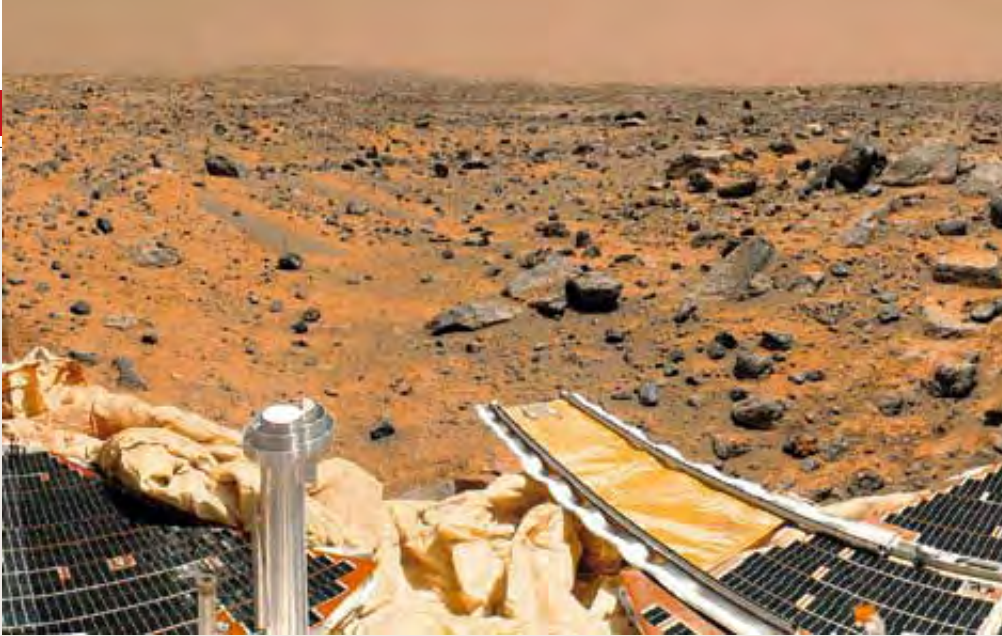
Wie lange bleibt Geiz noch geil?

Seiten 78, 80



Fiat-Werbung für zinslosen Autokredit

Nach Handel und Tourismus erreicht das Billigfieber auch die deutsche Autoindustrie. Die Hersteller locken mit Benzinguetscheinen, zinslosen Krediten und Preissenkungen. Dennoch hält der Metro-Chef und „Geiz ist geil“-Propagandist Hans-Joachim Körber die Angst vor einer drohenden Deflation im SPIEGEL-Gespräch für „theoretisches Gerede“.



Forschungssonde „Pathfinder“ auf dem Mars (1997)

NASA / JPL / ASTROFOTO

Aufbruch zum Wüstenplaneten

Seite 162

Gibt es Leben auf dem Mars? Um dieses Rätsel zu lösen, wollen Amerikaner und Europäer in dieser Woche neue Raumsonden starten. Der Zeitpunkt ist günstig: Erde und Mars kommen sich so nahe wie seit fast 60 000 Jahren nicht mehr.

Auf der Jagd nach den Müll-Königen

Seite 92

Monat für Monat werden weltweit Milliarden unerwünschter Werbe-Mails durchs Netz verschickt – so genannte Spams. Internet-Industrie wie Müll-Absender rüsten auf. Und Jäger wie Gejagte haben bereits ihre Helden gekürt.

Der Kick in Fernost

Seite 133

Strapaziöse Reisen, parteiische Schiedsrichter und bei der Aufstellung mitredende Parteifürsten können den Fußball-Legionären ihr Dasein in Fernost nicht verleiden. Über hundert Ausländer wie der frühere Hamburger Jörg Albrecht kicken in Chinas Profiliga. Denn die Gagen sind erstklassig.



Albrecht, Freundin

JAN SIERKE / ACTION PRESS

Kult um gestylte Körper

Seite 140

Glamourmagazine und Fitnessindustrie feiern den perfekten, mit Silikon und Maschinen gestylten Körper; Ausstellungen wie „Playboy-Fotografie“ und Bücher wie „Digital Beauties“ tun es ihnen gleich: Kein Wunder, dass der Schönheitswahn viele Künstler zu ironischen Attacken animiert.

Bilder aus „Playboy“ und „Digital Beauties“



MAGDALENA VASTERS



SELFIRIDES, LONDON

Ausland

- Panorama:** Popstar Bob Geldof fordert Marshall-Plan für Afrika / Blair unter Beschuss wegen Irak 101
Nahost: Wackliger Weg zum Frieden 104
Iran: SPIEGEL-Gespräch mit Außenminister Kamal Charrasi über die Machtprobe mit Amerika 108
USA: Demokraten suchen Bushs Herausforderer 114
China: Super-Staudamm am Yangtze 116
Portugal: Missbrauch in Kinderheimen 118
Brasilien: Präsident Lulas Anti-Hunger-Kampagne 120
Osteuropa: Der weite Postweg nach Moldawien 128

Sport

- Radrennen:** Sponsor Telekom drängt es zum Fußball 130
Fußball: Verlockende Gagen in Chinas Profiliga 133

Kultur

- Szene:** Peter Zadek inszeniert in Berlin Brechts „Mutter Courage“ / Gottfried-Semper-Ausstellung in München 137
Kunst: Werbung und Fitnessindustrie feiern den perfekten Körper – Künstler entdecken den Glamour des Makels 140
Film: Zhang Yimou's üppiges Historienspektakel „Hero“ 144
Kino: Findet „Titanic“-Regisseur James Cameron keinen Anschluss ans moderne Hollywood? 146
Literatur: Friedmar Apels tragikomischer BRD-Roman „Das Buch Fritze“ 150
Bestseller 151
Theater: Das Bühnendebüt der Kino-Jungstars Nora Tschirner und Robert Stadlober 152
Autoren: Eine Kriegsreporterin nimmt es mit der Wahrheit nicht so genau 154
Pop: Die Kunstrocks-Hymnen der britischen Band Radiohead 156

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Magnetsteuerung für Herzkatheter / Klebeband nach dem Vorbild der Geckos 159
Biotechnik: Japaner streiten um den Verzehr von geklonten Rindern 174
Gewalt: SPIEGEL-Gespräch mit dem US-Psychiater Robert Jay Lifton über die Gemütsverfassung der Amerikaner und ihr Supermacht-Syndrom 176
Automobile: Was taugt das neue Edelbenzin von Shell wirklich? 180
Parapsychologie: Britische Forscher auf Geisterjagd 182

- Briefe** 8
Impressum, Leserservice 184
Chronik 185
Register 186
Personalien 188
Hohlspiegel/Rückspiegel 190
TITELBILD: Fotos Astrofoto/NASA; ESA/D. Ducros



SPiegel-Titel Nr. 22/2003

„Die Azteken opferten zwar Menschen; auf der anderen Seite aber schufen sie auch eine großartige Poesie über die Vergänglichkeit des Lebens und die Nichtigkeit des Daseins, wie in den ‚Cantares Mexicanos‘.“

Ortwin Smailus, Professor für Mesoamerikanistik, aus Hamburg zum Titel „Das Geheimnis der Azteken – Pyramiden, Gold und Menschenopfer“

Haarsträubende Attribute

Nr. 22/2003, Titel: Das Geheimnis der Azteken – Pyramiden, Gold und Menschenopfer

Nach den heute allseits anerkannten Zahlen lebten vor Beginn der Konquista (1519) ungefähr 25 Millionen Menschen auf dem Gebiet des heutigen Mexiko, 80 Jahre später waren es noch eine Million. Der Historiker Zvetan Todorov vom Nationalen Forschungszentrum in Paris hat eine Studie über die Konquistadoren verfasst: „Die Eroberung Amerikas – das Problem des Anderen“; er schreibt: „Keines der großen Massaker des 20. Jahrhunderts – die unfassbar sind – kann mit diesem Blutbad verglichen werden.“ Die herkömmliche Geschichtsschreibung hat erst in jüngster Zeit die Dimensionen dieses Völkermordes erkannt; es war der größte Massenermordung der menschlichen Geschichte.

BONN

HELMUT SCHNEIDER

Hat noch jemand Mitleid, dass die Spanier diesem entsetzlichen Volk den Garaus machten?

KIRCHHEIM

KLAUS SCHEFFLER

Wir empören uns lautstark über die Azteken-Morde, haben doch aber bis heute nichts daraus gelernt.

MITTELNIRCHEN (NIEDERS.)

RIA BRUHN

Wenn es überhaupt ein Maß für „Zivilisiert“ gibt, dann standen die Azteken den Europäern des 16. Jahrhunderts in nichts nach. Es hätte viel Interessantes über dieses Volk zu berichten gegeben, stattdessen reduziert man es hier zu einem Haufen blutrünstiger Monster und Kannibalen, die offenbar 200 Jahre lang nichts anderes taten, als Menschen abzuschlachten.

BOVENDEN (NIEDERS.) DR. ANDREA MITTELSTÄDT

Sie berichten vom rituellen Tod von bis zu 20 000 Menschen, wo das Messer „vier Tage und Nächte“ kreiste: „Ein Großversuch mit Schweizer Studenten bewies die praktische Durchführbarkeit des Beschriebenen.“ Ich ziehe meinen Hut vor diesen Studenten.

BERLIN

MARC VANDEMEULEBROECKE

Die Attribute, die da den Azteken zugeordnet werden und die Bezeichnung für diese selbst sind einfach nur haarsträubend. Und der Name der Hauptgottheit des spirituellen Universums jener Gesellschaft



Treffen von Cortez mit dem Azteken-König Montezuma (1519)
Weder Sieg noch Niederlage

klingt für den Redakteur Matthias Schulz bayerisch. Schon lustig, aber auch geistlos. Außerdem ist alles so einseitig aus heutiger Perspektive beschrieben, dass ich nicht einmal eine Ahnung der kultischen Zusammenhänge der damaligen Zeit erkennen kann.

BERLIN

KONSTANTIN GINELLI

Da haben also im 16. Jahrhundert Azteken Menschen gehäutet und Kinder geopfert. Sicher ist es schrecklich, wenn es so sein sollte. Aber was passierte in Europa in die-

ser Zeit? Folterungen, die solchen Dingen in nichts nachstanden, sondern in ihrer Perversion die Praktiken der Azteken bei weitem übertreffen. Besonders perfide ist, dass die Ausrottung dieses Volkes durch die Spanier dann auch noch mit Moralkriterien gerechtfertigt wurde (und wird?), die die Europäer zwar immer vorgegeben, aber in übler Weise nie erfüllt haben. Verlogener geht es kaum.

OLDENBURG

PROF. GERALD SCHMIEDER

Bei der Beurteilung der Azteken muss man sich vor rousseauistischen, politisch korrekten Illusionen über den „edlen Wilden“ hüten, waren sie doch eine Kultur, die mehr und blutigere Menschenopfer gebracht hat als ihre indianischen Vorgängerkulturen.

BAD PYRMONT

FELIX D. LICHTER

Wie kommen Sie denn auf „90 Tage Kämpfe“? Kampfhandlungen gab es schon kurz

nach Eintreffen der Spanier in Tenochtitlan im November 1519. Sie führten zur Gefangennahme des Herrschers Montezuma, dauerten an und zwangen die Spanier und Tlaxcalteken am 1. Juli 1520 zur Flucht aus Tenochtitlan. Dabei wurde die große Mehrzahl der Flüchtenden von den Azteken getötet oder gefangen (und dann geopfert). Nach Eintreffen von Verstärkung begann im Dezember 1520 die Einschließung von Tenochtitlan, mit dem Ziel, die Lebensmittelversorgung der Inselstadt vom umliegenden Ufer aus zu unterbinden. Die Hungersnot wuchs, mehrere hun-

dert Menschen starben täglich. Als die Spanier und Tlaxcalteken am 13. August 1521 in das Zentrum der gewaltigen Stadt einrückten, standen ihnen völlig entkräftete, entmutigte Azteken gegenüber, selbst Frauen, Kinder und Alte kämpften mit. Da gab es keinen starken Widerstand mehr, der „überannt“ werden musste. Auf dem „Platz der drei Kulturen“ in Mexiko City kann man den versöhnlichen Text lesen: „Es war weder Sieg noch Niederlage, sondern die Geburt einer neuen Nation.“

OYTEN (NIEDERS.)

WOLFGANG KRUG



Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 3. Juni 1953

Nach Israel ausgewanderte Juden kehren in Displaced-Person-Lager zurück Probleme mit den Einreisevisa. Entwurf des Handelsvertretergesetzes Handlungsreisende befürchten Nachteile. Zukunft des Osthandels Schüchterne Annäherungsversuche. Wahlkampf in Italien Mit viel Witz und Ideen. Atomgranaten für die US-Artillerie Klotzige Geschosse. Schlaf als Therapie Erstaunliche Heilergebnisse. Premiere von Erwin Strittmatters „Katzgraben“ Nur „halber Erfolg“ für Berliner Ensemble. Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter www.spiegel.de oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Titel: der englische Dichter Christopher Fry

Werbeseite

Werbeseite

Die Realität ist noch düsterer

Nr. 21/2003, Grundrechte:
Fahnder lauschen ohne Rücksicht auf Gesetze

Als ehemaliges „Opfer“ einer rechtswidrigen Telefonüberwachung traf ich bei meinen Recherchen auf einen Mitarbeiter der für die Telefonüberwachung zuständigen Netzsicherheit der Telekom. Der erklärte mir lapidar, dass die Polizei nur kurz durchzuklingeln hätte, und schon nach wenigen Minuten würde man die entsprechende Telefonanlage abhören. Eine Überprüfung der Rechtswirksamkeit dieser Überwa-



MATTHIAS JUNG / LAIF

Netzwerk-Zentrale der Telekom (in Frankfurt am Main)
Nur kurz durchklingeln

chung findet dort natürlich auch nicht statt. Als ehemaliges Staatsunternehmen sei man mit der Polizei ja noch gut befreundet, und man wolle es sich dort nun auch nicht verscherzen. Hier werden Tag für Tag Grundrechte gebrochen, ohne dass sich hier bislang jemand darüber aufgeregt hatte. Die Studie des Max-Planck-Instituts ist ein guter Aufklärungsansatz, die Realität sieht aber noch viel düsterer aus.

HAMBURG

MARK MÜLLER

Die immer wieder aufgestellte Behauptung, dass in Deutschland – bezogen auf die Bevölkerungszahl – 30-mal mehr Telefone von Verdächtigen überwacht werden als in den USA, wurde schon vor Jahren als falsch entlarvt. In den Staaten werden nämlich die Telefonüberwachungen nur dann zentral erfasst, wenn der Richter sich auf ein Bundesgesetz bezieht. Falls der Richter aber ein Abhörsgesetz der sehr selbständigen 50 Staaten anwendet, erfolgt keine zentrale Registrierung. In der Bundesrepublik kann in allen 16 Ländern nur die bundesweit gültige Strafprozessordnung zur Anwendung kommen.

LEER (NIEDERS.)

BERNHARD DAENEKAS

Die, die Verbrecher jagen, brechen selbst die Gesetze. Und der Erfolg der Abhöraktionen ist lächerlich, wenn jeder weiß, dass abgehört wird.

ZÜRICH

VOLKER SCHMONSEES

Wohlig an den Zeitgeist kuscheln

Nr. 22/2003, Polizei: Tragen bald alle Beamten blaue Uniformen? Interview mit dem Designer Luigi Colani über seine Entwürfe für die Hamburger Polizeiuniformen

Warum geht Hamburg eigentlich den Umweg über Herrn Colani, um sich wieder nachtblau einzukleiden? Es wäre doch viel einfacher gewesen, zusammen mit den Schwarzen Sheriffs einen kostengünstigen Großeinkauf bei der New Yorker Uniformschneiderei zu tätigen, damit auch unsere Ordnungshüter endlich via achteckiger Cop-Mütze so richtig amerikanisch aussehen und sich somit wohlig an den Zeitgeist kuscheln können. Allerdings: Auf der Brust muss dann auch das Wort „Police“ prangen, Aufschriften in anderer Sprache sind natürlich kontraproduktiv ...

AACHEN

GERD MÜLLER

Schon wieder ein Stück US-Identität? Nichts gegen Colanis Uniformdesign. Aber muss die Mütze unbedingt dem Vorbild der New Yorker Polizei nachempfunden werden? Oder ist das jetzt ein Signal für noch mehr Law and Order?

ROSBACH (HESSEN)

PETER MAYER

Der erste Blick auf die Mütze bringt die Frage: ein neuer Nachtkab-Portier? Die nächsten Fragen: Ist man mit dem „Blauen“ wieder in der Tradition von Wilhelm Zwo? Die Heilsarmee sieht nur ein bisschen anders aus. Manche private Wach- und Schließgesellschaft nicht. Oder will man mit der unrrunden Mütze auf Ecken und Kanten im deutsch-US-amerikanischen Verhältnis anspielen, um sie durch äußere Unterwerfung wenigstens erst einmal partiell abzubauen?

BERLIN

MARTIN WAGNER



Senator Schill, Model mit neuer Polizeiuniform
Ein Signal für noch mehr Law and Order?

Was die Aktion des Hamburger Innensenators ausgesprochen pikant macht, ist die Vorstellung, dass irgendeiner der so gelobten Sponsoren des neuen Polizeioutfits eines Tages selbst straffällig werden kann oder nur in den Verdacht gerät, Straftaten begangen zu haben. Bleibt dann nur abzuwarten, wie die Sponsoren und der Innensenator reagieren werden, wenn die Polizei nur das macht, wozu sie gesetzlich verpflichtet ist.

VILLINGEN-SCHWENNINGEN (BAD.-WÜRTT.)

PROF. CHRISTOPH ECKSTEIN
HOCHSCHULE FÜR POLIZEI

Das hat gerade noch gefehlt, dass uns Polizisten mit „Tom Tailor“-Schild an der Tasche kontrollieren. Sehr Vertrauen erweckend. Wann sponsert die Industrie Verhaftungen? Etwa so: „Always Ultra – damit Sie sich immer ganz sicher fühlen können ...“

DARMSTADT

MAX ROBITZSCH

Völlig abwegig ist das Argument von Luigi Colani, grün-gelb würde aggressiv wirken. In Not geratene Bürger werden der Polizei immer Vertrauen entgegenbringen. Jemand, der sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, wird sich auch mit Uniformierten in Schill-Blau nicht anfreunden können. Die Polizei eines Staates muss landesweit erkennbar sein. Klinkt sich Hamburg jetzt aus, dann zerbricht dieser bewährte Konsens der Vergangenheit.

CHEMNITZ

GERALF GEMSER

Deplatziertes Gejammer

Nr. 21/2003, Währung: Viele Unternehmen haben sich nicht gegen die Dollar-Schwäche abgesichert

Das Gejammer über den starken Euro ist deplatziert: War vor einem Jahr der Dollar noch stark überbewertet, spiegeln die derzeitigen Wechselkurse die Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Produkte viel realistischer wider: Jeder, der kürzlich in einem US-Supermarkt eingekauft hat, weiß, dass die Kaufkraft eines Dollar kaum höher ist als die der alten D-Mark, und es war bei schwachem Euro wenig realistisch, für einen 3er BMW nur wenig mehr zu bezahlen als für ein grottenschlechtes Oldsmobile.

BREMEN

MATTHIAS HABEKOST

Sie schreiben: „In jedem Fall verlangt die Bank einen Aufschlag. Und der ist umso höher, je mehr Marktteilnehmer der Meinung sind, dass der Kurs sich in eine bestimmte Richtung bewegt.“ Bei dem „Aufschlag“ handelt es sich um die so genannte Basis, und diese hängt nicht von der Marktmeinung ab! Gehen alle davon aus, dass der Euro steigen wird, steigt sein Kurs sowohl am Kassa- wie auch am Terminmarkt. Die Differenz zwischen beiden ändert sich nicht oder wird nicht von der Marktmeinung beeinflusst. Der Preis der Basis wird durch die Restlaufzeit und die Zinssätze bestimmt.

FREIBURG IM BREISGAU

LORENZ LEPPERT



MARTIN JUNG / DPA

Deutsche Touristen in der algerischen Wüste (vor der Entführung): Kalkulierbares Risiko?

Gehörige Portion Leichtsinn

Nr. 21/2003, Entführungen:
Das Geiseldrama in der algerischen Wüste

Bei allem menschlichen Mitgefühl für die Betroffenen, da war doch wohl eine gehörige Portion Leichtsinn im Spiel, gepaart mit mangelnder Kenntnis des Landes. Offensichtlich legt man sich heute bei der Befriedigung von lustvollen Aktionen keine Hemmungen mehr auf. Das ist ja wohl Privatsache! Geht die Sache dann allerdings schief, schlägt die Abenteuerlust sofort in Selbstmitleid um („Es war die Hölle“). Und es wird ganz selbstverständlich erwartet, dass die algerische und die deutsche Regierung Millionen für aufwendige Rettungsaktionen in den Sand setzen. Vielleicht bringt dieses Ereignis, nicht zuletzt durch die enorme Medienpräsenz, künftig ein paar Leute dazu, vorher nachzudenken, ob es immer Sinn macht, uneingeschränkt den privaten Spaßfaktor zu befriedigen, negative oder unangenehme Folgen jedoch mit schönster Selbstverständlichkeit der Solidargemeinschaft anzulasten.

HAMBURG

RALF KLÄSNER

Auf der Flucht vor allzu langweiligen Pauschalreisen landet der eine oder andere Abenteuerer schon mal in Bürgerkriegsländern wie Algerien. Kalkulierbares Risiko dank GPS und illustriertem Reiseführer, dachten viele und wurden erst durch gemeine Terroristen in die Realität zurück-entführt. Der Lernerfolg bei anderen Abenteuern darf dennoch bezweifelt werden; schließlich haben die Jeep-Urlauber ja alles richtig gemacht, nur die Terroristen haben die ihnen zugedachte Rolle als schmückendes Beiwerk diesmal irgendwie falsch interpretiert.

HILDEN (NRDRH.-WESTF.)

SEBASTIAN WIRTZ

Eindrucksvoll gibt das Tagebuch Harald Icklers den Entführern ein menschliches Antlitz. Er, das Opfer, stellt dar, dass es eben nicht nur Bösewichte waren, sondern Menschen mit einer Biografie, die sie in den Terrorismus führte.

KIEL

RENÉ WENKER

Dem Tod geweiht

Nr. 22/2003, Verkehr: Führten technische Defekte zu den Busunglücken?

Ein Reise-Doppeldecker ist mit rund 26 Tonnen Gesamtgewicht, vier Meter Höhe und einem ungünstigen Schwerpunkt auf Grund des oberen Passagierdecks selbst unter besten Bedingungen nur von äußerst besonnenen Fahrern sicher zu bewegen. Ein kurzer Kontakt der weichen Seitenbankette lässt diese Busse fast unweigerlich umstürzen. Und wer, wie in Lyon, bei Regen mit 117 Kilometern pro Stunde einen Doppeldecker fährt, ist schlicht dem Tod geweiht. Selbst wenn der Bus technische Defekte hatte; dieser Unfall zu diesen Bedingungen hätte auch mit einem bestausgestatteten Neufahrzeug geschehen können. Jenseits der Grenzen der Fahrphysik stehen auch ABS und Co. auf verlorenem Posten.

VECHELDE (NIEDERS.)

ERIC PRÖPPER

Was bleibt mir da übrig?

Nr. 21/2003, Musikindustrie: Apples
Überraschungserfolg mit seinem Online-Plattenladen

Ich wäre bereit, für den legalen Download eines Musikstücks einen angemessenen Preis (circa einen Euro) zu bezahlen. Wozu ich nicht bereit bin, ist, mir für 15 Euro eine CD zu kaufen, wenn mich eigentlich nur ein oder zwei Stücke davon interessieren.

BERLIN

VEIT WALTER

Die Musikindustrie selbst treibt ihre Kunden in die Illegalität, niemand sonst. Nicht nur, dass kaum Möglichkeit angeboten werden, Musik legal via Internet zu kaufen, nein, jetzt werden die CDs oft auch noch so codiert, dass sie im Computer nicht mehr funktionieren und deshalb nicht kopiert werden können. Was bleibt mir da übrig? Ich kaufe mir keine CDs mehr, sondern schaue mich bei einer der Tauschbörsen um. Nicht, weil ich Geld sparen will, sondern weil es die einzige Möglichkeit ist, mir meine Musik selbst zusammenzustellen!

PALMA DE MALLORCA (SPANIEN)

MARKUS GRIES

Ich fürchte, Ihre These, dass Millionen von P2P-Usern nur darauf warten, endlich ihr Gewissen zu beruhigen und für die heruntergeladenen Songs bezahlen zu können, ist ebenso blauäugig, wie Ihre Analyse über die Unbilden der kostenlosen Online-Tauschbörsen verfehlt ist: Wen kümmern ein paar Fakes in Zeiten von DSL und Standleitung? Wer einen Titel haben will, lädt einfach gleich drei verschiedene Files auf einmal herunter – Fakes landen im Mülleimer oder werden korrigiert.

AACHEN

JAN HOPPE

Bleibt nur zu hoffen, dass die Musikindustrie sich eines Besseren besinnt und diesen Weg konsequent weiterverfolgt. Ein Festhalten am heutigen Vertriebsweg wäre fatal.

TROISDORF (NRDRH.-WESTF.) DR. DIRK PAWLOWSKI

Tja, da stirbt wieder ein Teil des Abendlandes. Ein Weg aus der Misere ist auch dieser Dienst nicht. Genau wie beim illegalen Herunterladen wird bei diesem legalen Dienst die Vielfalt der Musik leiden. Wer wird denn Stunden um Stunden investieren, um wie im Plattenladen den einen Song zu finden, von dem man weiß, er ist einfach genial?

TAUNUSSTEIN (HESSEN)

BASTIAN SCHMITT



DPA

Online-Musikladen von Apple
Vollwertiges Futter

Beim Ausblick auf die Zukunft der Musikindustrie sind Sie unnötig pessimistisch geblieben. Eine körperlose MP3-Datei lässt sich schlecht verschenken, und ein wahrer Fan will etwas, was er sich als Trophäe ins Regal stellen kann, und kauft eher eine CD.

MÜNCHEN

ANDREAS FRIEDRICH

Auch hier zu Lande ist mit Popfile oder Tonspion Bewegung reingekommen. Bei letzterer Adresse gibt es unkompliziert, legal und kostenlos ausgewählte Songs etablierter Acts und interessanter Newcomer zum Download. Von Madonna bis The Modernist: vollwertiges Futter für den MP3-Player.

BERLIN

WALTER GRÖBCHEN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Adresse lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe befinden sich Beilagen der Firmen Amazon.de, München, Toyota, Köln, sowie SPIEGEL-Verlag / Motorpresse, Hamburg.

Werbeseite

Werbeseite

BAHN

Debakel durch Billigflieger

Das Desaster im Fernverkehr der Deutschen Bahn (DB) ist für Konzernchef Hartmut Mehdorn größer als bislang bekannt: So haben bis April zwei Drittel der Fahrgäste die aggressiv vermarkteten Angebote seines neuen Preissystems schlicht ignoriert und stiegen weiterhin mit ihrer alten BahnCard oder als Vollzahler in den Zug. Gerade ein Drittel ging auf die neuen Angebote ein. Das zeigen Unterlagen für den Aufsichtsrat der Fernverkehrssparte DB Reise & Touristik. Massive Probleme haben sich demnach auch durch die Angebotspolitik von Lufthansa und neuen Billigfliegern ergeben: Im ersten Quartal 2003 legte die innerdeutsche Luftfahrt um über 15 Prozent zu – der DB-Fernverkehr schrumpfte zugleich um über 7 Prozent. „Ca. 80 Mio. Euro Erlösverlust“, so das Papier, verursachen im Gesamtjahr die billigen Flugtickets. Allein der Businesszug Metropolitan zwischen Hamburg und Köln verlor jeden vierten Reisenden, weil Billigfluglinien die Strecke eroberten. Besonders heikel ist die Lage auf der Neubaustrecke Frankfurt–Köln. „Deutliche Angebotsausweitung führt bislang noch zu unterproportionaler Nachfragesteigerung“, heißt es in den internen Papieren. Die durchschnittliche Auslastung dieser ICE-Verbindung beträgt nur 32 Prozent – im Vergleich zu 38 Prozent im gesamten Netz. Jetzt sollen befristete Sonderangebote Umsatz bringen.



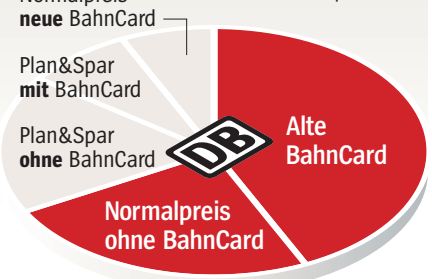
Mehdorn (in leerem Bahnabteil)



Billigflieger (auf dem Flughafen Dortmund)

Verkaufte Bahntickets

Stand: 24. April 2003



Rund 67% der Bahnkunden verzichten auf das neue Rabattsystem

Gleichzeitig sorgt die mangelnde Pünktlichkeit, deren Rate Ende Januar auf 64 Prozent gefallen war und normalerweise bei über 90 Prozent liegt, weiter für Ärger. Zuletzt pendelten die Werte zwischen 71 und 81 Prozent. Abschreckend wirkte auch die massive Preiserhöhung bei der Telefonauskunft der Bahn auf 61 Cent pro Minute: Einen „Rückgang des in 2003 erwarteten Anrufvolumens um rd. 35 Prozent gegenüber dem Plan“ stellt die Bahner fest. Die „Unterauslastung vorhandener Kapazitäten“, so das Papier, bringe ein „erhebliches strukturelles Problem und ein deutliches Ergebnisdefizit von bis zu -14 Mio. Euro in 2003“.

AUSSENPOLITIK

Deutsche in den Kongo?

Für Konfliktstoff zwischen Verteidigungsministerium und Auswärtigem Amt sorgt der geplante Einsatz von EU-Truppen im Bürgerkriegsland Kongo. Außenminister Joschka Fischer hat, ohne Rücksprache mit seinem Kabinettskollegen Peter Struck vom Verteidigungsressort, einer EU-geführten Militärmission im Prinzip zugestimmt. Ausgestattet mit einem Mandat der Uno, will Frankreich das Kommando übernehmen. Paris plant, bereits diese Woche Truppen in das Bürgerkriegsgebiet zu schaffen. Zwar hat Fischer keine

Bundeswehreinheiten für einen derartigen Einsatz in Aussicht gestellt. Aber wegen der – offiziell dementierten – Ambitionen des Grünen auf den Posten eines EU-Außenministers fürchtet das Wehressort nun Druck aus Paris und Brüssel, auch deutsche Soldaten zu entsenden. Nach Fischers Zusage werde es schwer, sich Wünschen zu widersetzen, Verbindungsoffiziere für den Militärstab in Frankreich und eventuell auch Transportflugzeuge bereitzustellen, fürchten Militärs. Damit könnte die Bundeswehr auf eine Rutschbahn Richtung Afrika geraten, so die Sorge – zumal Fischer vergangene Woche auch noch seine grüne Staatsministerin Kerstin Müller loschickte, um im Kongo und in den Nach-

barländern mögliche deutsche Beiträge für eine Friedenslösung zu erkunden. Laut Struck ist die Truppe mit Einsätzen auf dem Balkan und bei der Isaf-Truppe in Kabul schon voll ausgelastet.



Struck, Fischer



Erkennungsdienstliche Erfassung, Schily

EUROPÄISCHE UNION

Visum mit Chip

Eines der Lieblingsprojekte von Bundesinnenminister Otto Schily, das fälschungssichere Schengen-Visum mit Biometrie-Chip, geht in die entscheidende Runde: In Luxemburg stimmen die Innen- und Justizminister der EU diese Woche darüber ab, welche gemeinsame Online-Datenbank die Schengen-Länder künftig zur Ausstellung ihrer Visa weltweit einsetzen wollen und welche biometrischen Merkmale darauf gespeichert sein sollen. Die Idee einer einheitlichen Visa-Datenbank für die EU wurde von Schily nach den islamistischen Attentaten im September 2001 vorangetrieben, als bekannt wurde, dass Muslim-Terroristen zwischen den Botschaften der einzelnen EU-Länder regelrechtes „Visa Shopping“ betrieben hatten. Dabei machten sie sich etwa zu Nutze, dass ein Land nicht wusste, wen andere Länder schon abgelehnt hatten. Auf der Grundlage einer vertraulichen

Machbarkeitsstudie der EU-Kommission soll vom Jahr 2006 an ein zentrales Visa-Computersystem (VIS) alle Daten von Antragstellern für die Schengen-Länder aufnehmen und mit nationalen Visa-Datenbanken wie auch mit dem Schengener Informationssystem (SIS) verknüpfen. Zwölf Millionen Visa-Anträge werden jährlich für die Einreise nach Westeuropa gestellt. Konsulate, welche die Reisedokumente vor Ort ausgeben, wie auch Inlandsbehörden könnten durch den Online-Zugriff auf das VIS-Netz sofort alle Angaben und Alarmhinweise über Bewerber einsehen. Biometrie-Chips auf den Visa mit gespeicherten Körpermerkmalen, Personendaten und Passbild sollen dafür sorgen, dass Einreisende sicher zu identifizieren sind. Die EU-Studie favorisiert für den Chip wegen der verbreiteten Handhabung den Fingerabdruck. Kosten für VIS: 160 bis 240 Millionen Euro.



FELIX FONTANE / DDP (G.): MARC-STEFFEN UNGER (K.)

BUNDESWEHR

Einstieg in den Ausstieg

Im Koalitionsstreit um die Wehrpflicht deutet sich zwischen SPD und Grünen ein Kompromiss an. Experten beider Parteien beraten hinter den Kulissen über einen Einstieg in den Ausstieg aus dem Zwangsdienst – während Verteidigungsminister Peter Struck (SPD) öffentlich weiter für die Wehrpflicht kämpft und Spitzen-Grüne wie Parteichefin Angelika Beer beharrlich die Berufsarmee fordern. Bei einem der diskutierten Reform-Modelle würden Rekruten nicht mehr in Kampfverbänden dienen, sondern überwiegend bei reinen Ausbildungskompanien einrücken. Wenn die Sicherheitslage es zulasse, würden die Wehrpflicht-Einheiten – einige Jahre nach Inkrafttreten des Plans – aufgelöst, und die Truppe würde umstrukturiert zur Freiwilligenarmee mit verringerter



STEFAN SCHULZ / RETRO

Soldatinnen in der Grundausbildung

Truppenstärke. Ob der Grundwehrdienst, der jetzt neun Monate dauert, gekürzt wird, ist offen. Vorerst lockt die SPD die Grünen mit dem Angebot, nächstes Jahr den zivilen Ersatzdienst zu reduzieren: Noch müssen Zivilis einen Monat länger dienen als Rekruten.

VERKEHRSPOLITIK

Nutzlose Neubautrecken

Mehr als die Hälfte der bis 2015 bundesweit geplanten neuen Ortsumgehungen werden voraussichtlich keine oder nur geringe Entlastungen für die vom Verkehr geplagten Anwohner bringen. Das geht aus der städtebaulichen Bewertung der rund 636 Neubau-Projekte des vordringlichen Bedarfs im Entwurf für den Bundesverkehrswegeplan hervor. Nur 33 neue Pisten für die Entlastung von Dörfern oder Städten hätten danach eine



ALEXANDER RUSCHKE / DPA

„sehr hohe“ oder „herausragende Bedeutung“, fanden Experten des Bundes für Umwelt und Naturschutz (BUND) bei einer Auswertung des Plans heraus. Gleichwohl veranschlagt Bundesverkehrsminister Manfred Stolpe (SPD) für die auch im Finanzministerium umstrittenen Umgehungsstraßen Baukosten von knapp 4,7 Milliarden Euro. Vielerorts sei es „billiger für den Staat“, meint die BUND-Vorsitzende Angelika Zahrnt, „auf Verkehrsberuhigung und Lärmsanierung zu setzen“.

Straßenbau



FELIX FONTANE / DDP

Müllverbrennungsanlage in Oberhausen

FILZ

Mauscheleien mit Müll

Bei der Überprüfung nordrhein-westfälischer Müllverbrennungsanlagen stoßen Filz-Ermittler auf immer neue Merkwürdigkeiten. Nach einem Sondergutachten von Wirtschaftsprüfern sind bei Nachrüstungen etwa einer Großanlage in Oberhausen in den Jahren 1990 bis 2001 mehr als 75 Prozent der Aufträge

nicht ordnungsgemäß vergeben worden. Von 62 geprüften Vergabeverfahren seien nur „15 Vergaben beanstandungsfrei erfolgt“, schreiben Prüfer der Niederrheinischen Treuhand GmbH. Besonders „problematisch“ fanden sie mehrere „Fälle, in denen Bieter schon bei der Ausarbeitung der Angebotsunterlagen mitgewirkt haben“. Strafrechtlich könnten diese Vorgänge aus dem Jahr 1993 freilich nicht mehr verfolgt werden, so die Prüfer – sie seien verjährt.

HAUPTSTADT

Bagdads Botschafter abberufen

Muajjad Hussain, der Chefdiplomat des Irak in Deutschland, ist vom irakischen „Komitee für den Wiederaufbau des Außenministeriums“ überraschend aus Berlin abberufen worden. Bereits am Dienstag vorverganger Woche verließ Hussain die Bundesrepublik. Offiziell hieß es, der irakische Geschäftsträger sei zu „Konsultationen

nach Bagdad“ geflogen. In diplomatischen Kreisen wird allerdings davon ausgegangen, dass der 58-Jährige nicht nach Berlin zurückkehrt. Obwohl sich Hussain im Angesicht der drohenden Kriegsniederlage von Saddam Hussein distanziert hatte, gilt er in Bagdad als Anhänger des alten Regimes. Hussain soll enge Kontakte zum irakischen Auslandsgeheimdienst unterhalten haben. Ihm wird zudem aus dem Umfeld des Komitees nachgesagt, in den vergangenen Wochen versucht zu haben, Botschaftsvermögen zu veruntreuen. Wer Hussain in Berlin nachfolgt, ist noch ungeklärt.

SPD

Oberpopper Gabriel

Der einstige Hoffnungsträger der SPD und abgewählte niedersächsische Ministerpräsident Sigmar Gabriel hat eine neue Funktion: Das Präsidium ernannte ihn zum Beauftragten für Popkultur und Popdiskurs. Gabriel, der schon vor seiner Zeit als Ministerpräsident Rockkonzerte organisiert hatte, zeigte sich als Wahlkämpfer gern mit Rockern wie Udo Lindenberg oder Peter Dinklage. Nun soll er die Szene weiter für die SPD sichern. Unterstützt wird



HOLGER HOLLEMANN / DPA

Gabriel, Rockstar Maffay (2. v. r.)

Gabriel, 43, dabei von einem hauptamtlichen Mitarbeiter der SPD-Zentrale, der das Gebiet Popkultur betreut.

KIRCHE

„Ich werde es wieder tun“

Gotthold Hasenhüttl, 69, katholischer Priester und emeritierter Theologieprofessor, über seine umstrittene Abendmahlsfeier mit Protestanten während des Ökumenischen Kirchentags in Berlin

SPIEGEL: Es gab vor dem gemeinsamen Abendmahl Warnungen Ihrer Kirchenoberen, und auch der Papst ist gegen ein gemeinsames Abendmahl mit den Protestanten. Was müssen Sie nun befürchten?

Hasenhüttl: Ich kann als Priester suspendiert, letzten Endes sogar exkommuniziert werden, wenn dies bestimmte Kräfte in der Kirche betreiben wollen. Ich hoffe aber, überhaupt nicht gemäßregelt zu werden.

SPIEGEL: Warum das?

Hasenhüttl: Ich fühle mich vom Papst zu meinem Handeln aufgefordert. In Berlin habe ich nicht mit einem evangelischen Pfarrer konzelebriert – sondern allein einen katholischen Gottesdienst abgehalten, mit offener Kommunion. Und die erlaubt der Papst. In seiner jüngsten Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ sagt er, das Austeilen der Kommunion sei in besonderen Fällen für das Heil einzelner Christen geboten – auch wenn diese nicht zur katholischen Kirche gehören. Was wäre eine bessere Gelegenheit als ein ökumenischer Kirchentag?



Hasenhüttl bei der Abendmahlsfeier in der Berliner Gethsemane-Kirche

SPIEGEL: Und Ihr Bischof sieht das auch so?

Hasenhüttl: Mich zu disziplinieren ist nicht einfach, zumal ich keinerlei Verstoß erkennen kann: Ich bin Priester in Graz, lebe aber seit 30 Jahren in der Diözese Trier. Deren Bischof Reinhard Marx, der sich nicht traut, das Abendmahl an Protestanten auszuteilen, kann mich allein im Gebiet seines Bistums suspendieren, dann bin ich aber immer noch Priester in Graz.

SPIEGEL: Warum haben Sie diesen Schritt gewagt?

Hasenhüttl: Ich bin seit langem in der katholischen Reformbewegung engagiert und möchte, dass es Fortschritte in der Ökumene gibt. Es war eine sehr würdige Abendmahlsfeier mit 2500 Teilnehmern, die alle ebenfalls mehr Gemeinsamkeit der Christen in den Kirchen wollen. Ich werde es wieder tun, denn ich kann nicht erkennen, was ich da falsch gemacht haben soll.

LOHNNEBENKOSTEN

Teure Wiedervereinigung

In einer neuen Studie kommt das Langesehene Kieler Fritz-Beske-Institut für Gesundheits-System-Forschung zu dem Ergebnis, dass die Krankenkassenbeiträge von Arbeitern und Angestellten durch die Wiedervereinigung um insgesamt rund zwei Prozentpunkte in die Höhe getrieben wurden. Für einen Versicherten müssten demnach ohne Wiedervereinigung statt derzeit durchschnittlich 14,4 Prozent des Einkommens nur 12,4 Prozent gezahlt werden.

Verantwortlich für die stärker gestiegenen Beiträge seien höhere Arbeitslosenzahlen und geringe Wachstumsraten bei Löhnen und Gehältern – aber auch der so genannte Risikostrukturausgleich, in dessen Rahmen überwiegend westdeutsche Krankenkassen vor allem Not leidende Kassen in den neuen Bundesländern mit Milliarden unterstützen müssen.



Dosenrückgabe am Automaten

DOSENPFAND

Kamikaze mit Kalkül

Mehrere Großhandelsketten planen unter Führung des Metro-Konzerns eine Art Kamikaze-Aktion, um das Dosenpfand doch noch zu kippen. Statt teure Rücknahme-Automaten aufzustellen, wollen sie Ex-und-hopp-Verpackungen im Herbst flächendeckend aus den Regalen der großen Handelsketten und Discounter werfen – zum Schaden von Einwegabfüllern und Verpackungsindustrie. Das doppelte Kalkül der Handelsriesen: Der Aufschrei der betroffenen Industrie soll den Druck auf die Politik erhöhen, zudem könnte so der Mehrweganteil bei

Getränken vorübergehend über die magische Quote von 72 Prozent getrieben werden – nach der geltenden Verpackungsverordnung aus der Kohl-Ära müsste der Staat das Dosenpfand dann wieder stoppen. Mit dem Discounter Lidl ist allerdings schon einer der aggressivsten Einweg-Vermarkter aus der Phalanx der Pfandgegner ausgeschert. Die Billigkette will im Herbst ein eigenes Pfandsystem einführen.

Nachgefragt

Vogel for President

„Der thüringische Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU) wird als möglicher Bundespräsident ins Gespräch gebracht. Das wäre...“

eine gute Wahl 49 %

keine gute Wahl 30 %

kenne ich nicht 7 %

NFO-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL vom 26. und 27. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „egal“, „weiß nicht“, keine Angabe





MARCO URBAN/DE

Sozialdemokrat Schröder*: *Wer wird es wagen, kleinliche Einwände gegen das große Werk vorzubringen?*

REGIERUNG

Außer Kontrolle

Der Streit mit der eigenen Partei über seine Reform-Agenda ist nichts im Vergleich zu dem, was dem Kanzler noch bevorsteht: heftiger Widerstand der Union, ein monatelanges Zittern um die knappe eigene Mehrheit und ständig neue Hiobsbotschaften von allen Fronten des Sozialstaats.

Wenn es um die Würdigung der eigenen Leistungen geht, ist dem Kanzler kein Adjektiv groß und erhaben genug. Für einige wohlige Momente entflieht er dann dem Klein-Klein der Kabinettsvorlagen, der Diktatur der Spiegelstriche, den lästigen Konsenstelefonaten mit widerborstigen Parteifreunden.

Dieses oder jenes Projekt, sagt er dann, sei ein „großes“, wenn nicht sogar ein „historisches“ Werk. „Historisch“ – das ist des Kanzlers Lieblingseigenlob, mit dem er in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe seiner Initiativen geadelt hat: Steuer- und Rentenreform, das – ewig umkämpfte – Zuwanderungsgesetz, die Reform des Staatsangehörigkeitsrechts.

Nun – nach quälend langen Monaten des Missvergnügens – scheint es dem Kanzler

endlich an der Zeit zu sein, Partei und Nation wieder einmal gebührend auf die geschichtliche Perspektive seines Wirkens aufmerksam zu machen. Es stünden, verkündete Gerhard Schröder, „wichtige, vielleicht sogar historische Entscheidungen“ an.

Da war es wieder, das H-Wort, das der Kanzler immer dann benutzt, wenn er eine Debatte beenden will, wenn endlich Ruhe einkehren soll. Denn wer wird es bei so viel Geschichtsmächtigkeit schon wagen, kleinliche Einwände gegen das große Werk vorzubringen?

Zwar rechnete Schröder Ende der vergangenen Woche fest damit, dass der SPD-Sonderparteitag am Sonntag seine „Agenda 2010“ mit großer Mehrheit absegnen würde. Doch gleichzeitig weiß er besser als jeder andere, dass die schwierigste Wegstrecke noch vor ihm liegt.

In den kommenden Monaten muss er sein Reformprogramm in einem nervenaufreibenden Prozess durch den Bundestag bringen – und jederzeit damit rechnen, dass im Streit um die fiesen, entscheidenden Details die eigene Mehrheit verloren geht. Vier Abtrünnige aus den eigenen Reihen reichen, um ihm die politische Niederlage seines Lebens zu bereiten.

Das alles geschieht vor dem Hintergrund dramatischer volkswirtschaftlicher Daten der Republik. Die Regierung kann kaum noch Schritt halten mit den fast täglich neuen Hiobsbotschaften von allen Fronten des deutschen Sozialstaats.

Wo Schröder und seine Mannschaft im Moment auch hinblicken, sie sehen in den Abgrund. Der Zustand der Staatsfinanzen? Miserabel. Die Sozialversicherungssysteme? Außer Kontrolle. Der Arbeitsmarkt? Katastrophal.

* Bei der 140-Jahr-Feier der SPD am 23. Mai in Berlin.

Fahrplan zur Agenda 2010

18. Juni Sondersitzung des Bundestages: Erste Lesung der **Gesundheitsreform**.

Zweite Junihälfte Abschluss-Sitzung der **Gemeindefinanz-Kommission**.

8. Juli Voraussichtlich zweite und dritte Lesung der Gesundheitsreform, Überweisung an den Bundesrat.

bis Juli Formulierung der Eckpunkte zu den **übrigen Reformprojekten der Agenda**.

bis September Fertigstellung der Gesetzentwürfe.

26. September Abstimmung im Bundesrat über die Gesundheitsreform.

bis Oktober Fertigstellung des Gesetzentwurfs zur Gemeindefinanzreform.

bis Dezember Abstimmung im Bundestag über die Gesetzesvorlagen und Überweisung an den Bundesrat. Für nicht zustimmungspflichtige Gesetze, die vom Bundesrat abgelehnt werden, benötigt Schröder die Kanzlermehrheit. Zustimmungspflichtige Gesetze werden bei Ablehnung an den Vermittlungsausschuss weitergeleitet.

DER SPIEGEL

Fast schon panisch reagieren die Koalitionäre auf die schlimmen Zahlen. Die Grünen fordern bereits – so unrealistisch es auch sein mag – drastische Rentenkürzungen; der Finanzminister stellt die von ihm selbst konzipierte Steuerförderung der Riester-Rente in Frage. „Wenn jeder eine Zusatz-Rente à la Riester abschließen würde, würde uns das jährlich zehn Milliarden Euro kosten“, beschrieb Hans Eichel seinen Alptraum bei einer Klausurtagung der SPD-Haushaltsexperten.

Allein in diesem Jahr muss Eichel, des Kanzlers Mann für den Mangel, doppelt so viele Schulden machen wie geplant. 38 Milliarden Euro wird er sich pumpen. Ob er damit auskommt, ist ungewiss.

Im nächsten Jahr fehlen weitere 15 Milliarden Euro. Von der Sanierung des Haushalts, von der Rückzahlung der Schulden gar, kann damit keine Rede mehr sein. Schon heute muss der Bund 38 Milliarden Euro an Zinsen zahlen. Mit neuen Schulden aber wächst diese Last immer weiter. Jeder sechste Euro, den Eichel ausgibt, dient schon jetzt der Zinszahlung.

Es kommt noch schlimmer: Allein in diesem Jahr wird der Finanzminister bis zu zwölf

Milliarden Euro an die Bundesanstalt für Arbeit zahlen müssen. Ursprünglich sollte die Nürnberger Mammuthbehörde ohne einen Zuschuss aus Berlin auskommen, doch anstatt zu sinken, steigt die Arbeitslosigkeit wegen der schlechten Wirtschaftslage weiter: Knapp 4,5 Millionen Arbeitslose gab es zuvor noch nie in einem Mai seit der Wiedervereinigung.

Die Arbeitslosenversicherung ist nicht das einzige Sozialsystem, das wegen der miserablen Konjunktur in die Schieflage geraten ist: In den gesetzlichen Krankenkassen sind seit Amtsantritt von Sozialministerin Ulla Schmidt die Beiträge von durchschnittlich 13,5 Prozent des Bruttolohns auf 14,4 Prozent geklettert. Bis zum Jahresende droht gar ein Anstieg auf 15 Prozent.

Auch bei der Rente wird den Einzählern ständig mehr abgeknöpft, obwohl die Staatskasse allein in diesem Jahr 77 Milliarden Euro zuschießt. Voraussichtlich 19,9 Prozent des Bruttolohns werden Arbeitnehmer und Arbeitgeber am Jahresende gemeinsam berappen müssen.

Während in der SPD noch lautstark über die Kanzler-Agenda gestritten wurde, planten Fachminister und Koalitionäre bereits Notmaßnahmen, nur um das nächste Jahr zu überstehen. So hat Eichel seiner Kollegin Ulla Schmidt entgegen allen Dementis bereits mitgeteilt, wo er bei der Rente sparen will. Der Zuschuss des Bundes wird danach auf dem Stand des Jahres 2003 von etwa 77 Milliarden Euro eingefroren. Eichel hofft, auf diese Weise im nächsten Jahr 1,3 Milliarden Euro einsparen zu können. Dazu bedürfte es nur eines Minigesetzes mit gerade einmal drei Paragraphen, ließ er den Beamten des Sozialministeriums mitteilen.

Doch Ulla Schmidt will nicht, denn sie müsste das fehlende Geld durch steigende

Sozialbeiträge bei Betrieben und Beschäftigten ausgleichen – angesichts der schwierigen Konjunktur- und Arbeitsmarktlage eine „Schnapsidee“, wie ihre Vertrauten klagen.

Doch auch die Sozialministerin weiß, dass bei der Rente dringend gespart werden muss. Nach ihren Vorstellungen soll langfristig eine neue Rentenformel den Ausgabenanstieg dämpfen, während gleichzeitig ein Sofortprogramm verhindern könnte, dass die Beiträge im nächsten Jahr weiter so stark steigen wie bisher.

Bereits ab 2004 würden die jährlichen Rentenerhöhungen nach neuen Kriterien berechnet und, anders als bisher, nicht mehr so stark steigen wie die Bruttoeinkommen der Beschäftigten.

Zudem denken Schmidts Experten darüber nach, wieder einmal die eiserne Reserve der Rentenversicherung anzuzapfen. Die gesetzlich geforderte Rücklage von derzeit einer halben Monatsausgabe soll weiter eingedampft werden. Auch ein Verkauf des umfangreichen Immobilienbesitzes einzelner Alterskassen wird erneut geprüft. Alle Maßnahmen zusammen könnten den erwarteten Beitragsanstieg um rund 0,2 Prozentpunkte drosseln.

Wenig hält die Ministerin dagegen von dem Vorschlag der Grünen, den Rentnern im nächsten Jahr einfach eine Nullrunde zu verordnen. Der Schnitt würde maximalen Verdruss bei den Senioren schaffen, die Rentenfinanzen aber nur wenig verbessern. Die Experten rechnen mit einem Plus von wenigen hundert Millionen Euro – zu wenig, um den Beitragssatzanstieg messbar dämpfen zu können.

Zudem droht bei einer plumpen Nullrunde eine erneute Klagewelle verärgelter Rentner. Bereits im vergangenen Jahr



Unionsspitzen Stoiber, Merkel: „Was der SPD-Parteitag beschließt, wird ohnehin nicht Gesetz“

MARC DARCHINGER

hatte das Bundessozialgericht entschieden, dass die Renten Jahr für Jahr mindestens in Höhe der Löhne oder der Inflationsrate angepasst werden müssen. Damit ist der Spielraum für staatliche Eingriffe denkbar eng.

Dagegen ist die schrittweise Erhöhung des Rentenalters auf 67 Jahre nach 2011 bereits beschlossene Sache. Das entsprechende Gesetz will Ulla Schmidt noch in dieser Legislaturperiode auf den Weg bringen.

Den Grünen geht das noch nicht weit genug. So möchte Fraktionschefin Katrin Göring-Eckardt einen ersten Versuch wagen, Beamte und Selbständige in die Rentenversicherung einzubeziehen. Danach soll der Staat künftig für neu eingestellte Staatsdiener Beiträge zahlen – und ihre Pensionen im Alter nach den Grundsätzen der gesetzlichen Rente berechnen.

Ein Koalitionsstreit um die Zukunft der Altersvorsorge ist das Letzte, was der Kanzler im Moment gebrauchen kann. Er hat genug damit zu tun, seine Agenda 2010 in den kommenden Wochen und Monaten durch das Parlament zu schleusen. Spätestens bis Dezember soll das komplette Programm – in mindestens fünf Pakete aufgesplittet – auf dem parlamentarischen Weg sein:

- ▶ die Gesundheitsreform, die auf Effizienzverbesserungen und mehr Wettbe-

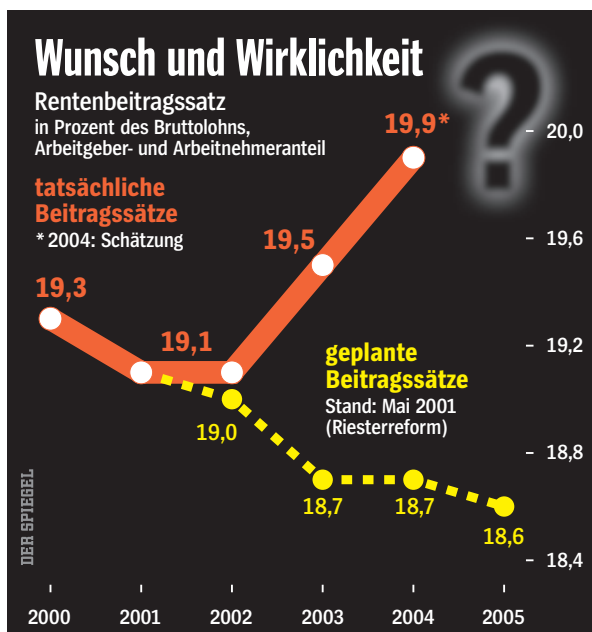
werb setzt, Brillenträger stärker belastet und die Kassen von versicherungsfremden Leistungen wie Mutterschafts- oder Sterbegeld entlasten soll;

- ▶ die Gemeindefinanzreform, die voraussichtlich auch Kleinunternehmer wie Anwaltskanzleien oder Architekturbüros der Gewerbesteuer unterwirft und den Kommunen wieder einigermaßen stabile Einnahmen garantieren soll;

- ▶ der Umbau der Bundesanstalt für Arbeit samt ihren Außenstellen zu echten Arbeitsvermittlungsstellen;
- ▶ die Verschmelzung der Arbeitslosenhilfe mit der Sozialhilfe zum neuen Arbeitslosengeld II;
- ▶ ein neues Kündigungsschutzrecht, wonach Betriebe mit weniger als fünf Beschäftigten künftig in gewissem Umfang befristet Mitarbeiter einstellen können.

Das Problem des Kanzlers mit diesem Paket ist vor allem auch eines für SPD-Fraktionschef Franz Müntefering: Nicht nur einmal, sondern immer wieder bis zum Ende des Jahres muss Müntefering seine unruhige Truppe beisammenhalten. Von der Union dürfen sich die Regierenden keine Unterstützung im Kampf gegen die Kritiker in den eigenen Reihen erhoffen, im Gegenteil: Jedes Reformgesetz, das Schröder einbringt, wollen die Christdemokraten in Bundestag und Bundesrat zunächst rundheraus ablehnen.

Selbst sämtliche nicht zustimmungspflichtigen Gesetze wollen die Länderfürsten von CDU und CSU mit ihrer Mehrheit im Bundesrat wie-



Senioren bei einer Kulturveranstaltung (in Essen): Bei einer plumpen Nullrunde droht eine erneute Klagewelle



der unter die Reichstagskuppel zurückverweisen, wo sie dann mit Kanzlermehrheit verabschiedet werden müssten.

„Wir werden über die Reformen mit der rot-grünen Regierung nicht in irgendwelchen Kungelrunden verhandeln, sondern im Vermittlungsausschuss“, kündigt Bayern-Premier Edmund Stoiber bereits an. „Das gilt für das Paket der Arbeitsmarktreform genauso wie für die Gesundheitspolitik.“

Auf diese Weise soll Schröder gezwungen werden, ein ums andere Mal um seine Kanzlermehrheit zu kämpfen – und sich dabei aufzureiben. Denn bei den Christdemokraten wächst die Hoffnung, die Regierung könne über den Streit um die Reformen stürzen.

Um Schröder ein frühes Entgegenkommen unmöglich zu machen – was die Union in eine taktische Zwangslage bringen würde –, formulieren führende Christdemokraten Bedingungen für eine Einigung, die für die Sozialdemokraten derzeit unannehmbar sind. „Die SPD wird sich darauf einstellen müssen, dass wir für Neueinstellungen in Betrieben mit weniger als 20 Mitarbeitern den Kündigungsschutz flexibilisieren und für jeden Betrieb gesetzliche Bündnisse für Arbeit ermöglichen werden“, sagt CSU-Chef Stoiber. „Was der SPD-Parteitag zur Agenda 2010 beschließt, wird ohnehin nicht Gesetz, weil wir die Vorschläge verändern werden.“

Differenzen gibt es in CDU und CSU vor allem über taktische Fragen. Im kleinen Kreis zeigte sich die CDU-Vorsitzende Angela Merkel verärgert über CSU-Vize Horst Seehofer. Der hatte vergangene Woche im SPIEGEL eine Totalblockade gegen die rot-grüne Gesundheitsreform angekündigt. Merkel dagegen will zumindest nach außen den Eindruck vermitteln, die Christdemokraten seien jederzeit verhandlungsbereit.

Um dem Blockadevorwurf zu entgehen und Einigungswillen zu demonstrieren, schlägt Stoiber der SPD vor, ein „auf die nächsten fünf Jahre angelegtes verlässliches Steuermoratorium mit einer schrittweisen Senkung der Steuerlast zwischen den Parteien“ zu vereinbaren.

Schon lassen die zuständigen Minister prüfen, mit welchen Forderungen der Union man sich notfalls arrangieren könnte, um die Zustimmung des Bundesrats doch noch zu bekommen.

Vor allem Sozialministerin Schmidt, die in den nächsten drei Wochen ihre Gesundheitsreform durch den Bundestag bringen möchte, entwirft bereits heimlich die Grundlinien für eine – womöglich kompromissfähige – Reform der Reform.

► Mehr Wahlfreiheit: Geht es nach dem Willen der Union, sollen nach dem Vorbild der Privatversicherung auch Kassenpatienten eine Arztrechnung bekommen, die sie dann einreichen und anschließend von ihrer Kasse erstattet



Grüne Fraktionschefin Göring-Eckardt: Streichliste für Subventionen

bekommen. Schmidt will jetzt prüfen, ob sie dem zustimmen kann.

► Weniger Bürokratie: An die Stelle der geplanten Kontrollbehörde könnte eine Stiftung treten, in der sich Ärzte und Krankenkassen gemeinsam auf Therapieleitlinien einigen. Damit würde Schmidt den Vorwurf der Union entkräften, sie betreibe Staatsmedizin.

► Kein Versandhandel mit Arzneimitteln: Unter Druck der Union wäre Schmidt bereit, auf die Zulassung von Internet-Apotheken zu verzichten. Die Ministerin spekuliert darauf, dass die Liberalisierung des Arzneimittelhandels auch ohne ihr Zutun auf europäischer Ebene erzwungen wird.

Selbst wenn es der Ressortchefin gelingen sollte, mit diesen Änderungen zumindest ihren Teil der Agenda durchzubekommen – der Kanzler und seine Minister wissen, dass sie die Umwandlung ihres jetzigen Reformprogramms in Paragraphen als den leichtesten Teil ihres Jobs betrachten müssen.

Die Staatsfinanzen sind inzwischen so sehr außer Kontrolle geraten, dass alle Ausgaben auf den Prüfstand gehören. Das kann richtig wehtun.

Vor allem die jungen Politiker der Koalition ignorieren inzwischen die alten Tabus. „Es darf keine Schutzzäune mehr für die Entfernungspauschale und die Steuerbefreiung von Sonntags- und Nachtschlägen geben“, fordert Antje Hermenau, 38, die haushaltspolitische Sprecherin der Grünen. „Das wird wohl demnächst zur Sprache kommen“, meint auch der SPD-Haushaltsexperte Carsten Schneider, 27.

„Subventionsabbau mit gezielten Schwerpunkten“ peilt ein Grundsatzpapier der Grünen von Katrin Göring-Eckardt, Krista Sager, Fritz Kuhn und Reinhard Loske an; es soll an diesem Montag im Parteirat verabschiedet werden. Mögliches Ergebnis:

Einsparungen von vier bis sechs Milliarden Euro allein für 2004 – zum Beispiel durch Abschmelzen der Eigenheimzulage für Neubauten und Abschaffung der Mehrwertsteuerbefreiung bei Auslandsflügen.

In diesem Papier wird auch die im Herbst 2000 eingeführte Entfernungspauschale kritisiert. Sie koste jährlich drei bis vier Milliarden Euro und fördere das „Fernpendeln und damit Zersiedelung und Flächenverbrauch“. Zudem sei sie sozial unausgewogen, weil durch die Kopplung an die Einkommensteuer „höhere Einkommen höhere Erstattungen bekommen als Geringverdiener“.

Noch weigert sich die SPD, wenn auch mit nachlassendem Widerstand. Vorläufig hat die Fraktionsführung das von der Union im März abgeschmetterte „Steuervergünstigungsabbaugesetz“ wieder aus den Schubladen geholt – und zentrale Punkte wie die Kürzung der Eigenheimzulage oder die Gewinnmindestbesteuerung nach wie vor für gut befunden.

Die Grünen nehmen darüber hinaus die teuren Kohlesubventionen ins Visier. Zwischen 2005, wenn die bestehende Kohlevereinbarung ausläuft, und 2010 sollen die Milliardenlasten auf null reduziert werden. Der Steinkohlebergbau in Deutschland wäre damit Geschichte.

Einigkeit bei Roten und Grünen besteht nur darin, dass die Verabschiedung der Agenda 2010 allenfalls ein bescheidener Aufgalopp sein kann. Die noch folgenden Zumutungen und Einschnitte werden härter und schmerzhafter werden. „Eine Menge Diskussionen“ erwartet SPD-Fraktionschef Müntefering: „Allen ist klar, dass das eine heiße Nummer wird bis zum Herbst.“

KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN, HORAND KNAUP, ALEXANDER NEUBACHER, RALF NEUKIRCH, CHRISTIAN REIERMANN, GERO ROSENKRANZ, MICHAEL SAUGA

NORDRHEIN-WESTFALEN

Der Fremdling

Eine Woche lang beherrschte Ministerpräsident Peer Steinbrück die Berliner Bühne – aber so ganz hatte er das nicht gewollt. Jetzt weiß er, wie Politik funktioniert.



FELIX FONTANE / DDP

SPD-Politiker Schröder, Steinbrück, Clement: „Jeder Satz artet in Überschlagen aus“

Ganz still sitzt er da, auf einem großen, bunten Sofa, und er weiß nicht, was er mit seinen Händen anfangen soll. Das Wohnzimmer ist voller Menschen, aber niemand spricht mit ihm, obwohl er Peer Steinbrück ist, der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen.

Es ist der Donnerstag voriger Woche, genau zehn Jahre nachdem bei einem Brandanschlag in Solingen fünf Mitglieder der Familie Genç ums Leben gekommen waren. Jetzt sind hohe Politiker zu Gast bei der Überlebenden Mevlüde Genç, darunter Johannes Rau, der Bundespräsident, und Steinbrück. Rau redet mit Frau Genç, Steinbrück beobachtet. Manchmal lächelt er, aber nur kurz. Dann nimmt er sich einen Teller mit Fladenbrot und türkischen Vorspeisen. Es sieht aus, als äße er, um etwas zu machen, irgendetwas. Am Ende gibt er Frau Genç seine Visitenkarte.

Früher, in den achtziger Jahren, war Steinbrück Büroleiter bei Rau, der damals Ministerpräsident war, und manchmal wirkt er, als wäre er das noch immer. Er sitzt auf diesem Sofa wie jemand, der zufällig in etwas hineingeraten ist, wie einer, der nicht dazugehört, aber etwas zu essen bekommt, jetzt, wo er schon mal da ist.

Draußen auf der Straße sagt er einem Mann vom Fernsehen, dass es ein sehr beeindruckender Besuch gewesen sei.

Der Journalist fragt noch, ob Steinbrück demnächst ins Studio kommen möchte,

wegen der Regierungskoalition. Nein, sagt Steinbrück, zurzeit lieber nicht. „Im Moment artet jeder Satz von mir in Überschlagen aus, das müssen Sie verstehen.“ Er steigt in seine gepanzerte Limousine und fährt davon, wie ein Flüchtender, der noch nicht verstanden hat, dass jemand wie er eine politische Überschwemmung verursachen kann.

Kann er aber. In der vergangenen Woche hat niemand anders als Peer Steinbrück die Schlagzeilen beherrscht, täglich auf Seite eins der Zeitungen. Er hatte die rot-grüne Koalition in Nordrhein-Westfalen in Frage gestellt und sah sich plötzlich zu einer Art Herausforderer des Kanzlers gekürt. So ganz hatte er das nicht gewollt. Irgendwas war schief gelaufen. Politik funktionierte offenbar anders, als es sich Steinbrück gedacht hatte.

Als er im vorigen November in Düsseldorf Nachfolger von Wolfgang Clement wurde, fand er sich in einer Rolle wieder, die für ihn nicht vorgesehen war. Er hatte eine ordentliche Karriere als Mann im Hintergrund hinge-

Grünen-Politikerin Höhn*
Mehr um Igel kümmern

legt, diente vielen Politikern als Referent, wurde Staatssekretär, Wirtschaftsminister in Schleswig-Holstein und schließlich Finanzminister in Nordrhein-Westfalen. Entwürfe schreiben, sich um Zahlen kümmern, das war Steinbrücks politisches Leben. Da kennt er sich aus.

Aus dieser Zeit, in der die großen Scheinwerfer nicht auf ihn gerichtet waren, hat er sich eine Sachlichkeit und Aufrichtigkeit bewahrt, die im persönlichen Gespräch gewinnend sein kann. Keine Schnörkel, keine Pirouetten, er redet nicht wie einer, der in jeder Frage eine Machtfrage sieht. Steinbrück war viele Jahre in der Politik, ohne politisch sein zu müssen.

Jetzt und zu seiner eigenen Überraschung steht er an der Spitze des wirtschaftlich wichtigsten Bundeslandes, und er muss sich politisch verhalten, aber er kann es nicht. Er hat es nicht gelernt. Auch deshalb hat er einen Schlamassel angerichtet, der ihn selbst am meisten gefährdet.

Steinbrücks sieben Monate als Ministerpräsident waren für ihn eine Zeit in der Fremde. Er, der in Norddeutschland groß geworden ist, war Fremdling gegenüber einem Landesvolk, das nicht die Zurückhaltung schätzt, sondern Frohsinn und Herzlichkeit. Er war Fremdling gegenüber einem Koalitionspartner, der sich mehr um Igel kümmern möchte als um Wirtschaftsförderung. Und er war Fremdling gegenüber einer Partei, die seit Jahrzehnten das Alte gegen das Neue verteidigt.

Irgendwie war ihm schon klar, dass er all diese Leute für sich gewinnen muss, um ein erfolgreicher Politiker sein zu können. Aber noch stärker war der Wunsch, das zu tun und zu sagen, was er denkt: dass Nordrhein-Westfalen und Deutschland nur mit radikalen Reformen zu helfen ist, mit entschlossener Wirtschaftsförderung.

Mit den Grünen, merkte er rasch, ist das nicht zu machen. Deshalb überlegte sich Peer Steinbrück einen Plan. Es sollte sein Debüt als echter Politiker werden.

Er sah mit Sorge einen Landesparteitag der Grünen auf sich zukom-

* Mit Bauminister Michael Vesper.



KIRSTEN NEUMANN / DDP

Showdown am Rhein

Ministerpräsident Steinbrück hat die Rechnung ohne die Partei gemacht:
Den Genossen im SPD-Kernland graut vor einem Koalitionswechsel.



Schartau, Demonstranten*: „Völlig fassungslos“

Als Kaiser Wilhelm II. 1899 den Dortmunder Hafen einweihte, hatten Aufrührer eine rote Fahne an der Zeche Hansa gehisst. Auch gegen Belohnung war niemand bereit, diese Provokation zu beseitigen.

Respekt vor der Obrigkeit geht den Menschen im Revier noch heute ab. Das bekommt nun auch Peer Steinbrück, der Ministerpräsident des Landes, zu spüren.

Als in der Zeche am vergangenen Dienstag der 140. Geburtstag der Partei gefeiert wurde, ließ kaum einer der anwesenden Genossen ein gutes Haar am NRW-Spitzenmann. Wie er die Grünen glatt bürstet? Unerhört. Dass er die Liberalen als Koalitionäre ins Gespräch bringt? Eine Zumutung.

Die Leute in den Ortsvereinen seien „völlig fassungslos“, beschreibt die Dortmunder Bundestagsabgeordnete Ulla Burchardt die Stimmung an der Basis. Die Genossen fühlten sich dupiert: „Wir verstehen einfach nicht, warum er das macht.“

Der Mann hat die Rechnung ganz offensichtlich ohne die Partei gemacht. Überall im Kernland der Sozialdemokratie regt sich Widerstand gegen Steinbrücks Kurs, die rot-grüne Koalition in Frage zu stellen. Die Mitglieder empört vor allem, dass er dafür die Liberalen ins Spiel gebracht hat.

* Bei der ersten SPD-Regionalkonferenz in Bonn.

„Die Leute haben nicht vergessen, dass es die FDP war, die Helmut Schmidt aus der Regierung gejagt hat“, meint Friedhelm Julius Beucher, Unterbezirksvorsitzender im Oberbergischen Kreis. Beucher schätzt, dass höchstens ein Fünftel der Mitglieder bereit ist zu einem Koalitionswechsel.

Noch weniger dürften in Dortmund wechselwillig sein, dem mitgliederstärksten Unterbezirk der Partei. „95 Prozent der Mitglieder sind für Rot-Grün“, vermutet der Ortsvereinsvorsitzende Till Hübscher. Selbst Traditionssozis, die die goldene Ehrennadel der SPD für 50-jährige Mitgliedschaft tragen, haben sich inzwischen an die Grünen gewöhnt. „Einer wie Westewelle passt nicht zu uns“, sagt der Dortmunder Altgenosse Horst Ehm, 76.

Als in der vergangenen Woche die Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiecek-Zeul zur Geburtstagsfeier nach Dortmund kam, warnte sie davor, dass sich zwischen Spitze und Basis in NRW ein Riss auftut: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Parteibasis die Wendung zur FDP akzeptiert.“ Den Genossen aber sprach sie Trost zu: „Danke an die Basis, die es nicht immer einfach hat.“ Und mit einem Seitenhieb auf Steinbrück bekannte sie: „Eure Disziplin täte auch anderen gut.“

Als zutiefst unsolidarisch empfinden viele in der Bundespartei den Vorstoß des NRW-Ministerpräsidenten ausgerechnet in der Woche nach dem guten Abschneiden seines Kollegen Henning Scherf bei den Bremer Bürgerschaftswahlen. Endlich kamen wieder einmal positive Meldungen aus der SPD – und prompt waren sie vergessen.

Ähnlich vergrätzt sind die Grünen im bevölkerungsreichsten Bundesland. Vor sieben Monaten, als Steinbrück Ministerpräsident wurde, war Fraktionsgeschäftsführer Johannes Rimmel noch guter Dinge: „Nach seinem Amtsantritt hatten wir überraschend sachliche und angenehme Gespräche.“

Seit der Ministerpräsident aber von seiner Silvester-Reise zur Jungfernfahrt des Transrapid in Shanghai zurückgekehrt ist, zeige dieser sich von einer anderen Seite. Erst wurde die Streitereien als „Geschwindigkeitsrausch“ abgetan: Steinbrück gehe im Land alles zu langsam, seit er mit Tempo 431 km/h durch China gebräust sei. Nun aber hat der Konflikt eine Eigendynamik gewonnen. „Wir lassen uns nicht peeren und federn“, kalauert Rimmel. „Wenn jemand ziehen will, dann können wir ihn nicht aufhalten.“

Eine unangenehme Situation vor allem für den SPD-Landeschef Harald Schartau: Einerseits kann er Rot-Gelb in Düsseldorf nicht ausschließen. Andererseits weiß der Spitzensozi genau, dass er damit bei den Mitgliedern schwer durchkommt: „Die Basis kann sich einen Wechsel nicht vorstellen.“ Schon aber machen in Düsseldorf Gerüchte die Runde, wie ein neues Kabinett aussehen könnte. So soll SPD-Innenminister Fritz Behrens seinen Posten für einen FDP-Politiker räumen, auch das Wissenschaftsressort fiele demnach an die Liberalen. „Absurder Quatsch“, lautet dazu Schartaus Kommentar.

Über einen Koalitionswechsel entscheiden ohnehin weder Schartau noch der Ministerpräsident, sondern die Parteimitglieder. Schon bald könnte es zum Showdown kommen, am 14. Juni ist Landesparteitag in Bochum. Eigentlich sollte es um Bildungspolitik gehen, doch schon jetzt ist absehbar: Dort wird sich alles um die Koalitionsfrage drehen – und damit womöglich auch um Steinbrücks Zukunft.

BARBARA SCHMID

SPD-Heimat

MITGLIEDER

bundesweit **693 894**
davon aus
Nordrhein-
Westfalen **194 652**
das entspricht **28,1%**

BUNDESTAGSFRAKTION

gesamt **251**
davon aus NRW **60**
das entspricht **23,9%**

Stand: 31.12.2002

men. Er fürchtete, dort würde die ihm auch persönlich unerträgliche Umweltministerin Bärbel Höhn gegen seine Politik agitieren und vielleicht sogar Beschlüsse fassen lassen. Dem musste er zuvorkommen, dachte sich Steinbrück.

Es sollte alles ganz geordnet zugehen: Eine öffentliche Mahnung an die Grünen vor dem Parteitag, ihnen zeigen, dass der Ministerpräsident eine Alternative hat, die FDP. So entschlossen mit einem Koalitionswechsel drohen, dass die Grünen weich werden. Und wenn sie nicht weich werden, die Koalition tatsächlich wechseln. Das war der Plan.

Aber irgendwie stand der Mensch Steinbrück dem Politiker Steinbrück im Wege. Denn dieser Mensch ist nicht so kühl und zurückhaltend, wie er häufig wirkt. Er ist ein Polterer, ein Mann, dem die Emotionen hin und wieder über den Deich fluten.

Er muss sich die Augen gerieben haben. Er, Schröders treuester Gehilfe in Sachen Agenda 2010, plötzlich ein Widersacher des Kanzlers? Bald liefen Gerüchte um, er habe den Streit provoziert, um Schröder zu stürzen und den Superminister Clement ins Kanzleramt zu bringen.

In Steinbrücks Plan standen solche Dinge nicht drin.

Mit Schröder hat er sich schnell wieder halbwegs vertragen. Von einem Gespräch am Mittwoch im Kanzleramt nahm er mit, dass er bis Mitte Juli versuchen solle, mit den Grünen einen Haushaltsplan zu entwerfen. Gelingt das nicht, darf er mit Schröders Segen zur FDP wechseln.

Aber auch das rettet Steinbrücks Plan nicht. Denn im allgemeinen Aufruhr wurde klar, dass die Liberalen der SPD-Basis weithin verhasst sind (siehe Seite 28). Das haben natürlich auch die Grünen mitbekommen. Und deshalb müssen sie nicht

Es geht nun mehr denn je um eine Machtfrage. In zwei Jahren sind Wahlen in Nordrhein-Westfalen, und bei den Umfragen liegt die SPD weit hinter der Union. Gefesselt an die widerspenstigen Grünen wird sich Steinbrück kaum als der Mann profilieren können, der für seine Bürger Arbeitsplätze sichert.

Noch schwerer wird es für ihn sein, ein richtiger Landesvater zu werden, einer, wie Johannes Rau es bis 1998 war und vielleicht immer noch ein bisschen ist.

Raus Schultern hängen, als er am vergangenen Donnerstag von einem Holzpodest hinabspricht, vor dem Grundstück, auf dem einmal das Haus der Familie Genz stand. Ein paar hundert Menschen sind nach Solingen zu der Gedenkfeier gekommen, und der frühere Ministerpräsident erzählt ihnen, wie das damals war. Wie er einen Anruf bekam, bei dem er erfuhr, was passiert war, es war sehr früh morgens, „ich hab mich selber ins Auto gesetzt und bin hierher gefahren, ich konnte ja nicht auf den Fahrer warten“, sagt er, und ein Applaus bricht los, laut und lange anhaltend. So muss er sein, ein Landesvater.

Steinbrück steht neben Rau, aber hinter dem Podest, er sieht aus, als wäre er zwei Köpfe kleiner. Die Sonne knallt ihm auf den Kopf, er wischt Schweiß aus den Augen. Es sind Momente wie diese, in denen ihm klar werden könnte, wie die Menschen in Nordrhein-Westfalen sind. Die Arbeitslosigkeit, die Schulden, die schrumpfende Wirtschaft, das alles hatte unter Rau begonnen und war unter Clement weitergegangen. Aber Rau setzt sich ins Auto und fährt los. Rau kann gut Witze erzählen, und Clement kann ein Glas Bier schneller austrinken als andere ein Glas Schnaps. Steinbrück kann andere Sachen, aber so was nicht.

Er wollte eigentlich nicht reden, aber dann steigt er doch hoch, es muss ja etwas passieren. Er spricht mit seinem norddeutschen Akzent und sagt Sätze wie: „Man muss sich manchmal von seinen eigenen paar Schuhen trennen und sich in das Paar Schuhe des Nachbarn hineinversetzen.“

Am Freitag ist Steinbrück morgens um elf im Düsseldorf Ständehaus. Er verleiht den Landesorden an 20 Menschen, die sich um Nordrhein-Westfalen verdient gemacht haben. Ein Artist ist dabei, der mit Charlie Chaplin zusammengearbeitet hat. Inzwischen ist er 94 Jahre alt und geht am Stock. Als er vorn steht, legt er das eine Ende seines Gehstocks auf die Schulter des Ministerpräsidenten und das andere Ende auf die Schulter eines zweiten Helfers; dann zieht er sich an dem Stock hoch und macht einen Felgaufschwung.

Peer Steinbrück sagt, was er an solchen Menschen bewundere, sei, dass sie Verdienste haben, die dauerhaft sind. „Sie sind keine Helden des Augenblicks, von denen es so viele gibt“, sagt er.

MATTHIAS GEYER,
DIRK KURBUJWEIT



Steinbrück bei Gedenkfeier in Solingen*: „In die Schuhe des Nachbarn hineinversetzen“

In der Woche vor dem Parteitag schimpfte Steinbrück auf Berliner Versammlungen von SPD-Politikern gegen die Grünen. Er wusste nicht, dass in der Hauptstadt alles sofort weitergeplaudert wird. Er war auch hier, auf dem bundespolitischen Parkett, ein Fremdling. Bevor er die Grünen mit wohlgesetzten Worten ermahnen konnte, schwirrten schon Gerüchte über seine Wutausbrüche durch den politischen Raum. So geriet die Sache langsam aus dem Ruder.

Steinbrück hatte zudem nicht bedacht, dass der Kanzler kurz vor dem Sonderparteitag am 1. Juni keine Unruhe in der Partei wollte. Es gab einen großen Tumult, der in einer Überschrift der „Süddeutschen Zeitung“ auf Seite eins gipfelte: „Steinbrück fordert Schröder heraus“.

die Zugeständnisse machen, die sich Steinbrück erhofft, zum Beispiel den Flughafen Düsseldorf zu einer internationalen Drehscheibe ausbauen.

So steht er am Ende zweier turbulenter Wochen nicht gerade glänzend da. Zwar hat er wohl Recht, dass die rot-grüne Koalition in Düsseldorf nach acht Jahren ausgeblutet ist. Aber der Wechsel zur FDP ist schwerer geworden, sein Plan fürs Erste gescheitert.

Nun kommt der nächste Anlauf. Es geht jetzt für Steinbrück um eine der klassischen Aufgaben eines Politikers: Überzeugungsarbeit. Er muss tief in seiner eigenen Partei Stimmung gegen die Grünen schüren, damit die Drohkulisse wieder glaubhaft wird. Unterstützung für seinen Kurs bekam er vorigen Freitag vom Landesvorstand.

* Mit Bundespräsident Rau und Übersetzer.

Werbeseite

Werbeseite

SOZIALDEMOKRATEN

Der Regierungssprecher

Olaf Scholz soll als Generalsekretär das Profil der SPD schärfen.
Doch er begreift sich eher als Erfüllungsgehilfe des Kanzlers.

An jedem Montag nach den Präsidiumssitzungen wappnet sich Olaf Scholz, Generalsekretär der SPD, mit einem Panzer der Selbstgewissheit, setzt ein spöttisches Lächeln auf und tritt in der Lobby der Parteizentrale vor die Presse. Eine überlebensgroße Figur von Willy Brandt erinnert an die glorreiche Vergangenheit. Davor steht er: ein mittelgroßer, mitteldicker Mann im grauen Anzug, dem langsam die Haare ausgehen. Er soll die neue SPD verkörpern. Scholz hasst diese Auftritte.

Es ist immer dasselbe: Er will über die Opposition schimpfen. Die Journalisten wollen lieber herausfinden, aus welcher Ecke der SPD die nächste Attacke auf die Bundesregierung zu erwarten ist. Da muss er gegenhalten.

Also versteckt sich Scholz hinter Satzungen wie: „Wir müssen sicherstellen, dass das sozialdemokratische Herz mit einem Gerechtigkeitsbegriff schwingt, der zur Agenda 2010 passt“; oder: „Wir brauchen eine Trendwende auf dem Arbeitsmarkt in der Richtung, dass gearbeitet wird.“ Er sagt „ge-ar-bei-tet“, als läse er einer Grundschulklasse ein Diktat vor. Er klingt wie ein Regierungssprecher. Die Auftritte haben ihm Spitznamen wie „Scholzomat“ und „Beton-Olaf“ eingebracht.

Bei Großveranstaltungen seiner Partei tritt Scholz auf wie die Vorgruppe des Kanzlers. Er redet meistens schon, bevor alle sitzen. Er sagt, dass die wirtschaftlichen Daten schlecht seien und noch schlechter würden. Er sagt, es sei „völlig in Ordnung“, dass die SPD die nötigen Einschnitte nicht leichten Herzens mache. Die Leute beginnen zu klatschen, wenn Schröder auf die Bühne tritt.

Scholz ist Schröders Ausputzer, obwohl er als Generalsekretär eher der Vordenker seines Parteichefs sein müsste. Er soll die Genossen auf Linie bringen und den gedanklichen Überbau für das Notprogramm liefern, das der Kanzler unter dem Titel



Festredner Scholz: „Alle finden, dass ich was kann“

„Agenda 2010“ zusammengezimmert hat. Die Partei müsse jetzt „die Sachentscheidungen der vergangenen Jahre ideologisieren“, sagt Scholz. Er sagt das wirklich so. Er meint: Die SPD soll dem Kanzler ein Alibi für die hektische Reparaturarbeit verschaffen.

Scholz, der sich selbst „starken politischen Sachverstand“ bescheinigt, gefällt sich in der Rolle des coolen Managers. „Alle finden, dass ich was kann“, stellte der 44-jährige Hamburger kurz nach seinem Amtsantritt fest. Erst galt er als größtes politisches Talent seiner Generation, dann als krasse Fehlbesetzung. Mal schützt ihn der Kanzler, mal watscht er ihn ab.

Seine größte Panne war, dass er die Sache mit dem Mitgliederbegehren falsch eingeschätzt hat. Er habe sich selbst gefragt, wann mal einer drauf komme, behauptete Scholz nachher. Doch als es so weit war, da

erfuhr der Generalsekretär davon aus den Tickermeldungen. Ein „großer emotionaler und inhaltlicher Fehler“ sei ihm da unterlaufen, schimpften ausgerechnet die Realos der SPD wie Susanne Kastner vom rechten „Seeheimer Kreis“. Dem Parteimanager fehle „ein Stück weit der Instinkt“.

Solche Kritik pflegt Scholz mit einem ärgerlichen Achselzucken wegzuwischen. Die ganze Aktion sei „konspirativ vorbereitet“ gewesen – und im Übrigen die Sache einer Minderheit. Er hatte nichts mitbekommen, also konnte es auch nichts Ernstes gewesen sein.

In den wilden Tagen des Streits vor dem Sonderparteitag erschien Scholz in der Sendung „Friedman“. Zu Beginn nahm der Gast im roten Plüschsessel Platz, legte die rechte Hand auf die Lehne und die linke auf sein Hosenbein und setzte ein freundliches Gesicht auf. Nach einer halben Stunde stieg ein erregter Michel Friedman seinem Gegenüber fast auf den Schoß. Scholz hatte sich noch kaum bewegt. Er wirkte, als hätte er eine Art Autopilot eingeschaltet.

Friedman: „Ihre Kritiker werfen Ihnen fehlende Emotionalität vor. Berührt Sie das?“

Scholz, unbewegt: „Klar. Das berührt mich.“

Friedman: „Das berührt Sie?“

Scholz: „Ja.“

Friedman: „Was machen Sie dann?“

Scholz: „Nichts.“

Führung heißt für Scholz, dass man ab und zu bereit sein muss, sich selbst in Gefahr zu bringen. Sich hinzustellen und klar zu machen: Ihr könnt mich killen. So gesehen wird man nach dem Sonderparteitag sagen können: Der Generalsekretär hat seine erste Bewährungsprobe bestanden. Er gehört jetzt neben Schröder, Franz Müntefering und Wolfgang Clement zu den wichtigsten Leuten der SPD. Die Gerüchte, der Parteivorsitzende werde ihn ablösen, sind verstummt. Stattdessen ist Scholz mal als Ersatz für Finanzminister Hans Eichel, mal als Nachfolger von Innenminister Otto Schily im Gespräch.

„Energisch, hochintelligent, fleißig bis zum Erbrechen – ein richtiges politisches Tier“, so beschreiben den Generalsekretär seine Unterstützer wie der Hamburger Bundestagsabgeordnete Johannes Kahrs. Persönlich kann er Scholz zwar nicht besonders gut leiden, aber in der SPD gebe es nicht zu wenig Herz und Wärme, sondern zu wenig Verstand. Deshalb sei der Parteimanager „Teil der Lösung und nicht des Problems“.

Olaf Scholz erzählt gern die Geschichte von Odysseus. Der griechische Held will

MARCO URBAN/DE



MARCO URBAN/DE

Sozialdemokrat Scholz*: Den gedanklichen Überbau für das Notprogramm liefern

unbedingt den Gesang der Sirenen hören, obwohl er weiß, dass die tückischen Sängergestalten den Tod bringen. Also lässt er sich an den Mast seines Schiffes fesseln und seiner Mannschaft Wachs in die Ohren stopfen, damit niemand den Lockrufen der Sirenen folgen kann. So, sagt Scholz, sei in etwa die Situation. Alle wollen einer verführerischen Illusion nachgeben, obwohl sie es doch besser wissen. Seine Aufgabe ist es, die Leute daran zu hindern, dass sie ins Verderben segeln.

Außer auf die „Odyssee“ beruft sich Scholz auch gern auf Heiner Geißler, den früheren Generalsekretär der CDU, um seinen intellektuellen und machtpolitischen Anspruch deutlich zu machen. Geißler findet den Sozialdemokraten „cool“: hanseatische Klappe, kann schwierige Situationen durchstehen – „gefällt mir“. Aber ein guter Generalsekretär, sagt Geißler, muss auch das Profil der Partei schärfen, er muss es verteidigen nach außen und innen.

Was ist das Sozialdemokratische an der Politik der SPD? „Dass wir den Sozialstaat lieben“, sagt Olaf Scholz. Was unterscheidet die SPD noch von der Union? „Dass wir meinen, was wir sagen.“ Trotz klingt das, überheblich und ziemlich hilflos.

Für Scholz ist klar, dass die Partei und also auch das Amt des Generalsekretärs von der Regierung nicht zu trennen sind. „Eine Kinderidee“ nennt er die Vorstellung, „dass es einen Kanzler gibt, der von den Bürgern für eine bestimmte Politik gewählt wird und man dann auf einem Parteitag einfach eine ganz andere Richtung beschließen kann“.

Dass die Wirklichkeit leider anders ist, als die Sozialpolitiker sie sich gern denken, haben die meisten Mitglieder der SPD ja eingesehen. Schwierig wird es für Scholz immer, wenn einer wissen will, warum die SPD noch kurz vor der Bundestagswahl im September all das ausgeschlossen hat, was sie nun für richtig hält, den Kündigungsschutz einzuschränken zum Beispiel

oder das Arbeitslosengeld zu kürzen. Der Wahlkampf habe darunter gelitten, dass „alle möglichen falschen Eindrücke“ geweckt worden seien, sagt Scholz dann und knetet die Finger unter dem Tisch, weil er weiß: Es ist vor allem der Kanzler selbst, auf den dieser Vorwurf zutrifft.

Olaf Scholz, Sohn eines Kaufmanns, mit 17 Jahren in die SPD eingetreten, um sich „für Gerechtigkeit einzusetzen“, war immer der Älteste unter den jungen Landesvorsitzenden der SPD, zumindest geistig. Er ist einer der wenigen unter 50, die noch die klassische Wandlung vom linksradikalen Juso-Funktionär zum selbst ernannten Pragmatiker durchlebt haben.

Eine Wahrheit seiner politischen Vergangenheit scheint für Scholz weiterhin zu stimmen: Das Sein bestimmt das Bewusstsein. Scholz tut das, was von ihm in seiner jeweiligen Rolle erwartet wird. Als er 1998 in den Bundestag kam, ging es für den Hamburger SPD-Chef darum, aus dem Heer der unbekannten Hinterbänkler herauszuragen. Und Scholz machte sich schnell einen Namen. Weil er es im Aus-



KAY NIETZOLD / DPA

Hamburger Innensenator Scholz (Juli 2001)
„Liberal, aber nicht doof“

schuss für Arbeit und Soziales an Sachkenntnis mit jedem Ministeriumsreferenten aufnahm – und weil er es wagte, dem Kanzler zu widersprechen. „Gerd, das ist ein sehr kompliziertes Thema, bei dem sich nicht alle auskennen“, belehrte der Parlamentsfrischling Schröder, als es um die 630-Mark-Jobs ging, und verlangte Änderungen an dessen Konzept. Schröder imponierte das. In einem Interview nannte er den Aufsteiger aus Hamburg-Altona als einen seiner möglichen Nachfolger.

Drei Jahre später schickte ihn die Parteispitze als Nachfolger des gescheiterten Innensenators Hartmuth Wrocklage nach Hamburg zurück. Scholz sollte die Bastion der SPD gegen den Rechtspopulisten Ronald Schill verteidigen. Also nannte der Jurist, der in Hamburg zuvor nie durch übertriebene Ordnungsliebe aufgefallen war, sich einen „strammen Maxe“, zog mit dem Slogan „Liberal, aber nicht doof“ durch die Stadt und räumte am Hauptbahnhof mit Gammel und Junkies auf. Die SPD verlor trotzdem.

Jetzt räumt Scholz für Schröder die deutsche Sozialdemokratie auf. Niemand, auch er selbst nicht, sei in die Partei eingetreten, um Sozialkürzungen zu verkünden, sagt er. Aber jetzt ist die wirtschaftliche Lage, wie sie ist, und kein Aufschwung wird die Politiker retten. Deshalb ist es richtig, was die Regierung jetzt macht. Deshalb muss die Partei „endlich ihr schlechtes Gewissen loswerden“, sagt Scholz.

Er selbst ist sein schlechtes Gewissen Anfang der neunziger Jahre losgeworden, als er Anwalt für Arbeitsrecht war und Bekanntschaft mit der Wirklichkeit außerhalb von Juso-Kongressen machte. Damals hat er Tausende Arbeitnehmer in Kündigungsschutzklagen vertreten. Er hat die Schwächen des Sozialstaats weidlich ausgenutzt. Er nennt sich heute einen „pragmatischen Linken“. Aber ist einer schon ein Reformier, bloß weil er den „Ideologieschrott“ entsorgt hat, wie Scholz seine Jugendüberzeugungen heute nennt?

Sein Programm „Innovation, Wachstum, Arbeit, Nachhaltigkeit“ greift reflexhaft auf die alten Instrumente zurück: Erbschaftsteuer, Vermögensteuer – mehr Kohle für den Staat, vorzugsweise zu holen bei denen, die er die „Reichen“ nennt.

Scholz hat sein Papier mit Absicht so genannt, dass die Anfangsbuchstaben das Wort „Iwan“ ergeben. Er selbst hielt das für einen ironischen Gag. Schröder dagegen fand den Titel „so was von dämlich“, dass das Konzept in „Wege zu einem neuen Fortschritt“ umgetauft und zum mittelfristigen Debattenbeitrag degradiert wurde.

Ein guter Generalsekretär, sagt Heiner Geißler, muss streiten für die Sache der Partei. Und nie, niemals darf er sich zum Sprachrohr des Kanzlers machen. So gesehen hat Olaf Scholz seine Bewährungsprobe noch vor sich.

TINA HILDEBRANDT

* Bei einer Pressekonferenz des SPD-Vorsitzenden Gerhard Schröder am 28. April im Berliner Willy-Brandt-Haus.



Afghanen-Hauptmann Rahman*: „Ich hätte sie gewarnt“

SOLDATEN

Tod bei Kabul

Ein deutscher Gebirgsjäger kam in Afghanistan ums Leben. Die Gegend ist stark vermint, ortskundige Begleiter fehlten.

Es wimmelt von Fliegen am Posten von Oberst Mohammed Daud. Sie überfallen jeden, der in die schwüle Hitze seines Kommandozeltes tritt, lassen sich schwarmweise auf den trockenen Keksen nieder, die der afghanische Oberst seinen Besuchern reicht.

Dauds Checkpoint liegt an einer durchlöcherten Ausfallstraße Kabuls. Die Sonne hat hier jede Farbe aus der Lehmerde getilgt. Fliegen und Einöde sind der schwarzbärtige Daud und seine Männer gewohnt. Seit über 20 Jahren sind sie im Krieg. Mal kämpfen sie gegen die Russen, mal gegen die Taliban, „demnächst vielleicht gegen die Amerikaner“, sagt Daud offenherzig – freilich nur, „wenn wir den Befehl dazu bekommen“.

Trotzdem gibt es hier, 15 Kilometer südöstlich der afghanischen Hauptstadt, ein paar Konstanten im Soldatenleben. Daud weiß zum Beispiel genau, wo die Minen liegen. Deshalb ist er ein bisschen beleidigt, dass die deutschen Soldaten der Isaf-Schutztruppe diesmal nicht bei ihm gefragt haben, ob die Strecken aus Sand und Schotter sicher sind. „Ich hätte sie gewarnt“, sagt Daud.

Wäre der Tod eines 22-jährigen deutschen Gebirgsjägers vergangene Woche vermeidbar gewesen? Für Oberst Daud gibt es keinen Zweifel: „Wir hätten vor Patrouillenfahrten durch diese Gegend wegen der Minen abgeraten.“ Mindestens zwei Wolf-Geländewagen hatten am Donnerstagvormittag Dauds Checkpoint passiert und waren dann im Staub des 2500 Meter über der Kabuler Hochebene liegenden Mona-

ray-Ghar-Bergs verschwunden. Dort fuhr der Wolf auf eine russische Panzermine. Ein Soldat wurde verletzt, ein anderer erlitt einen Schock. Ein Dritter kam ums Leben. Nur: wie?

Immer wieder feuern Rebellen aus dieser unübersichtlichen Gegend Raketen auf die Lager und Stellungen der Isaf-Truppen ab; deswegen wird das Bergland oft kontrolliert. Doch die Gegner der Regierung Karzai, vermutlich Anhänger des Mudschahidin-Führers Gulbuddin Hekmatjar, sind nur schwer zu fassen.

Die russischen Raketen können mit Hilfe einer Autobatterie zeitgezündet werden. Zischen sie ins Tal, sind Hekmatjars Handlanger längst über die Berge verschwunden. Einen terroristischen Anschlag auf die Patrouille schloss die Bundeswehr vergangene Woche zwar aus. Doch die genauen Umstände des Soldatentodes sind alles andere als geklärt.

Etwaige Versäumnisse der Bundeswehr bestreitet Major Günther Bender, Presseoffizier vom Kabuler Camp Warehouse, ganz entschieden. Die Piste, auf der am Donnerstag, um 12.25 Uhr Ortszeit, der Wolf-Kastenwagen auf eine Mine fuhr, sei am Tag zuvor vom Patrouillenführer geprüft worden: „Da war alles in Ordnung.“

Mohammed Daud, der als Kommandant für die Bergregion verantwortlich ist, behauptet dagegen, die deutsche Patrouille habe die übliche Route diesmal verlassen. Im unwegsamen Gelände habe sich dann das Unglück ereignet. Die Minen seien in den vergangenen Wochen wegen des starken Regens wahrscheinlich ins Rutschen



FOTOS: KNUIT MUELLER

Deutsche Patrouille bei Kabul
„Da war alles in Ordnung“

gekommen – nach solchen Gewittern meiden die Afghanen deshalb Straßen und Pisten, die an vermintes Gelände grenzen.

Vor Ort überprüfen lassen sich die unterschiedlichen Aussagen nicht. Einige Kilometer vor der Explosionsstelle haben deutsche Gebirgsjäger die Straße gesperrt – auch für Journalisten. Doch die Frage, wo sich die Explosion genau zugetragen habe, ist nicht die einzige Ungereimtheit beim Unglück im Gebirge.

Während Daud gestenreich seine Sicht der Dinge schildert, tritt ein afghanischer Hauptmann hinzu. In seinen Händen hält er die Mütze eines Gebirgsjägersoldaten. „Die hat dem Toten gehört“, behauptet der Mann. Sein Name ist Dagarwat Rahman. Er sei mit einem deutschen Offizier in der Nähe auf Streife gewesen, als er gegen Mittag „einen großen Knall“ gehört habe. Sein deutscher Kollege habe sich dann per Funk erkundigt, was los sei. „Als wir von dem Unglück hörten, sind wir zu zweit zum Unglücksort zu Fuß über die Berge gelaufen.“ Gegen zwei Uhr, so Rahman, seien sie angekommen.

„Der Wolf-Wagen war total zerstört“, erinnert sich der 44-jährige Tadschike, der wie Daud zu den Truppen des Verteidigungsministers Fahim gehört. Den Toten hätte die Wucht der Explosion aber 70 Meter weit mitten ins vermintes Gelände geschleudert. „Die deutschen Soldaten waren alle noch sehr jung“, sagt Rahman. Aus Angst vor weiteren Explosionen hätten sie sich nicht zu ihrem Kameraden getraut. „Das ist verständlich“, sagt er.

Allerdings: In der Grundausbildung lernen Soldaten, ein Minenfeld selbst dann nicht zu betreten, wenn dort Verletzte liegen. Dazu werden Spezialisten gebraucht. Merkwürdig findet Rahman indes, dass die Bundeswehr bei Kabul Streife durch vermintes Gelände fahre, „ohne einen Afghanen dabeizuhaben, der sich mit den Minen im Gebirge auskennt“. Er habe den Deutschen dann ohne Hilfe aus der gefährlichen Bergsteppe geholt, erzählt Rahman nicht ohne Stolz.

Der genaue Zeitpunkt des Todes und seine Ursache werden von der Bundeswehr noch überprüft. Rahman behauptet: „Vor mir ist niemand zu ihm gegangen. Denn ich weiß, wie man durch ein Minenfeld läuft. Die Deutschen wussten es nicht.“

Rahmans Behauptungen will Major Bender so nicht stehen lassen. Nachdem im Camp Warehouse um 13.11 Uhr die Nachricht vom Unglück eingegangen sei, habe man sofort per Hubschrauber ein Minenräum- und Rettungskommando in Marsch gesetzt. Wer den Toten geborgen habe, könne er aber nicht sagen, „die Untersuchung des Vorfalls läuft noch“.

Was passiert nun mit der Mütze? „Ich will sie dem deutschen Offizier zurückgeben, mit dem ich auf Streife war“, behauptet Rahman. Aber vielleicht wird er sie auch behalten.

CLAUS CHRISTIAN MALZAHN

* Mit der Mütze eines Gebirgsjägers.

STASI-AKTEN

Schnipseljagd am PC

Mit einer neuen Software will ein Fraunhofer-Institut die letzten Geheimnisse der DDR lüften: Das Programm kann zerrissene Dokumente wieder zusammenfügen.

Prickelnde Liebesgeschichten könnten ans Licht kommen. Oder Mörder überführt werden. Über die Flucht von RAF-Terroristen wäre viel zu erfahren. Ebenso über Doppelagenten und Inoffizielle Mitarbeiter – wenn es nur gelänge, die Abermillionen Schnipsel in der Magdeburger Außenstelle der BIRTHLER-Behörde wieder zusammenzupuzzeln.

Dort lagern, gestapelt in rund 16 000 Müllsäcken, die papierenen Überreste dessen, was die Staatssicherheit über Jahrzehnte mühsam ausspioniert hatte. In den letzten Tagen der DDR versuchten die Geheime des einstigen Stasi-Chefs Erich Mielke, ihre Sammlung noch schnell zu vernichten.

Doch bald gab der Reißwolf seinen Geist auf, die Mitarbeiter im Ost-Berliner Ministerium legten selbst Hand an: Sie zerfetzten jede Seite in mindestens vier Teile und verpackten die Schnipsel in braune Säcke – Ordnung muss sein.

Nun haben Fachleute des Berliner Fraunhofer-Instituts für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik (IPK) eine Software ausgetüftelt, mit deren Hilfe die letzten Geheimnisse der DDR doch noch

zu lüften sind. Das Computerprogramm, dem die Informatiker an der Spree derzeit den letzten Schliff verleihen, vermisst die Umriss- eingescannter Papierfetzen und sucht in Sekunden das angrenzende Teil. So baut sich Seite um Seite aus dem Mielke-Fundus am Bildschirm auf.

Bislang war dies nur in mühevoller Handarbeit zu machen. Seit rund acht Jahren sind Beamte in der ehemaligen Flüchtlingszentrale Zirndorf in Bayern damit beschäftigt, die einzelnen Aktenreste zusammenzusuchen – eine Sisyphus-Arbeit: Erst 300 Säcke haben die Sortierer geschafft, in etwa 450 Jahren, so die grobe Schätzung, wäre ihr Job erledigt.

Mit der neuen Software aber könnten alle zerfetzten Unterlagen, so vermuten die Wissenschaftler, innerhalb von fünf Jahren rekonstruiert sein – früh genug also, um Morde doch noch zu klären, Fälle von Hochverrat aufzudecken oder Stasi-Opfer zu rehabilitieren. Auch frühere DDR-Bürger, die enteignet wurden, könnten mit rekonstruierten Dokumenten leichter ihren Besitz einklagen.

Vor zweieinhalb Jahren hatte der Bundestag – gegen die Stimmen der PDS – eine Studie in Auftrag gegeben, die überprüfen sollte, ob die Schnipseljagd am PC funktionieren kann. Mehrere Institute konkurrieren seitdem um eine praktikable Lösung, den Zuschlag hat jetzt das Fraunhofer IPK erhalten.

Bis Herbst sollen die Informatiker dort die verfeinerte Version der Puzzle-Software vorlegen und einen Kostenvoranschlag kalkulieren. Dann muss das Parlament entscheiden, ob ihm das zerrissene Kapitel DDR-Geschichte die erforderliche Millionensumme wert ist.

Doch schon versuchen offenbar ehemalige Spitzenpolitiker aus der Ära Kohl, Zweifel

am Sinn des Projekts zu schüren – aus nahe liegenden Gründen: Für manche könnten die Enthüllungen aus den Müllsäcken peinlich werden. Denn die Stasi belauschte nicht nur das Privatleben der Machthaber aus dem Westen. Auch die Übergabe von Bargeld zur Bestückung schwarzer Parteikassen könnte in den Geheimprotokollen vermerkt sein.

Die handverlesene Ausbeute der Zirndorfer Puzzle-Spieler ist bislang jedenfalls unter Verschluss – mit Ausnahme der Nachricht eines Ostspions, die Heiterkeit auslöste: „S. flog nach Mailand und traf B. Von dort fuhren sie nach Italien.“

CONNY NEUMANN



Zerrissene Stasi-Akten (in Zirndorf): Peinliche Enthüllungen?

REGIS BOSSU / CORBIS SYGMA



Musliminnen in Berlin

RALF WARD / VERSION

KOPFTUCHSTREIT

Symbolischer Stoff

Das Bundesverfassungsgericht verhandelt den Fall der muslimischen Lehrerin Ludin. Ist die Furcht vor Islamismus an den Schulen begründet, oder lassen sich die Konflikte pragmatisch lösen?

Jeden Morgen, auf dem Weg vom Parkplatz zur Schule, zieht Maryam Brigitte Weiß mit einer geübten Handbewegung die Sicherheitsnadel heraus, die ihr Kopftuch eng am Kinn zusammenhält. Dann lässt sie den Stoff nach hinten fallen, der ihr hochgestecktes blondes Haar freigibt, und zupft das mit einem Knoten gesicherte Baumwolltuch noch ein wenig zurecht, damit es ihren Hals bedeckt.

Der Prozedur unterzieht sich die 48-Jährige nicht freiwillig. Viel lieber würde die vor zehn Jahren zum Islam konvertierte Hauptschullehrerin ihr Kopftuch auch im Unterricht aufbewahren, weil es „die Religion vervollständigt“. Doch Weiß muss auf dieses „i-Tüpfelchen“ ihres Glaubens verzichten.

Denn ihr Rektor hat Angst, die Schule im nordrhein-westfälischen Kreis Mettmann könnte in schlechten Ruf geraten – wer weiß, ob die Frau mit dem Kopftuch nicht ihre Schüler auf religiöse Abwege führt?

Politiker und Richter überall im Land haben ähnliche Ängste. Das Bundesverwaltungsgericht entschied im vergangenen Jahr, die durch das Kopftuch zum Ausdruck gebrachte Glaubensüberzeugung einer Lehrerin könne Kindern zwischen 4 und 14 Jahren „durchaus vorbildhaft und

befolgungswürdig erscheinen“ – und bestätigte damit die baden-württembergischen Schulbehörden.

Seit das Oberschulamt Stuttgart vor fünf Jahren der aus Afghanistan stammenden Lehramtskandidatin Fereshta Ludin die Aufnahme in den Staatsdienst versagte, weil sie im Unterricht auf das Tragen eines Tuches um Kopf und Schultern nicht verzichten will, beschäftigt der Fall die deutsche Justiz. An diesem Dienstag wird nun das Bundesverfassungsgericht über die Beschwerde Ludins verhandeln – und damit erstmals den jahrelangen Kopftuchstreit einer Karlsruher Entscheidung zuführen.

Es ist der Stoff, aus dem Symbole sind. Die heftige Debatte über ein Stück Gewebe auf dem Haupthaar einer gläubigen Frau ist mit weit reichenden Fragen aufgeladen: Wie viel religiöse Toleranz leistet sich dieses Land? Wo beginnt die Gefahr einer islamischen Parallelgesellschaft?

Dabei schreibt der Koran das Kopftuch nicht einmal eindeutig vor. Vielmehr handelt es sich um Interpretatio-

nen, die nicht von allen Muslimen geteilt werden.

So herrscht in einigen islamischen Ländern wie Iran oder Saudi-Arabien strenger Kopftuchzwang, in anderen, wie Syrien und Ägypten, hingegen nicht. Und ausgerechnet die Türkei, aus der die meisten der in Deutschland lebenden 3,2 Millionen Muslime stammen, praktiziert als streng laizistische Republik ein generelles Kopftuchverbot in allen staatlichen Stellen.

In der Bundesrepublik, schätzt Pädagogin Weiß, die seit kurzem auch Frauenbeauftragte des Zentralrats der Muslime in Deutschland ist, unterrichten rund 300 islamische Lehrerinnen an staatlichen Schulen. Etwa ein Dutzend trägt nach Erkenntnissen des Verbands im Unterricht ein Kopftuch.

Für Ludin, heute 30, die als Tochter eines afghanischen Diplomaten 1987 einreiste und 1995 die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt, ist die teilweise Verhüllung „mein persönliches Bekenntnis zum Islam“.

Um ihr zweites Staatsexamen machen zu können, musste sie im schwäbischen Plüderhausen zum Vorbereitungsdienst zu-



Klägerin Ludin*: „Mein persönliches Bekenntnis zum Islam“

TOM MAELSA / DPA

* Mit ihrem Anwalt Hansjörg Melchinger am 4. Juli 2002 vor dem Bundesverwaltungsgericht.

gelassen werden. Es gab keine Beschwerden. Trotzdem entschied die Behörde von Kultusministerin Annette Schavan (CDU): Dem Kopftuch komme eine Signalwirkung zu, die sich mit dem staatlichen Neutralitätsgebot nicht vereinbaren lasse.

Mit dem Thema wird von Bundesland zu Bundesland anders umgegangen. „In der Praxis versteht das kein Mensch mehr“, sagt der Erlanger Rechtsprofessor und Islam-Experte Mathias Rohe, der zahlreiche Beispiele kennt:

- Eine Aachener Grundschullehrerin unterrichtet seit mehr als 20 Jahren mit einem Kopftuch, das sie nach Art eines Turbans um die Haare geschlungen hat.
- In derselben Art trug eine zum Islam konvertierte Lehrerin an der Stuttgarter Schiller-Schule fünf Jahre lang ihr Kopftuch ganz selbstverständlich im Unterricht. Erst als die Anwälte Ludins diesen Fall ansprachen, ließ Ministerin Schavan auch ihr das verbieten. Die Pädagogin hat Klage erhoben, der Fall ruht bis zur Entscheidung des Verfassungsgerichts.
- In Hamburg unterrichtet seit vier Jahren eine konvertierte Pädagogin mit Kopftuch an einer Grundschule – auch da wurden die Behörden durch den Fall Ludin aufgeschreckt, wollen aber erst mal das Karlsruher Urteil abwarten.

Die Kruzifix-Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1995 kann nur begrenzt als Vorbild herangezogen werden. Damals urteilten die Richter: Die bis dahin in Bayern geltende gesetzliche Verpflichtung für alle Schulen, ein Kreuz im Klassenzimmer aufzuhängen, verletzt die Glaubensfreiheit. Diesmal geht es nicht nur um die Neutralität des Staates auf der einen Seite und die Freiheitsrechte von Eltern und Schülern auf der anderen Seite, sondern auch um die Religionsfreiheit der Lehrer: Nach Artikel 33 des Grundgesetzes darf bei der Zulassung zu öffentlichen Ämtern niemandem „aus seiner Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einem Bekenntnis oder einer Weltanschauung ein Nachteil erwachsen“.

Die baden-württembergischen Behörden versuchen, diese Aussage umzudrehen: Das

Grundgesetz schließe nicht aus, an eine mit der Religiosität „verbundene mangelnde Eignung“ der Lehrerin anzuknüpfen. Die Kopftuchträgerin stehe schon deshalb schlecht da, weil es jederzeit zu religiösen Konflikten an der Schule kommen könne.

Die Argumente der Katholikin Schavan sind gerade aus Sicht der christlichen Kir-



Kruzifix im Klassenzimmer: Nur begrenzt Vorbild

chen zweischneidig: Die Einwände, die sich gegen das Kopftuch richten, gelten prinzipiell auch für andere religiöse Bekleidungen, etwa die jüdische Kipa, und noch mehr für Ausdrucksformen wie ein offen getragenes Kettchen mit Kreuz. Kein Wunder, dass die evangelische Kirche und die katholische Bischofskonferenz auf eine Stellungnahme in dem Karlsruher Verfahren bislang verzichtet haben.

Aber besteht zwischen der Wand des Klassenzimmers und dem Kopf der Klassenlehrerin ein rechtlich relevanter Unterschied? Ja, sagt der ehemalige Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde: Die Ausstattung des Zimmers erfolge „unmittelbar von Staats wegen“, das Kopftuchtragen sei hingegen als Bekenntnisakt der Lehrerin „primär ihr zuzurechnen“.

Schon jetzt zeichnet sich ab, dass die Karlsruher Richter die Sache gründlicher angehen als die Instanzen vor ihnen – und dass sie vielleicht noch eine überraschende Lösung finden könnten.

Denn die Robenträger haben eigens zwei Sachverständige geladen, um klären zu lassen, ob Kinder und Jugendliche sich wirklich so leicht durch religiöse Symbole beeinflussen lassen. Die bisher abgegebene Stellungnahme lässt die Muslime hoffen: Solche Einflüsse seien zwar nie ganz auszuschließen, so der Hamburger Kinder- und Jugendpsychiater Peter Riedesser, aber allein aus der Tatsache, dass Grundschüler auch mal eine Klassenlehrerin bekommen, die ein Kopftuch trägt, könne man

„keine signifikante kognitive oder emotionale Entwicklungsbeeinträchtigung“ herleiten.

Die vorab vom Gericht an die Beteiligten verschickte Verhandlungsgliederung enthält den klaren Hinweis auf die „Notwendigkeit der Ausschöpfung aller in Betracht kommenden Konfliktlösungsmöglichkeiten“. Und plötzlich fangen alle Beteiligten zu überlegen an. Wenn sicher sei, „dass auf ihre religiöse Befindlichkeit Rücksicht genommen werde“, sagt Ludins Anwalt Hansjörg Melchinger, könne „in einer konkreten, nicht anders lösbaren Konfliktsituation ausnahmsweise ein Kompromiss von Seiten der Lehrerin denkbar sein“. Näheres will er nicht verraten.

Nadeem Elyas, Vorsitzender des Zentralrats der Muslime, kann sich vorstellen, dass an einer Grundschule eine Muslimin im Klassenzimmer ohne Kopftuch unterrichtet – denn die Pflicht zur Bedeckung bestehe ja nicht gegenüber Kindern. Allerdings müsse gewährleistet sein, „dass nicht plötzlich der Rektor oder eine andere Aufsichtsperson hereinplatzt“.

So könnte es sein, dass am Ende des Karlsruher Verhandlungstages plötzlich über ganz andere Symbole diskutiert wird: „Nicht stören“-Schilder an der Türklinke, wie man sie aus Hotels kennt, oder eine rote Leuchte vor dem Klassenzimmer, die erst dann auf Grün springt, wenn die Lehrerin ihr Kopftuch wieder aufgesetzt hat.

DIETMAR HIPPE

Gegendarstellung

Im SPIEGEL vom 14.4.2003 wird unter der Überschrift „An der Grenze zur Fälschung“ berichtet, das Landgericht Göttingen, vor dem ich als Gutachter auftrat, habe mich aufgefordert, unter anderem ein radiologisches Zusatzgutachten zur Akte zu geben.

Hierzu stelle ich fest:

Ich bin vom Gericht zu keinem Zeitpunkt aufgefordert worden, ein radiologisches Gutachten zur Akte zu geben.

Weiter wird behauptet, ich hätte geschworen, dass Computertomographie-Untersuchungen meinen Befund eindeutig bestätigen hätten.

Hierzu stelle ich fest:

Ich habe zu keinem Zeitpunkt erklärt, die CT-Untersuchungen hätten meinen Befund bestätigt, sondern ich habe dem Gericht erklärt, dass mein Befund von dem abweichenden CT-Befund nicht widerlegt sei, weil meine präparative Untersuchung der CT-Untersuchung überlegen sei.

Göttingen, den 25.4.2003

Prof. Dr. Klaus-Steffen Saternus



Schüler in der Türkei: Kopftuchverbot in allen staatlichen Stellen

Werbeseite

Werbeseite

ZEITGESCHICHTE

„Bäche von Blut“

Vor 60 Jahren haben deutsche Gebirgsjäger auf der Insel Kephallenia etwa 5000 italienische Soldaten getötet. Ein Dortmunder Staatsanwalt rollt den Fall neu auf, Zeugen schildern die grausigen Details der beispiellosen Tat. Wird das Massaker endlich gesühnt?

Die Landzunge von Agi Theodori ist dicht mit Nadelwald bewachsen. Leichter Harzgeruch liegt in der Luft. Eine Lichtung gibt den weiten Blick frei über die Insel Kephallenia gleich neben Ithaka, wo der Sagenheld Odysseus zu Hause war. Im Westen glitzert das Ionische Meer, beigefarben schimmern die Häuser des Hafens von Lixouri.

Eine Idylle vor der Küste Griechenlands. Aber auch ein Ort der Exzesse, der Qualen, des Todes.

Nahe dem Leuchtturm ragt ein Mahnmal in den Himmel – als Erinnerung an ein Massaker, das deutsche Soldaten verübten und das bis heute nicht gesühnt ist. Vor 60 Jahren, im September 1943, starben auf Kephallenia mindestens 4000, wahrscheinlich sogar 5300 Italiener, die kurz zuvor noch Freunde und Verbündete der Hitler-Truppe waren – die meisten niedergemäht vom MG-Feuer, andere erstochen oder erschlagen.

Diese barbarische Tat, urteilte Telford Taylor, der US-Chefankläger beim Nürnberger Tribunal, sei eine der willkürlichsten und ehrlosesten Aktionen gewesen, von der er je gehört habe. Der deutsche Historiker und Wehrmachtsskennner Gerhard Schreiber brandmarkt Kephallenia als „eines der abscheulichsten Kriegsverbrechen“.

Für italienische Patrioten waren die Bluttaten der Beginn der „Resistenza“, des Widerstands gegen Faschismus und Nazi-Besatzer. Kephallenia – das ist auch Synonym für den in Deutschland lange erfolgreich verlaufenen Versuch, Hitlers Wehrmacht als ehrbare Truppe zu erklären.

Schon einmal, 1964, hatte ein junger Staatsanwalt aus Dortmund gegen Offiziere und Unteroffiziere zu ermitteln begonnen. Es war noch die Zeit der Schlussstrichmentalität. Vier Jahre später stellte er das Verfahren ein, mangels Bewei-

Nazi-Jäger Wiesenthal

Überrascht von den Exzessen



Wehrmachtspanzer in Athen (1941)

„Eines der abscheulichsten Kriegsverbrechen“

sen oder weil keine „lebenden deutschen Wehrmachtangehörigen ermittelt werden“ konnten. Außerdem sei der „in Frage kommende Tatbestand“ – Totschlag – verjährt.

Über drei Jahrzehnte lang blieben die Akten weggesperrt. Nun arbeitet ein Ober-

staatsanwalt in Dortmund mit Verve am wiederaufgenommenen Verfahren: Ulrich Maaß, 56, zuständig für die Verfolgung von NS-Verbrechen, will endlich herausfinden, was wirklich in jenen Tagen auf der griechischen Insel geschah – und wer für die Taten zur Rechenschaft zu ziehen ist.

Die Aktenlage sei „heute viel besser“ als in den sechziger Jahren, sagt Maaß. Hunderte ehemalige Soldaten beispielsweise lebten in der DDR und waren bis zur Wende nicht zu erreichen. Wöchentlich landen auf seinem Schreibtisch neue Namen möglicher Kephallenia-Kämpfer – und damit auch potenzieller Schuldiger: 4000 Soldaten sind ermittelt, mindestens 300 von ihnen leben noch, knapp 100 sind bereits vernommen worden.

Etwa zehn Männer, bilanziert Oberstaatsanwalt Maaß, könnten „als Täter übrig bleiben, vielleicht ein paar mehr, vielleicht ein paar weniger“. Es sind Greise. Der Jüngste ist 81, der Älteste 93. Ob ihnen je der Prozess gemacht werden kann, ist nicht nur eine biologische Frage.

Es ist auch eine juristische. Ganz selten wurde in der Bundesrepublik ein Wehrmachtssoldat wegen Kriegsverbrechens verurteilt. Aber jetzt geht es um Mord. Und Mord verjährt nicht.

Rom, im Sommer 1943. Regierungschef Benito Mussolini, Italiens Duce und Vertragspartner von Adolf Hitler, wird im

Juli abgesetzt, am 8. September erklärt die neue Führung den Austritt aus dem Kriegsbündnis mit Berlin. Der Führer tobt.

Das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) ordnet sofort an, die von italienischen Truppen gehaltenen Territorien zu besetzen und die Streitkräfte zu entwaffnen. Hätte es Widerstand gegen die Weisungen gegeben, so der Historiker Schreiber, wäre dies für Hitler



RONALD ZAK / AP



TOPHAM PICTUREPOINT

DER SPIEGEL



Verbündete Mussolini (2. v. r.), Hitler (4. v. l.) 1938 in Italien: „Wahrer Alptraum“

und das OKW „ein wahrer Alptraum“ gewesen – und deshalb folgte der Befehl, bei italienischen Truppen, die „mit Aufständischen gemeinsame Sache“ machten, alle Offiziere „nach Gefangennahme standrechtlich zu erschießen“ und die anderen Soldaten zum Arbeitseinsatz an die Ostfront zu schicken.

Dies waren nicht nur flagrante Verstöße gegen die Haager Landkriegsordnung und die Genfer Konvention. Spezialist Schreiber hält die Befehle „historisch betrachtet“ sogar für „einzigartig“ in der Welt.

Griechenland war zu jenem Zeitpunkt besetzt, auf Kephallenia lag die gut 11 000 Mann starke Gebirgsdivision „Acqui“, die General Antonio Gandin befehligte. Gandin weigerte sich, wie von vielen befürchtet, die Waffen niederzulegen. Er nehme „Befehle nur vom italienischen König“ oder der neuen Regierung entgegen.

Nach ersten Gefechten warfen die Deutschen einen harten Haufen in den Kampf: Truppen der 1. Gebirgsdivision aus dem oberbayerischen Mittenwald, besonderes Kennzeichen: ein Edelweiß auf der Uniform. Am 18. September verschärfte Hitler die Gangart. Auf Kephallenia durften, so die neue Order, „wegen des gemeinen und verräterischen Verhaltens ... keine italienischen Gefangenen gemacht werden“, einer seiner Generäle hielt die Soldaten „ausdrücklich“ dazu an, „mit größter Bedenkenlosigkeit im Einzelfall vorzugehen“.

Verbrecherische Befehle, auch nach damaliger Rechtslage. Jeder Soldat hatte ein Merkblatt mit den „Zehn Geboten für Kriegführung des deutschen Soldaten“ im Gepäck: „Es darf kein Gegner getötet werden, der sich ergibt, auch kein Freischärler.“

Was am 21. und am 22. September tatsächlich folgte, war

eine Blutorgie ohne Beispiel. Allein bei der Ortschaft Troianata wurden 900 Soldaten mit Garben aus Maschinenpistolen liquidiert, erinnert sich der Feldkaplan Romualdo Formato:

Es gab kein Entweichen ... Man überholte sich, stürzte, zertrat sich gegenseitig und bildete schließlich einen zuckenden Haufen. Aus ihm sprudelten Bäche von Blut. Aber nicht alle waren tot ...

Hitlers Soldaten durften ausdrücklich „mit größter Bedenkenlosigkeit“ vorgehen.

Noch immer hörte man Röcheln und Stöhnen.

Dann dachten sich die Deutschen einen grausamen Trick aus. Sie schrien: „Hier sind die Sanitäter. Wer noch am Leben ist, komme hervor ...“ Nach einiger Zeit krochen etwa 20 Menschen unter größter Anstrengung hervor, blutig, verletzt und verängstigt ... Mit einer MG-Salve wurden die restlichen Überlebenden getötet.

Ein deutscher Soldat rühmte sich, er allein habe mindestens 150 Italiener getötet. Viele Männer, gab der Artilleriehauptmann



Augenzeuge Vangelatos
„Unerträglicher Leichengestank“

Amos Pampaloni zu Protokoll, hätten „Mutter“ geschrien und „Gott“, „dann ratterten Maschinengewehre“. Schließlich seien die Gebirgsjäger „laut lachend und singend“ abgezogen.

Die „Abschlussmeldung“ des Einsatzes war verräterisch knapp: „Division ‚Acqui‘ wurde in 36-stündigem, in einem Zug mit nur kurzen Unterbrechungen geführten Angriff ... vernichtet.“

Etwa 5000 Italiener überlebten – vorerst. Sie seien, so heißt es in einem Militärpapier, „ohne Waffen meist außerhalb des Gefechtsbereichs in geschlossenen Abteilungen übergelaufen“. Hitler hatte den Befehl „überraschenderweise“ (Schreiber) abgemildert.

Kephallenia, 24. September 1943. Im „Roten Haus“ auf der Landzunge von Agi Theodori, wo heute das Mahnmal steht, tagt ein Standgericht. Es macht kurzen Prozess. General Gandin und 137 seiner Offiziere werden zum Tode verurteilt.

Viereinhalb Stunden, von 8 Uhr bis 12.30 Uhr, dauerte die Exekution. Danach wurden die Leichen mit Steinen beschwert, in Booten aufs offene Meer hinausgefahren und versenkt. Italienische Marinesoldaten, die helfen mussten, seien – so Augenzeugen – unmittelbar danach getötet worden.

Hitler-General Hubert Lanz, Chef des XXII. Gebirgs-Armee Korps, wurde 1948 vom Nürnberger Militärtribunal wegen der Tötung Gandins und seiner Leute zu zwölf Jahren Haft verurteilt. Er saß nur ein paar Jahre ab. Lanz ist der Einzige, der bislang bestraft wurde.

Turin, im Frühjahr 1964. Simon Wiesenthal, der Eichmann jagte, hält in der norditalienischen Stadt einen Vortrag. Eine Frau, in schwarzer Trauerkleidung, spricht ihn an. Sie berichtet von ihrem Sohn, „unser einziges Kind“, und ihrem Mann, der „an gebrochenem Herzen“ gestorben sei.

Der Sohn war auf Kephallenia stationiert – und dort gestorben. „Nie“, beklagte sich die Dame, „ist etwas unternommen worden, den Fall zu klären.“

Ganz stimmte das nicht. Sieben Jahre zuvor hatte der Oberste Militärgerichtshof Italiens mehr als 30 deutsche Offiziere verurteilt – in Abwesenheit jedoch und damit folgenlos. Freilich war das Engagement der Justiz, gedeckt von der Politik, nicht sonderlich groß.

Heute argumentieren die Verantwortlichen von gestern, sie hätten schweigen müssen. Sonst hätte es Widerstände gegen den Aufbau der Bundeswehr gegeben. „Der Kalte Krieg“, erklärte der frühere Verteidigungsminister Paolo Emilio Taviano, habe „uns keine Wahl“ gelassen.

Wiesenthal jedenfalls war damals überrascht: „Kephallenia? Der Ort ist mir unbekannt.“

Aber er recherchierte, und „nach und nach“ sei ihm klar geworden, warum in

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

FRANK HARTMANN



MICHELE FIGARELLI

Überführung von Kephallenia-Opfern (1953 in Bari): „Die Kehle durchgeschnitten“

Deutschland niemand ermittelte. Weder die SS noch die Gestapo waren am Kephallenia-Massaker beteiligt – „dieses Verbrechen“, so Wiesenthal, „hatte die Wehrmacht begangen, und in der Bundesrepublik waren einflussreiche Kräfte bestrebt, die Wehrmacht aus allen Kriegsverbrecherprozessen herauszuhalten.“

Wiesenthal ließ der Ludwigsburger „Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ eine Liste möglicher Täter zukommen, Ludwigsburg informierte die Staatsanwaltschaft in Bochum – hier lief gegen einen der Ex-Offiziere bereits ein Verfahren in anderer Sache. Bochum gab den Vorgang nach Dortmund weiter, Dortmund nach München, München wiederum nach Dortmund.

Unter dem Aktenzeichen 45 Js 34/64 begann Staatsanwalt Johannes Obluda dann tatsächlich zu ermitteln. Er stieg in Archive und hörte über 320 Zeugen – und musste dennoch das Verfahren einstellen.

An Obludas Arbeit, der später stellvertretender Polizeipräsident einer Stadt im Ruhrgebiet wurde, hat sein Nach-Ermittler Maaß „eigentlich nichts auszusetzen“. Auch Wiesenthal lernte Obluda als „energischen Beamten“ kennen.

Vielleicht waren Atmosphäre und Büro-Umgebung damals mit schuld daran, das Kephallenia-Verfahren vier Jahre nach Einleitung „zu beerdigen“, wie es im Jargon der Ermittler heißt. Bei einer groß angelegten Untersuchung stellte das nordrhein-westfälische Justizministerium 1995 fest, dass Obludas Abteilungsleiter bereits im Mai 1933 Hitler NSDAP beigetreten war und vier Jahre lang der SA angehört hatte.

Kephallenia, im Frühjahr 2003. Das Haus, in dem Spiros Vangelatos aufgewachsen ist, liegt unterhalb der damaligen Dorfschule am Berghang von Troianata. Maaß braucht Leute wie ihn. Der frühere Leiter einer Sprachenschule besitzt trotz seiner 76 Jahre ein phänomenales Gedächtnis, selbst für grausige Details: „Wir hatten gehört, dass die Deutschen den ganzen Tag in anderen Dörfern Italiener getötet hatten“, erzählt

Einflussreiche Kräfte wollten die Wehrmacht aus allen Kriegsverbrecherprozessen heraushalten.

er. „Deshalb versteckte sich meine ganze Familie im Haus. Auf einer Wiese vor dem Dorf hatten die Deutschen mehrere hundert Italiener zusammengetrieben.“

Später am Abend seien die Italiener in die Schule eingesperrt worden. Dort hätten sie bei Kerzenschein gesungen: „Mama, ich bin so glücklich, dass ich zu dir zurück komme“, berichtet Vangelatos. „Sie glaubten wohl, die Deutschen würden sie in ihre Heimat zurückschicken.“

Tags drauf versteckte sich der junge Grieche hinter einem Mandelbaum und



FRANK HARTMANN

Augenzeuge Niforatos
„Als hätte man Schafe geschlachtet“

hörte, wie den Soldaten befohlen wurde, sich mit dem Gesicht zu der etwa einen Meter hohen Feldmauer aus lose aufeinander gelegten Steinen umzudrehen. Angeblich, um sich die Ansprache eines Offiziers anzuhören. Vangelatos: „Aus anderen Gegenden hallten vereinzelt Schüsse nach Troianata. Dann schoss man auch hier mit den beiden Maschinengewehren auf die Gruppe.“ Wie lange, weiß er nicht mehr: „Es waren kurze Salven.“

Die deutschen Soldaten ließen die Exekutierten achtlos zurück und zogen am gleichen Tag weiter. In Troianata bat der Ortsvorsteher deshalb die Dorfbewohner, die Toten zu beseitigen. „Es war heiß, der Leichengestank unerträglich“, weiß Vangelatos noch, der selbst mit anfasste: „Wir haben die Toten mit Karren, Leitern und Decken zu zwei versiegten Brunnen außerhalb des Dorfes gebracht und sie hineingeworfen.“

Stavros Niforatos ist heute 96. Er steht an einer Schlucht und deutet auf eine Stelle kurz hinter der silbernen Leitplanke. „Hier lagen welche“, sagt der alte Gynäkologe. „Sie waren verstreut bis da unten hin.“ Niforatos sieht in die Schlucht hinab, wo alte Kühlschränke, Heizöfen und Ölküster durcheinander liegen – so wie damals die Leichen der italienischen Soldaten. „Es waren Dutzende. Manchen hatte man die Kehle durchgeschnitten, als hätte man Schafe geschlachtet.“

Die Brunnen, von denen Vangelatos berichtet, sind längst zugeschüttet. 1953 wurden die letzten Opfer in die Heimat überführt. Vangelatos will im Kephallenia-Verfahren umfassend als Zeuge aussagen.

Mittenwald, Pfingsten 2003. In wenigen Tagen treffen sich auf dem Hohen Brendten wieder aktive und ehemalige Gebirgsjäger. Sie wollen ihrer gefallenen, vermissten und verstorbenen Kameraden gedenken. Die „Brendtenfeier“ wird seit 46 Jahren begangen, sie gilt als größte deutsche Soldatenveranstaltung.

Im vergangenen Jahr wurde sie erstmals von Antifaschisten und linken Autonomen gestört – unter anderem wegen Kephallenia. Jugendliche riefen „Mörder hinter dem Edelweiß – es gibt nichts zu feiern“, später versuchten sie, den Kameradschaftsabend im „Postkeller“ zu verhindern. Es hagelte Strafanzeigen wegen Hausfriedensbruch und Beleidigung.

Ein General sagte in der Festrede, „Tradition“ sei „das Bindeglied innerhalb der Seilschaft der Generationen“, und „solche Gedenkfeiern wie heute sind der Knoten, den eine Seilschaft zum Zusammenhalt“ brauche. Dutzende Veteranen der 1. Gebirgsdivision, vor 60 Jahren eingesetzt auf Kephallenia, hörten ergriffen zu.

Auf dem Hohen Brendten steht, als Erinnerung an gestern, ein Ehrenmal. Auf der Landzunge von Agi Theodori, als Warnung für morgen, ein Mahnmal.

GEORG BÖNISCH, FRANK HARTMANN

LUFTFAHRT

Ikarus aus der Heide

In diesem Jahr feiern die USA das 100-jährige Jubiläum des Motorfluges. Doch ein Tüftler aus Hannover hob schon Monate vor den Gebrüdern Wright ab.



FOTOS: HISTORISCHES MUSEUM HANNOVER

Modell des Jatho-Drachens, Pilot Jatho (1903): „18 Meter – große Freude“

Der 18. August 1903 war ein normaler Werktag, und so wurden nur wenige Spaziergänger in der Vahrenwalder Heide bei Hannover Zeugen des historischen Ereignisses: In einem seltsamen Gestell aus Rohren und Segeltuch sprang dröhnend ein Einzylindermotor an; ein Propeller mit paddelförmigen Blättern drehte sich immer schneller, schob das fragile Gefährt mit seinen drei Tragflächen über den Acker – bis es abhob, immerhin auf Hüfthöhe.

Eine kurze Strecke rang das knatternde Gefährt der Schwerkraft ab. Dann hatte die Heide den tollkühnen Piloten namens Karl Jatho wieder. „18 Meter in dreiviertel Meter Höhe. Große Freude“, notierte der 30-jährige Stadtinspektor in sein Tagebuch. Doch Hannovers Presse verschlief, was doch eine Sensation hätte sein können: dass nämlich der Deutsche Jatho als Erster weltweit ein Flugzeug mit Verbrennungsmotor in die Luft brachte.

Und so wird die Welt jetzt im 100. Jubiläumsjahr statt Jatho wohl die US-Brüder Orville und Wilbur Wright als Pioniere der Motorfliegerei feiern – obwohl die mit ihrem „Flyer“ getauften Doppeldecker erst vier Monate nach dem Deutschen abhoben. Viermal starteten sie, zuerst Orville, dann Wilbur, am 17. Dezember in den Dünen von Kitty Hawk (North Carolina).

Der Wright-Jahrestag soll in den USA pompös gefeiert werden – und damit Hannover nicht noch einmal um den Ruhm des Erstfluges geprellt wird, wollen der Flughafen und ein Arbeitskreis für Technikgeschichte in den nächsten Wochen Jatho-Feiern organisieren und gar ein Replikat seines Fluggeräts auf die Räder stellen.



Dabei wissen die Organisatoren recht wenig über Jatho, den wahren Pionier. So ist unbekannt, was eigentlich den besonnenen Stadtbediensteten in die Luft trieb. Denn lange galt Jathos Liebe allein dem Fahrrad. Zwischen Lenker und Sattel gelangen ihm akrobatische Übungen, die, wie die Lokalpresse rühmte, „kaum ein zweiter Kunsthändler Europas“ zeigte.

1896 dann aber, da war er 23 Jahre alt, begann Jatho seine Experimente mit „Gleitfliegern“, indem er sich mit groben Konstruktionen von Hügeln schwang – und bald gelang es ihm zu schweben. Seine Flugdrachen wuchsen, der größte war dann der dreifach geflügelte Drachen. Als Jatho schließlich 1903 für damals stattliche 885 Mark einen Motor erstehen konnte, schraubte er ihn einfach dort hinein.

Seine Flugmaschine war freilich, wie der Pionier von der Leine selbst nur zu gut wusste, von eher trauriger Gestalt. Schon ein Windhauch reichte, sie umzuwerfen. Doch Jatho sann auf Innovationen. So stutzte der Tüftler dem Drachen, nur Tage nach dem Jungfernhüpfer, die Schwingen – aus dem Drei- wurde ein Eineinhalb-decker, die obere Fläche war dabei nur noch halb so ausladend wie die untere. Zu-

dem rollte das Vehikel nun auf fünf statt nur auf drei Rädern.

Hinter einem Autolenkrad sitzend, lärmte Jatho mit der frisierten Version bald wieder über die Heide. Der abgespeckte Drachen trug ihn im November 1903, und damit den Wrights noch immer um Wochen voraus, drei Meter in die Höhe – und das über eine Strecke von 60 Metern. Doch Jatho war enttäuscht: „Trotz vielen Übens können längere und höhere Flüge nicht gemacht werden“, notierte er.

Im Ringen mit der Schwerkraft fehlte es dem Konstrukteur an einem besseren Motor. Bei einem Eigengewicht von 64 Kilogramm reichten die schlappen zwölf PS seines französischen Einzylinders nicht, den Jatho-Drachen zu mehr als großen Hüpfen zu bewegen.

Seine Konkurrenten in Amerika hatten da wesentlich bessere Startvoraussetzungen. Wie Jatho liebten Orville und Wilbur Wright Fahrräder. Wo der Heide-Ikarus dem Flughobby aber nur zu geben vermochte, was er von seinem

bescheidenen Beamtengehalt erübrigen konnte, verfügten die Wrights über tiefere Taschen. Sie vertrieben Fahrräder aus eigener Produktion und besaßen zudem eine Druckerei.

So konnten sie es sich auch leisten, einen regelrechten Windkanal zu bauen. In ihm spürten die Wrights den Geheimnissen des Fliegens nach: Welche Tragflächenform verhielt mehr Auftrieb, wie waren die Flügelspitzen zu verdrehen, um nach Art der Vögel Kurven zu fliegen? Sie schafften es dann gar, die Flügelspitzen ihres „Flyer“ mit Hilfe von Seilzügen so zu verformen, dass ihr Flieger begrenzt lenkbar war.

Am Tag ihres Erstflugs kamen sie schon bis zu 260 Meter weit. 1905, als Jatho und andere Euro-Piloten noch immer über Wiesen hopsten, demonstrierten sie einen gesteuerten Flug von 39 Minuten Dauer.

Und die US-Brüder waren clever. Während Jatho als Geschäftsmann scheiterte, vermarkteten sie ihr Know-how und gründeten die Wright Company. Als Orville 1948 nach seinem Bruder Wilbur starb, war er reich und berühmt.

Jatho brachte die Fliegerei nichts außer ein paar Patenten, und in den Wirren von Erstem Weltkrieg und Weimarer

Republik interessierte sich kaum jemand im Deutschen Reich für seine Pioniertat. Erst wenige Monate vor Jathos Tod im Dezember 1933 weihten ihm Honoratioren der Stadt Hannover ein bescheidenes Denkmal. Und die Lufthansa lud den kranken Mann zu einem Flug über Hannover ein. Danach geriet er wieder in Vergessenheit.

ULRICH JAEGER



Orville Wright im „Flyer“ (1903)
Experimente im eigenen Windkanal

DPA



Kündigungsexperte Andrzejewski, Seminarteilnehmer: „Der Dampf muss raus“

UNTERNEHMENSBERATER

Geräuschlos gefeuert

Um Mitarbeiter loszuwerden, nutzen Firmen immer häufiger so genannte Trennungsexperten. Sie sollen Führungskräften zeigen, wie richtig entlassen wird.

Der junge Abteilungsleiter, noch keine 30, verheddert sich, beginnt zu stottern, wird rot.

„Leider möchten wir Ihnen mitteilen“, druckst er, „dass wir beabsichtigen ... äh ... dass wir also möchten ... äh ... dass wir uns leider trennen müssen.“

„Falsch, ganz falsch“, ruft ein hagerer Mann Anfang 50 dazwischen. „Der erste Satz muss sitzen, muss klar und eindeutig sein. Ohne ‚möchten‘, ohne ‚beabsichtigen‘. Und, bitte, kein ‚leider‘.“

Mit flinken Bewegungen schreibt der Mann kurze Merksätze an eine Tafel: „Hiermit künde ich Ihnen fristgerecht.“ „Hiermit beende ich die Zusammenarbeit mit Ihnen.“ „Hiermit trenne ich mich von Ihnen zum 30. Juni.“

Schweigend, mit skeptischen Gesichtern guckt ein halbes Dutzend Führungskräfte eines Stahlbauunternehmens aus dem Norden Niedersachsens abwechselnd auf die Tafel und auf den hageren Mann. Der heißt Laurenz Andrzejewski, ist 51 Jahre alt und wird immer dann von Firmen gerufen, wenn Unheil droht.

Unternehmensberater Andrzejewski, ein Mensch mit feinen Manieren, ist Spezialist für richtiges Kündigen. Er bläut Führungskräften ein, wie überzählige Mitarbeiter möglichst geräuschlos gefeuert werden – ein Gewerbe, das in dieser Zeit mächtig Konjunktur hat.

Im niedersächsischen Stahlbauunternehmen, wo der Kündigungsexperte gerade seine Grundregeln erklärt, soll es rund hundert Mitarbeiter treffen. Anlass: Die neuen Maschinen, die das Überleben der Firma auf dem Weltmarkt sichern sollen, produzieren nicht nur mehr und schneller. Sie benötigen auch kaum noch Wartung und können von weniger Menschen bedient werden – Pech für die betroffenen Fachkräfte, Pech für die ländliche Region, die schon jetzt von 16 Prozent Arbeitslosigkeit geplagt ist.

Verdammt unangenehm auch für die direkten Vorgesetzten, vorwiegend Abteilungsleiter. Die sollen nämlich, hat die Geschäftsführung beschlossen, die Hiobs-

botschaften selber verkünden und die Drecksarbeit nicht, wie bisher üblich, den Leuten von der Personalabteilung überlassen. Deshalb sitzen die Führungskräfte jetzt in Andrzejewskis Seminar.

Keiner der hoch qualifizierten Techniker und Kaufleute hat bislang jemand kündigen müssen. Alle fühlen sich heillos überfordert, würden sich gern drücken. Sie haben Angst, nicht die richtigen Worte zu finden.

„Wie soll ich diesen Mist einem Familienvater erklären, der Kinder hat, der gerade ein Haus gekauft hat?“, fragt Frank D. aufgebracht. Der Abteilungsleiter, 33 Jahre alt, ledig, soll 24 Mitarbeiter entlassen. „Wer garantiert mir, dass der nicht von der nächsten Brücke springt?“

„Wie kriege ich meine eigenen Gefühle in den Griff?“, will Ingenieur Harry T. wissen. „Vielleicht verliere ich ja die Fassung, wenn ich einen rausschmeißen soll, mit dem ich seit zehn Jahren prima zusammenarbeite.“

„Warum entlassen nicht die, die sonst auch einstellen?“, fragt Abteilungsleiter Heinrich S., ein im Dienst ergrauter Veteran, mit grimmigem Seitenblick auf den jungen Personalchef. Der sitzt stumm mit in der Runde, ist offenbar froh, die vielen Fragen seiner Führungskräfte nicht selber beantworten zu müssen. Experte Andrzejewski dagegen bleibt kaum eine Antwort schuldig.

Der gekündigte Mitarbeiter ist wütend, droht, das Büro in Klumpen zu schlagen? Nerven behalten, rät Andrzejewski: Schimpfen lassen, toben lassen, wenn es sein muss, eine viertel Stunde und mehr. „Der Dampf muss raus, dann beruhigt er sich wieder.“

Das Kündigungsoffer kann sich vor Schreck die Einzelheiten nicht merken, wirkt verwirrt und desorientiert? Ebenfalls beherrschbar: die Details wiederholen, eventuell zur Erläuterung ein Betriebsratsmitglied hinzuziehen. „Und immer wieder fragen, ob die Botschaft auch angekommen ist.“

Der Entlassene beginnt zu schluchzen, klagt über Herzschmerzen, droht zusammenzubrechen? Taschentücher zurechtlegen, den Betriebsarzt in Bereitschaft halten,

empfiehlt der Experte. „Stets auf alles vorbereitet sein.“

„Trennungskultur“ nennt Andrzejewski sein Konzept – und das klingt so harmlos wie „Entsorgungspark“ für ein Atomklo. Doch ohne seine Hilfe, versichert der Unternehmensberater, laufe in vielen Firmen alles noch viel schlimmer ab: chaotischer für das Unternehmen, gefährlicher für den Betriebsfrieden, unmenschlicher für die Betroffenen.

„Manchmal werden Leute von der Sekretärin gefeuert“,



Kündigungsoffer Donald Duck: „Wieso ich?“

erzählt er. „Anderen wird während einer Konferenz vor versammelter Mannschaft gesagt, sie könnten nach Hause gehen, ihr Vertrag werde sowieso nicht verlängert.“

Solche Auswüchse, sagt Andrzejewski, passierten aus Feigheit, aus Unfähigkeit, manchmal auch aus Hilflosigkeit. Oder, wie bei einer Frankfurter Großbank, aus purem Zynismus. Dort habe kürzlich eine mächtige Vorstandsdame ihre Manager angewiesen, die anstehenden Kündigungen nach dem Schema des Tischfußballspiels „Tipp-Kick“ umzusetzen: „Ich drück oben auf den Knopf, Sie treten unten die Leute raus.“

Welche seelischen Schäden solche Hauruck-Methoden bei den Opfern hinterlassen, hat Andrzejewski bei seiner früheren Tätigkeit als Berater gefeuerter Manager mitgekriegt: „Der Schock sitzt oft so tief, dass sich die Leute nie mehr davon erholen.“

Deshalb sei ihm die Geschäftsidee gekommen, Alternativen zum rüden Rauschmiss zu entwickeln. Sie sollen die persönliche Katastrophe für die Kündigungsopfer erträglicher machen. Vor allem aber sollen sie seinen Auftraggebern helfen, überzähliges Personal möglichst komplikationslos loszuwerden.

Denn nur wenig, behauptet Andrzejewski, schade dem Ruf eines Unternehmens mehr als stümperhaftes Kündigen: Verbleibende Mitarbeiter gerieten in Panik, Zoff vor Arbeitsgerichten werde öffentlich, Geschäftspartner würden abgeschreckt. Da sei es klüger, seinen Rat einzuholen – über Auftragsmangel kann er nicht klagen.



Protest gegen Sozialabbau (in Bochum): „Scheiß-Umstrukturierung“

Kündigen, findet der Experte, solle stets nur der direkte Vorgesetzte, und zwar diskret, nach Möglichkeit im Chefzimmer. „Nie am Freitagnachmittag, nie direkt vor dem Urlaub, nie vor Festtagen wie Ostern oder Weihnachten.“ Immer mit Respekt vor dem Mitarbeiter, Dank für geleistete Dienste inklusive. Stets höflich und verbindlich im Ton.

Bei den Seminarteilnehmern regt sich Widerspruch. „Eine Kündigung kann man einfach nicht nett rüberbringen“, moniert Harry T. unter Beifallsgemurmel, „da nutzt das ganze Gesülze nichts.“ „Aber man kann sie präzise begründen“, entgegnet Andrzejewski. „Man kann beispielsweise erklären, dass sie nichts mit der persönlichen Leistung zu tun hat.“

Im Fall der Stahlbaufirma zum Beispiel müssen nicht die Leistungsschwachen gehen, sondern die Fachkräfte mit der kürzesten Betriebszugehörigkeit, die Unverheirateten, die Jungen. „Das macht es ja so schwer“, empört sich Seminarteilnehmer Heinrich S. „Ich muss Männern kündigen, die ich noch vor einem halben Jahr befördert und belobigt habe. Die erklären mich doch für verrückt.“

Prompt versetzen sich beim anschließenden Rollenspiel mehrere Führungskräfte so sehr in die Lage ihrer Mitarbeiter, dass es zu erregten Wortwechseln kommt:

„Ich glaub, ich hör nicht richtig. Sie wollen mich feuern? Ich bin doch Ihre beste Kraft.“

„Weiß ich, aber wir müssen uns trotzdem trennen.“

„Hat das was mit persönlicher Antipathie zu tun?“

„Nein, wie gesagt, nur mit der geplanten Umstrukturierung.“

„Ich pfeif auf Ihre Scheiß-Umstrukturierung.“

Zwei Wochen später, der Kündigungsexperte ist längst abgereist, ist aus dem Rollenspiel Wirklichkeit geworden. Im Büro von Abteilungsleiter Frank D. steht ein junger Facharbeiter, zitternd vor Aufregung.

„Wieso ich?“, schreit er, die Stimme überschlägt sich. „Wie wollt ihr das packen mit eurer Umstrukturierung, ohne mich? Ich kenn mich doch auf den neuen Maschinen bestens aus, besser als die anderen. Ich lass mich doch nicht einfach kaltstellen.“

Frank D. macht genau das, was Trennungsspezialist Andrzejewski während des Seminars empfohlen hat: Lässt den Mann schrei-

en, wüten, drohen. Bleibt selbst ganz still, schweigt minutenlang. Weist dann ruhig auf die Auffanggesellschaft hin, auf die Möglichkeit, sich dort weiterzuqualifizieren. Erwähnt die Abfindung. Ruft einen Kollegen vom Betriebsrat zur Unterstützung. Bittet den nächsten Kandidaten in sein Büro.

24 Männer entlässt der Abteilungsleiter an diesem Tag, den Ersten um 7.10 Uhr, den Letzten während der Nachtschicht, um 23.25 Uhr. 24-mal sagt er zum Auftakt den gleichen Satz: „Ich sehe mich gezwungen, Ihnen die Kündigung auszusprechen.“ 24-mal hält er die Reaktionen aus: Verbitterung, Verzweiflung, Wut. Trauer, Resignation, Enttäuschung.

„Ohne die Schulung wär's mir noch schwerer gefallen“, gesteht er hinterher. „Ich hab mich stur an die Regeln gehalten.“

Sein Kollege Heinrich S., der noch mehr Leute entlassen muss, nimmt es nicht ganz so genau, gibt mehr preis, als es der Trennungsspezialist empfohlen hat. Er zeigt den Mitarbeitern ganz offen sein Mitleid, sagt jedem Betroffenen, wie Leid es ihm doch tut.

„Der Chef war ja niedergeschlagener als ich, dem liefen ja die Augen über“, erinnert sich Torsten B., einer der Entlassenen. „Dem ist das richtig nahe gegangen.“

Für Torsten B. kein wirklicher Trost. Der 33-Jährige, Vater zweier kleiner Kinder, hat in der strukturschwachen Region kaum Chancen, schnell wieder einen Job zu bekommen. Seine Zukunft sieht düster aus, daran ändert die mitfühlende Kündigung nichts.

„Auch ein netter Arschtritt ist ein Arschtritt“, resümiert er. BRUNO SCHREP

Geplanter Jobabbau

Angekündigte Stellenstreichungen in Deutschland seit März 2003

ABB Energie und Anlagenbau

1350

Demag Cranes Kranbau, Antriebstechnik

1000

HypoVereinsbank Banken

1000

MAN Fahrzeugbau

1000

Alstom Energie und Transport

700

Meyer Werft Schiffbau

600

DER SPIEGEL



MEIKE WIRSEL / BILD ZEITUNG

Krähen (im Hamburger Stadtpark): Merkwürdiges Verhalten geschlechtsreifer Großstadtvoegel zur Paarungszeit

TIERE

Attacke der Aaskrähen

Immer mehr Rabenvögel zieht es mitten in die Zentren der Städte. Schon mehren sich die Meldungen über Angriffe auf Menschen.

Von Berufs wegen haben die Artenschützer im niedersächsischen Umweltministerium eigentlich ein Faible für alles, was kriecht und fliecht. Jedes Jahr Ende Mai aber wird die professionelle Tierliebe der Beamten auf eine harte Probe gestellt.

Dann nistet ein Krähenpärchen in den Ästen einer Platane, die den Innenhof des Ministeriums zielt. Die Beamten müssen auf der Hut sein – besser noch, sie sollten einen tragen: Kommen sie den Jungen nämlich zu nahe, „fliegen die Kräheneltern Scheinangriffe“, hat der amtliche Artenschützer Bernd Hoffmann beobachtet. „Dann sollte man sich schon wehren.“

Die Ministerialen in Hannover haben die Begegnungen glimpflich überstanden – anders sind die Erfahrungen, die einige Hamburger zuletzt gemacht haben: Dort wurden in den vergangenen Wochen mehrfach Spaziergänger Opfer der Hack-Attacken von Aaskrähen. Kreischend stürzten die Viecher mit hohem Tempo auf die Passanten herab.

Von ähnlichen Vorkommnissen wird immer wieder auch aus anderen Teilen der Republik berichtet: In Kassel hat es einen Schüler getroffen, in Dresden Passanten auf dem Weg in ein Krankenhaus: Szenen, die manchen an Alfred Hitchcocks „Die Vögel“ erinnern.

Schon rufen Jäger nach der Lizenz zum Abschuss, Bürger nach Schutz und die „Bild“-Zeitung nach einem „Krähen-Einsatzkommando“ der Polizei, kurz „KEK“. Ganz so weit wird es nicht kommen – tatsächlich aber könnten sich die Angriffe in Zukunft häufen.

Inzwischen bevölkern mehr als doppelt so viele Aaskrähen wie noch vor zwei bis drei Jahrzehnten deutsche Städte, schätzen Vogelkundler. In den Zentren finden die intelligenten Tiere genug Nahrung, im Müll steckt alles, was sie brauchen.

Bislang mieden die Vögel die Nähe zu Menschen. Mittlerweile aber haben sie ihre Scheu verloren. Gerade zur Brutzeit zwischen März und Juni kommt es dann zu Zusammenstößen.

In Hamburg rückte die Polizei wegen aggressiver Krähen zuletzt gleich dreimal aus:

Junggesellenbanden, die, „weil sie keine abbekommen haben, nun den Larry machen“, wie der Hamburger Feuerwehrsprecher Gerhard Bramfeld mutmaßt?

Kurzum: Ist das merkwürdige Verhalten geschlechtsreifer Großstadtvoegel zur Paarungszeit an allem schuld? Oder sind es etwa die Opfer selbst?

Eine skurrile Debatte ist entbrannt, wie dem Phänomen begegnet werden kann. Vogelforscher Hans-Wolfgang Helb ist sich sicher, dass es zu jedem Vorfall „einen Auslöser“ gab: eine Kleidungsfarbe vielleicht oder die Art, wie sich die Angegriffenen bewegt haben. Helb empfiehlt, bei Gefahr den Arm hochzustrecken – dann ließen die Krähen wenigstens vom Kopf ab.

Hamburger Tierschützer fordern nun Warnschilder im Park, während der Präsident des Deutschen Jagdschutz-Verbandes, der frühere Landwirtschaftsminister Jochen Borchert (CDU), einen härteren Kurs fährt: Er favorisiert eine Abschuss-Erlaubnis. Bislang dürfen seine Jagdkollegen die Rabenvögel nicht in allen Bundesländern vom Himmel holen.

Auch die Bauern sind mehrheitlich Anhänger der finalen Lösung. Ein Landwirt aus dem schleswig-holsteinischen Satrup hat sogar angekündigt, er wolle den Umweltminister des Landes verklagen: Der Mann habe nicht verhindert, dass Aaskrähen fünf seiner Lämmer töteten.

Immer wieder geistern Schauer-geschichten elendig gerissener Lämmer durch die Gazetten, den

Aaskrähen die Augen ausgepickt hätten. Später stellt sich meist heraus, dass diese schon halb tot waren und auf der Weide dahindösten, die Vögel folglich zuschlugen, weil sie Aas vermuteten.

Die Sprecherin des rheinland-pfälzischen Umweltministeriums, Stefanie Mitzenzwei, versichert jedenfalls, dass sich Krähen im Prinzip verhalten wie Spatzen oder Amseln: Manche der Vögel seien eben freundlich, andere aggressiv. „Krähen“, sagt sie, „sind ja auch nur Menschen.“ DOMINIK CZIESCHE, MATTHIAS EGGERT



SYBIL SCHNEIDER / BILD ZEITUNG

Krähenangriff (in Hamburg): Finale Lösung

Erst attackierten die fast einen halben Meter großen Vögel Passanten im feinen Stadtteil Harvestehude, dann eine Spaziergängerin im Stadtpark und schließlich zwei Frauen an einem Einkaufszentrum. Ernsthaft verletzt wurde niemand; herbeigerufene Feuerwehrleute räumten ein Nest.

Verteidiger der „Killer-Krähen“ („Bild“) und potenzielle Krähen-Killer sind sich uneins, was die Vögel angreifen lässt. Schützen die Tiere ihre Jungen, wenn Menschen ihnen zu nahe kommen, wie Ornithologen meinen? Oder wüten da marodierende

Was war da los, Herr Falhi?

Der irakische Ticketverkäufer Abdullah Falhi, 58, über die Wiedereröffnung des „Atlas“-Kinos in Basra

„Popcorn gibt es bei uns nicht. Noch nicht. Ansonsten ist das ‚Atlas‘ ein normales Kino. Vor einer Woche haben wir den Betrieb wieder aufgenommen, mit dem Film ‚Antar Ibn Schaddad‘. Der gleichnamige Held des Films ist ein Schwarzer, der sich in seine weiße Cousine verliebt. Eine richtig schöne Romanze. Das ist es, was die Leute zurzeit sehen wollen. Ich persönlich liebe Western und hoffe, dass wir bald amerikanische Filme ins Programm aufnehmen werden. Mein Sohn, der hier als Platzanweiser arbeitet, ist ein großer Fan von Jean-Claude Van Damme. Leider kommen bisher noch nicht so viele Leute wie früher. Deshalb drücke ich jetzt öfter mal ein Auge zu, wenn jemand die 500 Dinar für ein Ticket nicht bezahlen kann.“

Falhi



ANDREA COMAS / REUTERS / ELANCE MEDIA

FRISEURE

Schneller Schnitt

Keine Terminabsprachen mehr, keinen Firlefanz: Auf der Suche nach einer Methode, wie sich ein Friseurbetrieb rationalisieren lässt und Haarschnitte billiger werden können, etablierte der Bremer Detlef Hünnecke, 39, mit seinem ersten Salon „Headhunter“ vor sieben Jahren das damals in Deutschland weithin unbekannte

Cut-and-go-Prinzip. Zwölf Euro kosten Waschen und Schneiden, auf Beratung verzichtet der Kunde, beim Föhnen und Stylen legt er selbst Hand an – das Ganze soll in „Werkstattatmosphäre“ stattfinden. Inzwischen ist Hünneckes Idee ein Trend: Während der Zentralverband des Deutschen Friseurhandwerks im letzten Jahr einen Umsatzrückgang um 4,5 Prozent beklagt, befinden sich die Cut-and-go-Betriebe auf Expansionskurs. Hünnecke weiß von zurzeit 60 Friseurgeschäften in Berlin,

40 in Hamburg, darunter Berliner Szenefriseure wie „Notaufnahme“, „Haarstation“, „Cutman“ oder „Haarwerkstatt“. Andere Coiffeure werben mit Cut-and-go-Tagen. Laut Hünnecke hat das neue System einen wirtschaftlich positiven Nebeneffekt: „Wer sich früher seinen Haarschnitt bei einem Friseur privat für wenig Geld besorgte, geht jetzt zu einem Cut-and-go-Friseur. Der Schwarzarbeit wird damit das Wasser abgegraben.“



Berliner Friseurbetrieb „Cutman“

INTERNET

Klicken statt Mundschutz

Die Lungenseuche Sars hat in Asien zu einem Internet-Boom geführt. Im Monat April, dem Höhepunkt der Seuchenangst, stieg beispielsweise in der besonders betroffenen Metropole Hongkong die Zahl der privaten Internet-Nutzer um 13 Prozent. Beim führenden chinesischen Internet-Portal sohu.com ging alle drei Sekunden eine Anfrage nach Sars ein, doch der Informationsbedarf ist nicht der Hauptgrund für den Anstieg. Die größten Zuwachsraten haben Online-Shops und Banken – was man vom sicheren Wohnzimmer aus online erledigen kann, erspart Mundschutz, U-Bahn-Fahrten und Schlangestehen. Parknshop.com, ein großer Online-Supermarkt, legte seit Ausbruch der Seuche bei den Nutzerzahlen um 161 Prozent zu, die Bank of China um 57 Prozent. Yahoo Hongkong meldet doppelt so hohe Verkaufsgewinne wie normalerweise – jetzt hoffen die Shop-Betreiber, dass wenigstens ein Teil der Neukunden bei ihnen bleibt, wenn die Sars-Angst schwindet.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Die Kunst des Fliegens

Wie ein Student eine Formel fürs Pfannkuchen-Wenden fand

Die Maschine, die Stephen Wilkinson berühmt gemacht hat, besteht aus rot gestrichenen Eisenrohren und einer Mess-Skala aus Plastik. Am einen Ende hängen Gewichte, am anderen Ende liegt eine schwarze, kreisrunde Matte auf einer Plattform, die entfernt an einen Teller erinnert. Die Matte soll einen Pfannkuchen darstellen, der Teller einen Pfannenboden. Drückt man den Pfannenboden herunter und lässt dann los, fliegt die Matte ein Stück in die Luft, dreht sich im Flug und landet auf ihrer anderen Seite. Jedes Mal.

Wilkinson, 21, steht etwas verlegen neben der Maschine und lächelt. Dies ist die Pfannkuchen-Wurfmaschine, die er zusammen mit einem Kommilitonen entwickelt hat, in wochenlanger Arbeit. So einfach ist Physik, soll das Lächeln bedeuten. Die Wege zum Ruhm, sagt das Lächeln, sind bisweilen unergründlich.

Anfangen hatte die Sache als Semesterarbeit. Sie sollten sich etwas einfallen lassen, so lautete die Aufgabe an die jungen Physikstudenten der Universität Leeds, das Physik sinnvoll mit Elektronik verbindet und dazu noch etwas mit einer Flugbewegung zu tun hat. Wilkinson isst gern Pfannkuchen. So kam ihm die Idee mit dem Wenden.

83 Prozent aller Briten, fand eine Supermarktkette kürzlich heraus, halten sich für lausige Pfannkuchen-Wender. Mal landet der Teig auf dem Fußboden, mal völlig zerklümpelt in der Pfanne. Und es gibt tatsächlich Menschen, die es fertig bringen, den Pfannkuchen beim Wenden an die Zimmerdecke zu schleudern.

So lernte Wilkinson die erste Regel für angewandte Forschung: Es schadet nichts, wenn für die Ergebnisse auch Bedarf vorhanden ist.

Zuerst ließen er und sein Kommilitone vom Ingenieurbereich der Universität eine geeignete Maschine bauen. Am Anfang mussten sie sich blöde Fragen gefallen lassen: wie sich unterschiedliche Pfannkuchen-Beläge auf das Flugverhalten auswirkten? Ob sie schon zugenommen hätten vom vielen Pfannkuchen-Essen?

Während die Ingenieure den Apparat bauten, entwickelten sie eine Software, die aus dem Besonderen das Allgemeine filtern sollte. Den kurzen Flug des Pfannkuchens wollten sie mit einer Videokamera filmen, die Einzelbilder sollte dann ein Computer auswerten. Kamera und Computer waren in ihrem Fachbereich vorhanden. So schonten sie ihren

Quadratwurzel aus Pi mal Pfannkuchen

London (dpa) – Einen Pfannkuchen richtig zu werfen, ist nicht nur eine Sache der Übung. Der perfekte Wurf lässt sich berechnen, wie britische Physikstudenten herausgefunden. Es kommt auf die genaue Form an.

Aus der „Süddeutschen Zeitung“



Wilkinson mit Pfannkuchen-Maschine

Etat. Das lehrte sie Forscherregel Nummer zwei: Solange Neuanschaffungen nicht bewilligt sind, kann man durchaus mit dem auskommen, was da ist.

Dank der Kamera machte Wilkinson eine interessante Entdeckung: Es ist gar nicht so einfach, den Mittelpunkt eines fliegenden Pfannkuchens zu bestimmen. Ein Pfannkuchen, der gewendet wird, hat nur für einen winzig kurzen Moment die Form eines Kreises. Die meiste Zeit stellt er eine Ellipse dar. Wilkinson hat sich für das Physikstudium entschieden, weil ihm der Gedanke gefällt, „die Welt zu erklären“. Die Maschine fing an ihm Spaß zu machen.

So entstand die Formel, die Stephen Wilkinson in die Schlagzeilen brachte: Um die Drehgeschwindigkeit des Pfann-

kuchens zu errechnen, multipliziert man einfach Pi mit der Erdbeschleunigung, teilt das Ergebnis durch die vierfache Entfernung zwischen dem Ellbogen und dem Mittelpunkt des Pfannkuchens und zieht aus dem Ganzen die Quadratwurzel.

Es war der Augenblick, in dem aus dem Semesterspaß wissenschaftlicher Ernst wurde.

Sie führten ihre Maschine Dr. Ashley Clarke vor, der die Studienanfänger betreut. Clarke war begeistert. Seit Jahren gehen die Zahlen der Physikstudenten zurück. Niemand studiere heutzutage mehr aus Idealismus, klagt Clarke. Er freut sich aufrichtig über jeden, der aus purer Begeisterung für die Physik bei der Sache ist.

Wilkinson weiß, dass die Universität Leute wie ihn braucht, um die Lehre voranzutreiben, Clarke hat es ihm erklärt. Er weiß auch, dass er später das große Geld nur außerhalb der Universität verdienen kann. Was er nach seinem Studium machen wolle? „Ich habe noch nicht darüber nachgedacht“, sagt er. „Ich mache immer einen Schritt nach dem anderen.“ Dr. Clarke strahlt.

Im Fachbereich Physik der Universität Leeds haben sie aus der Pfannkuchen-Formel inzwischen beinahe eine eigene Forschungsabteilung gemacht. Sie untersuchen das Flugverhalten von leichten und extrem leichten Pfannkuchen, von starren und flexiblen Körpern. Kürzlich haben Studenten herausgefunden, dass Sand ein interessantes Flugbild abgibt, wenn man ihn hochschleudert.

So lernte Stephen Wilkinson Forscherregel Nummer drei: Je mehr man weiß, desto mehr gibt es, was man nicht weiß.

In der Eingangshalle der Physikalischen Fakultät steht ein Schaukasten. Er erzählt die Geschichte der Braggs, Vater und Sohn. Die beiden hatten zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts in Leeds so lange Kristallstrukturen mittels Röntgenstrahlen erforscht, bis sie dafür 1915 den Nobelpreis erhielten. Schräg gegenüber hängt das schwarze Brett. Sie haben alle Zeitungsartikel über Wilkinsons Pfannkuchen-Formel aufgehängt, die sie finden konnten. Es sind eine ganze Menge. Er ist inzwischen die Hoffnung seines Fachbereichs. Bragg und Wilkinson, die Röntgenstrahlen und der Pfannkuchen. Und der Nobelpreis.

Plötzlich scheint nichts mehr unmöglich. HAUKE GOOS



STEVE THURLOW / REUTERS / E LANCE MEDIA

F-16-Kampffjets beim Einsatz im Kosovo-Krieg, zerstörte Brücke in Varvarin, Überlebende Jovanović (l.), Getötete Milenković (r.): „Das designierte

VÖLKERRECHT

Die Brücke von Varvarin

Sind im Krieg Zivilisten wehrlose Opfer? Eine serbische Mutter verklagt in Bonn die Bundesrepublik Deutschland, weil ihre Tochter 1999 bei einem gezielten Nato-Luftangriff ums Leben kam. Bis heute haben die Militärs den Vorfall nicht erklärt. *Von Thomas Hüetlin*

Es war der 24. März 1999, als Deutschland zum ersten Mal seit 54 Jahren wieder in einen Krieg zog. Es war der Tag, an dem Harald Kampfmeyer seine Mission begriff.

Kampfmeyer sagte zu seiner Frau Cornelia: „Setz dich vor den Fernseher, nimm die Zeitungen und mache eine Liste aller Bombardements der Nato-Verbrecher.“ Cornelia ist Chemikerin, sie hatte kurz vorher ihren Job verloren.

An einem Samstag in diesem Frühjahr, vier Jahre danach, sitzen die Kampfmeyers in einer Drei-Zimmer-Mietwohnung in Berlin-Müggelheim und wirken sehr aufgekrazt. So wie zwei Schüler, die ihre Zeugnisse verbrennen und dem Direktor die Reifen aufschneiden.

Das mag am Kaffee liegen, den Frau Kampfmeyer serviert und den Herr Kampfmeyer verschüttet. Oder an den Tausenden Euro aus ihrem Vermögen, die die

Kampfmeyersche Mission bis jetzt verschlungen hat.

Aber wahrscheinlicher für die große Aufregung der beiden ist ein anderer Grund: Sie haben Klage eingereicht gegen die Bundesrepublik Deutschland – vor einer Zivilkammer des Landgerichts Bonn. Sie fordern 3,5 Millionen Euro Schadensersatz. Der Vorwurf, der in dem demnächst beginnenden Prozess verhandelt wird: Deutschland habe sich am 30. Mai 1999 an einem Kriegsverbrechen beteiligt, als Nato-Bomber eine Brücke in Serbien angriffen, 10 Zivilisten töteten und über 30 weitere zum Teil schwer verletzten.

Eine kleine Brücke, in der Nähe eines kleinen Ortes namens Varvarin. Das nächste militärische Ziel, eine Kaserne, lag 22 Kilometer weit weg; der Kosovo ist rund 65 Kilometer entfernt – ein paar Stunden mit einem kleinen Auto auf miesen Straßen.

Schon vor Beginn des Krieges war es den Kampfmeyers klar gewesen, dass es zu einem solchen Zwischenfall kommen würde, zu einer Katastrophe, die ein Dorf wie Varvarin auch in zwei Generationen noch erschüttern wird und den Rest der Welt aber nur zwei Minuten lang interessiert.

Während die Kampfmeyers damals Tag für Tag die Bomberflüge auswerteten, haben sie ein Desaster erwartet. Sie glaubten, dass die Nato Unschuldige in großer Zahl umbringen würde. Das Gemetzel war ihre Chance. Eine Chance, das zu tun, von dem Harald Kampfmeyer, 52, heute sagt, es sei „größer als alles, was wir bislang in unserem Leben unternommen haben, und größer als alles, was wir noch unternehmen werden“.

Die Nato ist kein Gegner, mit dem man es mal eben aufnimmt, und so dauerte es bis zum Januar 2001, ehe Herbert Kampf-



Ziel erfolgreich getroffen“

meyer sich in Belgrad in ein Taxi setzte und es 180 Kilometer südlich in Varvarin halten ließ. Er traf Menschen dort, denen Beine zerfetzt und Finger abgerissen worden waren. Er traf Opfer, denen Bombsplitter so dicht neben der Wirbelsäule steckten, dass es ebenso gefährlich ist, das Schrapnell operativ zu entfernen wie mit ihm weiterzuleben.

Und er traf Vesna Milenković, 38. Sie war die Frau des Bürgermeisters, und sie wirkte auch 20 Monate nach dem Angriff noch so, als wäre sie gerade aus den Bombentrümmern gekrochen. Ihre Tochter Sanja, von Splittern durchbohrt, war an jenem 30. Mai auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben.

Sanja ist 15 Jahre alt geworden, sie hatte hellbraune Augen und dunkelblonde Haare. Sie war die zweitbeste Mathematikerin ihres Jahrgangs in ihrem Land, seit einem halben Jahr besuchte sie das mathematische Elite-Internat von Belgrad. Sanja – sie war die Sehnsucht auf Zukunft, in einem Dorf, in dem es Paprika und Tomaten gibt, aber keine Hoffnung auf ein besseres Morgen.

Ihre Mutter Vesna Milenković wurde halb irre vor Trauer. Den Rest hätten beinahe die Telefonate besorgt, die sie dann mit offiziellen Stellen führte.

Anrufe, die immer die gleichen Fragen wiederholten: Warum diese kleine Brücke? Warum das kleine Varvarin? Warum die kleine Sanja? Warum vier Raketen auf diese ländliche Idylle mittags um eins? An ei-

nem Sonntag, dem Fest der Dreifaltigkeit, als das Thermometer 32 Grad zeigte und die Mädchen die Haare hochgesteckt hatten, für den Kirchgang und für den Flirt auf dem Wochenmarkt hinterher?

Die einzige Antwort, die sie bekommen hat, sind die wenigen Zeilen, die das Public Information Office der Supreme Headquarters Allied Powers in Europe (Shape) schon am Tag des Angriffs veröffentlichte: „Heute haben Nato-Flugzeuge einen koordinierten Angriff gegen die Autobahnbrücke von Varvarin geflogen. Diese war eine Hauptkommunikationslinie und ein vorgesehenes, legitimes Ziel. Vier Flug-

zeuge griffen zwischen 1101 und 1106 Zulu Time an und verwendeten dabei präzisionsgelenkte Waffen, die alle ihre vorgesehenen Ziele erfolgreich trafen. Die Nato ist nicht in der Lage, serbische Berichte über Opfer zu bestätigen, zielt aber niemals absichtlich auf Zivilisten.“

Diese Zeilen klingen militärisch kalt und arrogant, und vor allem sind sie im einzig nachprüfaren Punkt falsch: Es gibt keine „Autobahn“, die nach Varvarin führt, und es gab nie eine „Autobahnbrücke“. Das „designierte“ Ziel, das die Bomber „erfolgreich“ trafen, hatte eine Breite von 4,50 Metern und eine Tragfähigkeit von acht Tonnen. Die „Autobahnbrücke“ war so schmal, dass Autos sie nur einspurig überqueren durften. Hätten mehrere Militärlaster versucht, die Eisenkonstruktion aus dem Jahr 1924 zu benutzen, wäre sie zusammengebrochen.

Es waren solche Dinge, die Vesna Milenković auch noch das Gefühl gaben, verhöhnt zu werden – bis dann im Januar 2001 Harald Kampfmeier, der Mann mit dem Musterschülergesicht aus Berlin, zu ihr nach Varvarin kam und sagte, er wolle helfen, und er brauche dazu nur ihre Zustimmung und die der anderen Opfer.

Seitdem ist die Trauer ein wenig gewichen. Jetzt kämpft sie um Aufklärung, warum ihre einzige Tochter zusammen mit neun anderen Menschen sterben musste an jenem Feiertag im Mai. Damals fühlte sie sich, „als ob kaltes Wasser durch meine Adern fließt“. Sie nahm einen Job





ANDREW TESTA / PANOS

Mutter Milenković: „Ich verliere das Kind vor meinen Augen“

im 180 Kilometer entfernten Belgrad an, stand jeden Morgen um 4.30 Uhr auf, fuhr jeden Tag insgesamt fünf Stunden im Autobus – nur um nicht erdrückt zu werden in ihrem eigenen Wohnzimmer in Donji Katun, einem kleinen Weiler vor Varvarin. Die Geschwüre in ihrem Magen wuchsen trotzdem. Sie war allein, ihre Tochter war auch ihre beste Freundin gewesen.

Varvarin ist kein guter Ort, um traurig zu sein. Auf den staubigen Straßen rattert nur ab und zu ein Traktor. In den wenigen Kneipen sitzen alte Männer, die sich alte Geschichten erzählen. Fragt man sie, woher der Name Varvarin kommt, erzählen sie die mittelalterliche Legende von einer Frau, die das Dorf an die Türken verrotten habe. Zur Strafe sei diese Hexe dann von den Bewohnern des Dorfes gekocht worden. Varvarin heiße „dort, wo die Frau gekocht wurde“.

Dort, wo die Frau gekocht wurde. Es ist nicht unbedingt so, dass Vesna Milenković gern in Varvarin lebte. Als Kind nahmen sie die Eltern für ein paar Jahre mit ins bayerische Ingolstadt, schickten sie später aber zurück. Dann: frühe Heirat, ein Sohn, eine Tochter und ein Mann, der wollte, dass sie Paprika und Käse verkauft auf dem Markt. Sie studierte nachts. Jura. Er kämpfte sich einen Job bei einer Firma für Holzbearbeitung. Als die erste Geschäftsreise nach Deutschland anstand, sagte ihr Mann, sie könne, wenn sie fahre, gleich dort bleiben.

Sanja sollte es besser haben. Der Tochter traute sie all das zu, was ihr selbst ver-

sagt bleiben würde: eine große Karriere, Belgrad, Freiheit. Manchmal, erzählt sie, sei sie mit der Tochter in die Hauptstadt gefahren, zusammen hätten sie dort im vornehmsten Hotel, im „Hyatt“, einen Orangensaft getrunken. Sanja sollte den Wohlstand kosten.

Die Tochter war von Zahlen besessen, die Mutter musste nicht drängeln. Das Kind rätselte oft nächtelang über mathematischen Problemen, aber ihre Begeisterung endete schnell, wenn es um Hausarbeit

Bis heute sagt niemand, warum die Brücke ein Ziel war, warum die Angreifer zweimal kamen und welcher Nation sie angehörten.

ging. Abtrocknen war ihr zuwider. „Wie willst du dieses Problem denn lösen, wenn du später allein lebst?“, fragte die Mutter. „Mama, bei mir wird alles vollautomatisch laufen“, antwortete die Tochter, „alles auf Knopfdruck.“

Varvarin, dort, wo die Frau gekocht wurde, schien bereits hinter ihnen zu liegen. Besuchte nicht Sanja seit einem halben Jahr das mathematische Elite-Gymnasium in Belgrad? War sie nicht schon ein Großstadtmädchen?

Im Frühjahr 1999 begann der Krieg. In Belgrad heulten jetzt jede Nacht die Sirenen, Bomben explodierten. Sanja, so hatten es sich Mutter und Tochter überlegt, sollte nach Hause kommen – aufs Land, in Sicherheit.

Einige Tage später traf Sanjas beste Freundin, Marina Jovanović, ein, auch sie

hatte es in Belgrad nicht mehr ausgehalten. Zusammen genossen die beiden den Frühling in der Provinz. Die Flugzeuge zogen weit oben am Himmel dahin, die Nato schien Varvarin vergessen zu haben. Der Tod stürzte dauernd aus dem Himmel über Belgrad und dem Kosovo, aber in Varvarin war er nur ein Summen in der Dunkelheit, nicht mehr. „Es war wie in den Ferien“, sagt Marina Jovanović heute.

Sie interessierten sich nicht für Politik. Oder für Milošević. Oder für Großserbien. Für sie war es nur Gezeter, was täglich aus den staatlichen Radio- und Fernsehprogrammen dröhnte. Leonardo DiCaprio war wichtig. Oder das tägliche Aerobic. Und ihre Bäuche. Straff sollten sie sein – wie gespannte Bettlaken. 150 Sit-ups schaffte Marina, dann verließ sie meist die Lust, aber Sanja war nicht zu stoppen. „Los“, sagte sie dann, „noch mal 150.“

Manchmal lagen sie im Gras und überlegten, ob sie nicht nach Griechenland durchbrennen sollen. Orangen ernten. Nie mehr das Wort Krieg hören. Zwei reiche Jungs heiraten. Und sie beschlossen: Wenn eine von beiden heiratet, dann muss sie in einem Hotel mit hohen Decken feiern – damit die andere dort auf dem Tisch tanzen kann. Hotels, die es in Varvarin nicht gibt. Nur in Belgrad. Oder in Beverly Hills.

Amerika hieß ihre größte Sehnsucht. Und daran änderten die Bomben auch nichts, die die Amerikaner nun auf das Land der beiden Mädchen warfen.

Am 30. Mai, einem Sonntag, wurde in Varvarin das ewige Leben gefeiert – das Fest der Heiligen Dreifaltigkeit. In der Vor-

stellung der serbisch-orthodoxen Kirche, vereinigen sich Gott und sein Sohn mit dem Heiligen Geist, und der Himmel, die Erde und die Menschen werden mit einem göttlichen weißen Licht erfüllt. Ein hoher Feiertag. Ein Tag, an dem Familien zusammenkommen bis spät in die Nacht.

Vesna Milenković hatte Spanferkel besorgt, 30 Gäste erwartete sie. Sanja wollte vorher mit ihren Freundinnen in die Kirche nach Varvarin, danach auf den großen Wochenmarkt, eine Art Basar, wo es Fleisch, Obst und Gemüse gibt, aber auch die schicken Güter des reichen Westens, gefälscht irgendwo im Osten, Lippenstifte aus Bulgarien für 3 Euro, Texas aus der Türkei

die Laune der Mädchen weiter gesteigert, und als sie gegen ein Uhr mittags das Dröhnen des Marktes hinter sich ließen, hatten sie die erste Hälfte eines Tages verbracht, von dem sie glaubten, es sei ein perfekter Sonntag. Sie gingen auf die Brücke zu. Sanja sagte zu Marina: „Dein Rucksack hängt nur über einer Schulter. Nimm ihn auf beide, sonst verlierst du ihn, wenn wir rennen müssen.“

Sekunden später waren sie auf der Brücke, und Marina erinnert sich an ein Geräusch, das klang, als würde eine Flex versuchen, sich durch eine riesige Eisenplatte zu fressen. „Ein fürchterlicher Einschlag schleuderte uns durch die Luft“, sagt

per verbunden. Die Luft riecht wie in einer Schweißerwerkstatt.

„Wir leben“, ruft Marijana von unten.

„Wir träumen“, sagt Marina von oben. „Es ist nicht möglich, dass man einen solchen Angriff überlebt. Und wenn wir tatsächlich noch leben, dann werden die Flugzeuge wiederkommen.“

„Nein, das war's“, sagt Marijana. Sie hat Angst, nach unten zu rutschen und zu ertrinken. Sie kann nicht schwimmen.

Marina starrt ihr kaputtes Bein an. Sie hat Angst, dass man ihr Bein amputieren wird – falls sie überleben sollte. In diesem Augenblick sieht sie Flugzeuge „so groß wie Autos“. Zwei weitere Raketen werden abgefeuert. Explosionen. Hitze. Rauch.

Die Raketen treffen die halb versunkenen Brückenteile auf der Seite von Varvarin. Es sterben sieben Menschen, die den Mädchen vom Wochenmarkt her zu Hilfe geeilt waren. Zwölf weitere werden zum Teil schwer verletzt. Die Explosionen sind so gewaltig, dass ein zimmergroßes Brückenteil gut hundert Meter weit in den Friedhof jenseits der Kirche geschleudert wird.

Sanja rutscht nach der zweiten Explosion nach unten. Sie liegt nun mit dem Kopf im Wasser, gibt kein Lebenszeichen mehr von sich. Nur ihre Brust hebt und senkt sich regelmäßig. Marina kriecht hinunter, um Sanjas Kopf über Wasser zu halten. Sie stützt sich auf die Ellbogen, weil sie ihre Beine nicht mehr benutzen kann. Marina ist verzweifelt. Ihre beste Freundin hat keine klaffenden Wunden, aber sie hat ihr Bewusstsein verloren. Marina und Marijana rufen Sanjas Namen, dann „Upomoć“, das serbische Wort für Hilfe.

Marina holt eine Wasserflasche aus ihrem Rucksack und tupft das leblose Gesicht ihrer Freundin ab. Sie glaubt, dass ihr Sanja jetzt zulächelt. Marina ruft: „Ich werde dich retten.“

„Wie willst du das schaffen?“, sagt Marijana. „Dein Bein ist kaputt.“

Sanjas Mutter steht beim ersten Angriff der Flugzeuge in der Küche ihres Hauses, das höchstens vier Kilometer entfernt ist. Der Knall ist so laut, dass die Scheiben klirren. Sie rennt in den Garten.

„War das eine Bombe auf Krusevac?“, fragt ihr Mann.

„Nein, das war die Brücke“, sagt die Mutter. „Geh ins Haus und probier mal das Telefon. Wenn die Leitung tot ist, gibt es die Brücke nicht mehr.“

Sanjas Mutter rast im Auto zur Unglücksstelle. Ein paar Leute aus Varvarin kommen ihr entgegen. „Haben Sie die Mädchen gesehen?“

„Nein, fahren Sie nicht zur Brücke. Dort wurde gebombt.“

Die Brücke liegt im Wasser wie mit einem Messer abgeschnitten. Es herrscht Stille. Die Mutter versucht, durch das reißende Wasser zu ihrem Kind zu gelangen. Sie ertrinkt fast. „Zwei Hände“, sagt sie



Opfer des Luftangriffs auf Varvarin: „Als ob ich verglühe“

für 15 Euro. Sie meinen Jeans, wenn sie Texas sagen in der serbischen Provinz.

Die Mädchen hatten sich fein gemacht. Sanja trug eine weiße Hose, ein rosa Hemd, weiße Sportschuhe. Die Freundin Marina eine rote Levi's, ein blaues T-Shirt, weiße Sandalen, auf dem Rücken einen schwarz-weißen Wollrucksack für die Einkäufe. Die Mädchen sollten Toilettenpapier, Haarspangen, Zahnbürsten und ein Teesieb besorgen. Und sie hatten es eilig. Sie wollten nicht zu spät zur Kirche kommen. Als sie um 8.30 Uhr pünktlich aufbrachen, wurden sie von Marijana Stojanović begleitet, einer weiteren Freundin.

„Passt auf wegen der Flugzeuge. Man weiß nie“, sagte Sanjas Mutter, als sie das Haus verließen, hinein in jenen Frühlingstag, der nach Rosmarin und frischem Gras roch.

„Siehst du die Bombe?“, sagte Sanja lachend und deutete auf den blauen Himmel. „Sie wird genau auf uns fallen.“ Es war so ein Scherz, mit dem man versucht, den Krieg aus seinem Leben zu verbannen.

Das Singen in der Kirche, die Jungs und das Erdbeer-Softeis auf dem Markt hatten

sie. „Ich hörte die Schreie meiner Freundinnen. Es herrschte eine entsetzliche Hitze. Ich fühlte mich, als ob ich verglühe und in der Luft schwebte.“

Ein Angler, der am Ufer stand, namens Radomir Stojanović, wird später sagen, es seien zwei Kampfflugzeuge gewesen, die zwei etwa zwei Meter lange Flugkörper abfeuerten. Die Raketen trafen die Brücke genau über dem Mittelpfeiler. Die Explosion durchtrennte die Eisenstreben, ließ den mittleren Teil der Brücke ins schmutzig-grüne Wasser der Morava krachen.

Die Brücke hat sich in einen steilen Abhang verwandelt. Oben kauert Marina, in der Mitte Marijana Stojanović, unten, fast im Wasser, Sanja. Auf der anderen Seite des Brückenpfeilers versinken zwei Menschen mit ihrem roten Auto in den Fluten. Es sind der Schweißer Ratobor Simonović und seine Mutter Ruzica.

Als Marina aus einer kurzen Ohnmacht erwacht, erschrickt sie wegen ihrer blutenden Hand, dann sieht sie ihr rechtes Bein. Der zerschmetterte Unterschenkel scheint nur noch durch Haut mit dem Kör-

später, hätten sie herausgezogen. Dann ist alles wie in einem Film. In Zeitlupe. Ohne Ton.

Sanja wird auf ein Brett gelegt und in den Krankenwagen getragen. Vesna Milenković fährt mit. Sanjas Augen bewegen sich, aber sie ist ohne Bewusstsein. Sie liegt auf der Brust und atmet schwer. Die Mutter schreit den Arzt an: „Doktor, tun Sie was! Drehen Sie sie um, sie bekommt keine Luft mehr. Ich verliere das Kind vor meinen Augen.“

Der Arzt lässt die nächste Ambulanz ansteuern. Sanja bekommt eine Spritze. Die Mutter muss in ein anderes Auto steigen. Sie fahren ins Kreiskrankenhaus nach Krusevac.

Dort sieht die Mutter, wie ein Arzt aus dem Zimmer kommt und seine Handschuhe abstreift. „Ich muss zu meiner Tochter“, ruft sie. Sanja ist tot.

Die Eltern nehmen das Kind mit nach Hause, waschen es in der Badewanne, bahren es auf dem Esstisch auf und bestatten es am nächsten Tag in einem weißen Sarg. Die beiden Freundinnen überleben. Marijana mit 20 Bombensplittern im Körper, Marina mit 52, einen weiteren Splitter, etwa ein Kilogramm schwer, findet man in ihrem Rucksack. Außer den Toten und den Narben gehört

das Schrapnell zu dem wenigen Konkreten, was blieb von jenem Mittag, als der Tod auf Varvarin fiel.

Für die Opfer ist der Angriff auf ihr kleines Dorf bis heute ein Mysterium – schrecklich, dunkel, ungeklärt. Die Nato tut nichts, um Licht in den Vorfall zu bringen.

Bis heute sagt niemand, warum die Brücke als militärisches Ziel erhalten musste. Es sagt niemand, warum die Angreifer zweimal kamen. Es sagt niemand, welcher Nation die Flugzeuge angehörten.

Nur Michael Kämmerer, damals zuständig für die deutsche Presse im Supreme

Für Kampfmeyer ist klar, was geschah: Die Amerikaner verübten ein Kriegsverbrechen, und die Deutschen halfen ihnen dabei.

Headquarters der Allied Powers in Europe, hat sich bisher zu dem Vorfall geäußert. Der „Zeit“ sagte er, dass es sich bei der Brücke um ein so genanntes Sekundärziel gehandelt habe. Ein Ziel also, welches sich Piloten suchen, wenn ihr eigentliches Ziel bereits zerstört ist oder wegen schlechter Sicht oder anderer Gründe nicht angreifbar ist – ein Ausweichziel.

Was überhaupt ein Ziel in der „Operation Allied Force“ sein durfte, darüber besteht immer weniger Klarheit. Offiziell heißt es bis heute, die Ziele seien mit allen

Nato-Partnern abgestimmt worden, und Ziele, bei denen ein Nato-Partner sein Veto eingelegt habe, seien von der Liste gestrichen worden. Inoffiziell hält man es für möglich, dass der Nato-Rat einem Angriff auf die Brücke von Varvarin nicht zustimmen musste.

Die Amerikaner, hat der damalige französische Außenminister Hubert Védrine in einem Interview mit der BBC gesagt, hätten gelegentlich getan, was sie wollten. „Sie haben dabei eigene Gelder eingesetzt, und die Entscheidungen kamen, wie die Kommandos, direkt aus den USA. Den europäischen Verbündeten waren diese zusätzlichen Einsätze nicht bekannt.“

Darüber hinaus herrschen im Cockpit einer F-16 ohnehin eigene Gesetze. „Sie zielen auf das Secondary Target, weil sie nicht das ganze Flugbenzin und Adrenalin für nichts verschwenden wollen“, sagt Andrew Brookes, 30 Jahre lang Pilot bei der Royal Air Force und heute Analytiker beim International Institute for Strategic Studies in London. „Wenn die Piloten die Bomben wieder mit zurück nach Hause bringen, wird der Kommandeur sie als Feiglinge beschimpfen.“

Der Erfolgsdruck ist hoch, die Möglichkeit, sich über ein Ziel aus 5000 Meter Höhe Gewissheit zu verschaffen, gering. „Dort oben ist man auf einen Mini-Bild-

schirm angewiesen, während man mit 400 bis 500 Knoten sehr schnell dahinfliegt“, sagt Brookes. „Es ist unmöglich zu erkennen, ob da unten Spezialeinheiten auf dem Weg zu einer ethnischen Säuberung oder ein paar Zivilisten auf dem Weg in die Kirche sind.“ Vielleicht hätten die Piloten einfach die falsche Brücke getroffen.

War also das Desaster von Varvarin ein Versehen, ein Fehlwurf? War es ein Kollateralschaden oder ein Kriegsverbrechen? Auf jeden Fall beschloss die Nato nach dem 30. Mai 1999, Brücken nicht mehr zu bombardieren, sofern in deren Umgebung mit Zivilisten gerechnet werden musste.

Man kann diese Änderung der Strategie als ein Schuldeingeständnis interpretieren. Geholfen hat sie den Opfern von Varvarin wenig. Bis heute bleibt ihnen bei ihrer Suche nach Aufklärung und Gerechtigkeit nur jene Notiz in einem Report von Amnesty International, die anzweifelt, ob die Brücke ein „legitimes militärisches“ Ziel war, und die darüber hinaus den Zeitpunkt des Angriffs scharf kritisiert. „Wieso konnte die Nato Angriffe zur Mittagszeit, wenn das Risiko, Zivilisten zu treffen, besonders hoch ist, nicht vermeiden?“

Die Strategie der Nato im Krieg hieß: aus großer Höhe Bomben abwerfen, Hauptsache, die Piloten sind sicher. Die Strategie der Nato nach dem Krieg scheint ebenso auf einseitige, absolute Sicherheit



Aktivist Kampfmeier
Das Desaster erwartet

ausgerichtet: Schweigen, Achselzucken, warten, bis Gras über die Sache und die Toten wächst.

Das ist eine moralisch fragwürdige, aber bewährte Strategie. Vor allem ist es eine Strategie, die nicht mit Menschen rechnet

wie Vesna Milenković, die keine Ruhe geben wird, bis sie erfährt, warum ihr Kind sterben musste.

Es war eine Art letzter Auftrag, den ihr die Tochter erteilt hat. So erträgt Vesna Milenković auch die Rückschläge, die sie immer wieder erleben muss. Zum Beispiel die Klageerwidlung durch die Anwälte der Bundesregierung: In kühlen Worten bedauern die Juristen, dass es zu Zivilopfern gekommen ist, in ebenso kühlen Worten verlangen sie, die Klage abzuweisen und die Kosten des Verfahrens den Klägerinnen und Klägern aufzuerlegen.

Die Bundesregierung beruft sich darauf, dass die 14 „Tornados“, mit denen sich Deutschland an der „Operation Allied Force“ beteiligte, ausschließlich zur Aufklärung und zur Zerstörung der gegnerischen Luftabwehr genutzt worden seien. Außerdem behauptet sie, dass deutsche Flugzeuge auch nicht mittelbar an der Zerstörung der Brücke von Varvarin beteiligt gewesen seien. „Fest steht“, schreiben die Anwälte, „dass an diesem Tag überhaupt keine Militärflugzeuge der Bundesrepublik Deutschland im Raum Varvarin zum Einsatz kamen.“

Eine Reaktion ebenso vorhersehbar wie unpräzise. Denn das Auskundschaften der Ziele erfolgte selten am Tag der Bombardierung, sondern lange vorher. „Das ist wie bei einem Banküberfall“, sagt Hans

Wallow, ehemaliger SPD-Bundestagsabgeordneter, Autor und Unterstützer der Klage. „Einer macht die Pläne, einer steht Schmiere, und einer räumt den Tresor aus.“

Außerdem habe die Nato bei ihrem Angriff auf die Zivilisten von Varvarin gegen das Genfer Zusatzprotokoll über den Schutz der Opfer internationaler bewaffneter Konflikte verstoßen. Die Bundesrepublik müsse demnach haften, da sie als Mitglied der Nato an militärischen Aktionen teilgenommen und mit den anderen Mitgliedern den fraglichen Luftangriff beschlossen habe.

Aber auch diese Argumentation ist anfechtbar: Gilt doch das Genfer Zusatzprotokoll nur, wenn es sich um eindeutig nichtmilitärische Ziele handelt, was nach Ansicht von Völkerrechtsexperten im Fall der Brücke von Varvarin nicht eindeutig zu klären sein wird. Außerdem haben die USA, Frankreich und die Türkei das Genfer Zusatzprotokoll nie unterschrieben.

Es ist dieses Versteckspiel hinter Paragrafen, das Vesna Milenković als einziges Mittel geblieben ist, um herauszufinden, warum ihre Tochter sterben musste. Die braunen Haare streng zurückgekämmt, angetan mit einem makellosen blauen Hosenanzug, versucht die Mutter einem Konflikt Haltung entgegenzusetzen, der als militärische Auseinandersetzung begann und jetzt als juristische fortgesetzt wird.

„Es tut weh“, sagt Milenković, „Anwälte werden dafür bezahlt, die Unschuld ihrer Mandanten zu erklären. Ich weiß, wie das geht. Schließlich habe ich selbst

Jura studiert. Dabei müssten doch alle wissen, dass das, was an jenem Tag geschah, falsch war. Es gibt nur niemand zu.“

Nur einmal wurde bisher Schadensersatz für die Opfer der „Operation Allied Forces“ gezahlt: als Entschädigung für die Raketen der USA, die irrtümlich in der chinesischen Botschaft in Belgrad einschlugen – 54 Millionen Mark. Ohne Paragrafen, Klageschriften, Gerichtsverfahren. Für China gibt es Respekt, aber nicht für eine Mutter irgendwo in Serbien, deren Name nicht für die Geschichtsbücher und Weltkarten der Sieger taugt.

Sie interessierten sich nicht für Politik. Oder für Milošević. Sie interessierten sich für Leonardo DiCaprio. Und für ihre straffen Bäuche.

Es ist eine riesige Lücke im Völkerrecht, eine moralische Kluft, die geschlossen werden müsste – der Prozess in Bonn ist der Anfang, Klageschriften aus den Kriegen in Afghanistan und Irak werden vorbereitet. Wenn Kriege wieder in unsere Zivilisation eindringen, dann sollte auch die Zivilisation eindringen in den Krieg. „Es muss eine Völkerrechtsordnung her, in der auch Individuen eine Chance zur Rechtsdurchsetzung bekommen und nicht nur Staaten“, sagt Horst Fischer, Professor für Internationales Humanitäres Völkerrecht an der Universität Leiden.

Die Aussichten, das Desaster von Varvarin vor deutschen Gerichten aufklären zu können, sind ge-

ring. Aber das scheint Harald Kampfmeyer, den Mann mit dem Musterschülergesicht und Initiator der Klage, nicht zu betrüben. Strahlend steht er in Socken in seinem Wohnzimmer in Berlin-Müggelheim und schwärmt von seinem Kampf für Gerechtigkeit. Der Höhepunkt seines Lebens.

Kampfmeyer, früher Berufsoffizier bei der NVA, heute Manager bei einem Mineralölkonzern, ist besessen. Besessen davon, dass die DDR der bessere deutsche Staat war, die Bundesrepublik nur ein „Jurassic Park für Altfaschisten“ ist. Er ist besessen davon, dass der Kampf der Serben gerecht war und der Einsatz der Amerikaner nur eine weitere Etappe auf deren Weg „zu einer neuen Weltordnung“.

Für Kampfmeyer ist klar, was am 30. Mai 1999 auf der Brücke von Varvarin geschah. Die Amerikaner verübten ein Kriegsverbrechen, und die Deutschen halfen ihnen dabei.

Fragt man Kampfmeyer, warum er das Desaster von Varvarin ausgerechnet vor ein deutsches Zivilgericht bringen will, antwortet er: „Weil ich finde, jeder Bürger ist verantwortlich für seinen Staat, und in den USA wären die Anwälte noch

teurer gewesen.“ Der Prozess ist seine Waffe, den verlorenen Krieg in Serbien doch noch zu gewinnen.

Für Vesna Milenković ist der Prozess eine Waffe im Kampf um Wiedergutmachung, um Gerechtigkeit.

Seit dem Januar 2001 kennen sich Milenković und Kampfmeyer, sie sind befreundet, sie brauchen sich, auch wenn sie eigentlich etwas völlig Unterschiedliches wollen.

„Diese Klageverfahren sind der Beginn, dass an-

deren Opfern Gerechtigkeit widerfahren kann“, sagt Vesna Milenković und beteuert gleich hinterher, dass es ihr Leid tue, Deutschland verklagen zu müssen. Deutschland, ihr Lieblingsland. So pazifistisch wie fast keines im Westen.

Dort sieht sie nun ihre letzte Chance, Gerechtigkeit zu finden für ihre tote Tochter. Und das heißt herauszufinden, warum Sanja sterben musste an jenem blauen Festtag im Mai, als die Luft nach Rosmarin roch und der Krieg weit weg war. So weit weg, dass die Mutter das Wichtigste in ihrem Leben, die Tochter, aus dem Haus ließ.

„Es ist nicht der Schadensersatz, um den es geht“, sagt Vesna Milenković, und ihre Stimme ist jetzt weich und frei von Ärger. „Das Geld ist das Letzte. Ich will endlich, dass einer sagt, es war falsch, Ihr Kind zu töten.“



ANDREW TESTA / PANOS (L.); GABRIELE SENTI (O.)

Verletzte Jovanović, Schrapnell-Narben: „Siehst du die Bombe?“

Werbeseite

Werbeseite



Im Namen des Volkes

Ortstermin: Eine angebliche Betrugerei von Ukrainern an Ukrainern in der Ukraine – vor Gericht in Hildesheim

Genau 19, aber das wird Herr Pössel schon wissen. Kann doch nicht sein, dass Richter Pössel seit 100 Verhandlungstagen aus dem Fenster starrt und nie gezählt hat. 19 Stahlträger vor der Glasfront des großen Schwurgerichtssaals.

Dann die Besucherplätze, blaue Schallensitze, 82 Stück. Möglich, dass Herr Pössel sie mal durchgezählt hat, einfach so, aus Langeweile, jeden Tag 82 leere Besucherplätze.

Wetten aber, dass Herr Pössel, Reserverichter in diesem Prozess, noch nicht ermittelt hat, wie viele Tischbeine es im Saal 134 gibt? Nur fürs Protokoll: 66. Und Deckenplatten? 162. Und Paneelenbretter draußen im Flur? 256. Soll also niemand sagen, auch der 100. Prozesstag vor der Zweiten Wirtschaftsstrafkammer des Landgerichts Hildesheim hätte keine neuen Erkenntnisse gebracht.

100 Tage. Hefter für Strafakten sind rosa, am Anfang sind sie zartrosa, eine frische Hoffnung auf Wahrheit und Gerechtigkeit, doch je älter sie werden, je dicker, je öfter Staatsanwälte und Richter danach greifen, desto dunkler werden sie. Der Prozess im Saal 134 befindet sich im Stadium Altrosa.

Die Hoffnung, bevor sie starb, war ein deutscher Jahrhundertprozess: Zwei Ukrainer, Wiktor Scherditzki, 45, Präsident der Gradobank in Kiew und Parlamentsabgeordneter, verhaftet 2000 in Hannover, Igor Didenko, 39, eine große Nummer im Gasgeschäft, geschnappt 2001 in Frankfurt, zusammen sollen sie 60 Millionen Mark abgezweigt haben. Nicht irgendwelche Millionen, sondern 60 von denen, die Deutschland für NS-Opfer in die Ukraine überwiesen hatte. Was für ein Fall. Nur die Länge des Aktenzeichens hätte eine Warnung sein können, damals, im August 2001, beim Prozessauftakt: 16 KLs993b Js 59653/00.

Die 8 Ventilatoren unter der Decke haben 96 Flügelblätter, und vom Jahrlangprozess ist nichts übrig geblieben außer ein jahrelanger Prozess. Erst waren sieben von acht Vorwürfen verjährt, da ging es nur noch um vier Millionen Mark. Dann war

unklar, ob die vier Millionen wirklich aus dem NS-Entschädigungstopf stammten, und wenn doch, ob Banker Scherditzki das überhaupt wusste; seitdem geht es nicht mehr um NS-Entschädigungsgelder.

Seitdem geht es im Namen des Volkes eigentlich nur noch darum, ob im Lichte des ukrainischen Zivilrechts zwei Ukrainer eine ukrainische Bank in der Ukraine geprellt haben, nämlich um jene vier Millionen, die garantiert nie wieder auftauchen, weil die Angeklagten das Geld in eine Pleite gegangene Zementfirma gesteckt hatten. Immerhin eine aus Deutschland, das ist gut fürs Lokalkolorit, tut im Prozess aber ansonsten nichts zur Sache.

Zumindest Didenko benimmt sich so, als gälte für ihn kein Gesetz der Schwerkraft. Von Bodenhaftung keine Spur. Auf einem Zahnstocher herumkauend, die Hände hinter dem Glatzkopf verschränkt, nimmt er schon zu Beginn eine bequeme Sitzposition ein, die dem Richter einen freien Blick auf sein Sweatshirt gewährt. „Ich verabscheue deutsche Lügen“, steht dort. Und weil Didenko nicht lange stillhält, immer vor- und zurückwippt, präsentiert er bald auch die Rückseite, auf die er als Verweis für deutsche Lügen einen Artikel aus der „Bild“-Zeitung gedruckt hat, über die „Geldmafia“, die ihn angeblich befreien will.

Das ist allerdings nicht die „Bild“-Story über Didenkos Knastleben, an der war höchstens falsch, dass er sich Schampus schicken lässt. Dagegen stimmt immer noch, dass er in der U-Haft Schonkost bevorzugt, viel Fisch, Geflügel, gedünstetes Gemüse, alles aus dem Celler Feinschmecker-Restaurant „Endtenfang“, Lieferung zwei-, dreimal die Woche.

Das Protokoll selbst umfasst inzwischen 2000 Seiten, was allerdings nur ein Näherungswert ist. Seit wie vielen Tagen das fertige Plädoyer schon in der Leder Tasche von Staatsanwalt Lars Burgard steckt, will er nicht sagen. Solange die Vertei-

diger an jedem Prozesstag vier neue Beweisanträge stellen und der Vorsitzende Richter Harald Bachmann sie mit der Monotonie der telefonischen Zeitansage zur Notiz nimmt, werden es noch ein paar Tage mehr werden.

„Ein Wahnsinn“, sagt Gerichtssprecher Michael Meyer-Lamp, „ein Wahnsinnsaufwand“, sagt Scherditzki-Verteidiger Bertram Börner, „alles sehr aufwendig“, sagt einer der Ankläger. Für den Fall, dass Didenko verurteilt wird, hat sein Verteidiger Ulrich Ziegert Revision angekündigt.

Die Glastür im Flur vor Saal 134 hat einen Splitterschutz, ein eingelegetes Drahtnetz, die Zahl der Quadrate beträgt genau 118 563. Nur fürs Protokoll.

JÜRGEN DAHLKAMP



FOTOS: MARTIN LEISSEL / VISUM

Angeklagte Scherditzki, Didenko: „Deutsche Lügen“

Inzwischen verstehen nur noch die 27 Männer und Frauen in diesem Raum, worum es eigentlich geht, darunter 4 Richter, 5 Verteidiger, 2 Staatsanwälte, 3 Schöffen, abzüglich die 5 Wachtmeister, die nur verstehen, dass sie nichts verstehen.

Der Sitzungssaal 134 mit seinen genau 179 Holzvertäfelungsplatten könnte daher ebenso gut ein Raumschiff von der Wega sein. Ankunft an zwei Verhandlungstagen die Woche, jeden Montag, jeden Donnerstag, Bordsprache Ukrainisch und Deutsch, Betriebskosten bisher um die 500 000 Euro; da ist dann allerdings schon der Verpflegungsmehraufwand bei Fernreisen drin; der eine oder andere Zeuge aus der Ukraine hat nämlich nebenan im Vier-Sterne-Dorint die Minibar leer geräumt.

Werbeseite

Werbeseite

LUFTHANSA

Aufsichtsrat bedient sich

Die Führung der Deutschen Lufthansa muss auf der Hauptversammlung am 18. Juni mit heftigem Widerstand kritischer Aktionäre rechnen. Anlass sind nicht nur die düsteren Geschäftsprognosen, sondern ein neues Vergütungssystem für den 20-köpfigen Aufsichtsrat, das eine Anhebung der Bezüge um bis zu 166 Prozent vorsieht. Auf der Veranstaltung sollen prominente Top-Manager wie Allianz-Chef Michael Diekmann, der Deutsche-Bank-Vorstandssprecher Josef Ackermann und sein Münchner Kollege Werner Schmidt von der Bayerischen Landesbank neu in das Kontrollgremium gewählt werden. Der bisherige Lufthansa-Vorstandschef Jürgen Weber will den Vorsitz übernehmen. „Um den gestiegenen Anforderungen an die Tätigkeit des Aufsichtsrats Rechnung zu tragen“, schlägt die Verwaltung vor, die Grundvergütung auf 20 000 Euro zu verdoppeln. Gleichzeitig sollen die variablen Bezüge, die sich an der Dividende orientieren, kräftig steigen. Einfache Mitglieder würden auf Basis der geplanten Ausschüttung für das Jahr 2002 demnach künftig 55 000 statt 31 000 Euro erhalten, für den neuen Vorsitzenden Weber gäbe es 165 000 statt bisher 62 000 Euro. Erboste Aktionäre wollen die Satzungsänderung nicht mittragen und machen ihrem Unmut



Lufthansa-Flotte auf dem Frankfurter Flughafen, Lambsdorff

schon jetzt in zahlreichen Gegenanträgen Luft. Angesichts der „Schieflage der Lufthansa“, protestiert einer der Kritiker auf der Homepage des Konzerns, sei die geplante Erhöhung der Mandatsgelder „unverschämte und instinktlos“. Diskussionen könnte es auch um die Wiederbestellung des FDP-Ehrenvorsitzenden Otto Graf Lambsdorff geben. Nach der Lufthansa-Satzung dürfen Aufsichtsräte bei ihrer Wahl nicht älter als 70 sein. Für den 76-jährigen ehemaligen Wirtschaftsminister soll nun eine Sonderregelung eingeführt werden.

KRANKENKASSEN

Klage gegen Spargesetz

Nach den Bundesländern Saarland und Baden-Württemberg versucht nun auch die Deutsche Krankenversicherung AG (DKV), das jüngste Spargesetz von Gesundheitsministerin Ulla Schmidt zu kippen. Am vergangenen Freitag reichte die mit drei Millionen Versicherten marktführende Privatkasse eine Beschwerde beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe ein. Begründung: Die zu Jahresbeginn beschlossene Anhebung der Versicherungspflichtgrenze würde in das Recht auf Berufsfreiheit und das Eigentum der DKV eingreifen. Deren Geschäft sei gefährdet, weil nur noch Arbeitnehmer mit einem Monatsbrutto von 3825 Euro (vorher: 3375 Euro) in die private Krankenversicherung wechseln dürfen.



FRITZ REISS / AP

Schmidt

DEFLATION

Versteckte Sorgen

Mehr Sorgen, als sie öffentlich zugeben mag, bereitet der Bundesregierung offenbar eine mögliche Deflation in Deutschland. Während Bundesfinanzminister Hans Eichel (SPD) das Risiko bei jeder Gelegenheit kleinzure-

den versucht, heißt es in einem internen Papier seines Ministeriums, dass „die Möglichkeit einer Deflation in Deutschland nicht völlig auszuschließen“ sei. Allerdings sei die Debatte „aus heutiger Sicht deutlich übertrieben“ und sollte deshalb „tiefer gehängt werden“. Mitte vergangener Woche hatte auch Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement eingeräumt, für Deutschland bestehe

durchaus ein Deflationsrisiko. Unter Deflation verstehen Ökonomen das Absinken des gesamten Preisgefüges einer Volkswirtschaft. Fallende Preise gelten als gefährlich für die wirtschaftliche Stabilität, weil sich Unternehmen und Konsumenten zurückhalten und abwarten, dass alles billiger wird, was die Wirtschaft in weitere Krisen treibt.



Bundesfinanzministerium

LEHMANN / ULLSTEIN BILDREISE

YELLO

Großoffensive gegen Stadtwerke

Eine gewaltige Klagewelle bereitet das Kölner Stromunternehmen Yello gegen zahlreiche Stadtwerke vor. Grund sind die nach Ansicht von Yello immer noch völlig unangemessenen hohen Durchleitungsgebühren für Strom und die damit verbundene massive Behinderung des Wettbewerbs. Wie das Kölner Unternehmen bestätigte, prüfen Juristen im Auftrag von Yello derzeit die Möglichkeiten, bis zu 400 Stadtwerke wegen falscher und überhöhter Abrechnungen zu verklagen. Ob

nach Abschluss der Prüfungen wirklich alle Klagen eingereicht werden oder ob man sich auf die gravierendsten Verstöße beschränke, so ein Yello-Vorstand, sei zurzeit noch nicht absehbar. Sicher sei jedoch, dass man mit einem massiven juristischen Vorstoß gegen die Netzbetreiber versuchen werde, dem darnieder liegenden Stromwettbewerb in Deutschland einen neuen Impuls zu geben.



RAINER WEISLOG

Strommasten



SOREN STACHE / ZISP

Wella-Frisurentrends

ÜBERNAHMEN

Scharmützel um Wella

Bei der geplanten Übernahme des deutschen Kosmetikkonzerns Wella trifft der US-Konsumgüterhersteller Procter & Gamble auf heftigen Widerstand von dubiosen US-Hedgefonds. Elliott Associates, Mellon und andere Hedgefonds haben nach eigenen Angaben rund 30 Prozent der Vorzugsaktien der Wella AG aufgekauft. Nun wollen sie vor dem Europäischen Gerichtshof ein höheres Abfindungsangebot erzwingen. Procter & Gamble bietet 65 Euro je Vorzugsaktie und 92,25 Euro je Stammaktie, was nach deutschem Aktienrecht legal ist. Gerade sind die Hedgefonds mit einer einstweiligen Verfügung vor dem Oberlandesgericht Frankfurt gescheitert. Mit den Gefechten vor Gericht wollen sie eine höhere Abfindung erpressen. Vor allem Elliott hat einen einschlägigen Ruf. Die New Yorker Firma kaufte 1996 billig peruanische Schuldtitel auf und verhinderte dann mit Klagen eine Schuldenreduzierung für das Land. Bei VW erwarb Elliott Vorzüge und stellte dann in der Hauptversammlung den Antrag, dass VW die Vorzugsaktien zurückkaufen sollte – die Aktion scheiterte kläglich.

KONZERNE

Schrempp will Anteil an Hyundai erhöhen

Jürgen Schrempp, Chef von DaimlerChrysler, möchte die Position seines Konzerns in Asien weiter ausbauen. Top-Managern des Konzerns zufolge will das Unternehmen seinen Anteil am koreanischen Autobauer Hyundai von 10 auf 15 Prozent erhöhen. Ein Vorstands- und Aufsichtsratsbeschluss steht noch aus. Doch die Vorbedingung, die der Vorstand bislang für eine Erhöhung der Anteile hatte, dürfte leicht zu erfüllen sein. Danach muss der Kaufpreis für den Fünf-Prozent-Anteil von geschätzten rund 200 Millionen Euro aus dem operativen Cashflow finanzierbar sein. Definitiv nicht erhöhen wird DaimlerChrysler in diesem Jahr dagegen seinen Anteil an Mitsubishi Motors von derzeit 37,3 Prozent. Eine entsprechende Kaufoption gibt



FRANK DARCHINGER

Schrempp

dem Konzern zwar ab Oktober die Möglichkeit dazu. Doch dann müsste DaimlerChrysler die Mitsubishi-Zahlen in seiner eigenen Bilanz voll konsolidieren. Das aber will Schrempp angesichts der noch immer hohen Verschuldung von Mitsubishi auf jeden Fall vermeiden.



KIM JAE-HWAN / AFP

Hyundai-Präsentation

DEUTSCHE TELEKOM

Unschöner Effekt

Die von Telekom-Chef Kai-Uwe Ricke jüngst präsentierte Erfolgsstory hat einen kleinen Schönheitsfehler. Zwar hat Ricke den Konzernüberschuss im ersten Quartal auf rund 853 Millionen Euro steigern können und damit die Negativserie der Telekom gestoppt. Allerdings wirkt sich die Ergebnissteigerung nicht auf das Eigenkapital aus – im Gegenteil: Dem Zugang von rund 853 Millionen Euro standen in den ersten drei Monaten negative Wechselkurseffekte in Höhe von fast einer Milliarde Euro gegenüber. Damit verringerte sich das Eigenkapital sogar um rund 100 Millionen Euro. Grund sind hauptsächlich Bilanzposten der US-Mobilfunktochter Voicestream. Sie mussten wegen des gefallenen Dollar in der Telekom-Bilanz angepasst werden. Dass die Telekom diesen Effekt verschwiegen habe, kritisieren Anleger in Protestbriefen, sei unverantwortlich. Die Telekom weist das zurück: Alle Zahlen seien ordnungsgemäß veröffentlicht worden.

VERSICHERUNGEN

Schlechte Noten bei Stresstests

Immer mehr Lebensversicherer müssen zugeben, dass sie mindestens einen der von der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) eingeforderten Stresstests nicht bestanden haben. 18 Unternehmen waren bis-

her so ehrlich, das auch öffentlich zugeben. Weitere 29 Versicherer verweigerten eine Aussage, seien aber nach Meinung von Experten überwiegend ebenfalls durchgefallen. 30 Unternehmen bestanden nach eigener Aussage den Test. Die Stresstests simulieren in ihrer strengen Version einen Absturz des Aktienmarktes um 35 Prozent und des Rentenmarktes um 10 Prozent – jeweils vom derzeitigen Wert –, um damit das Anlagenrisiko der Versicherer zu überprüfen. Wer bei dem Test durchgefallen ist, kann mit seiner aktuellen Kapitalausstattung keinen größeren Schock auf den Kapitalmärkten mehr auffangen. Wie

schlimm es bereits jetzt um einzelne Unternehmen steht, vermittelt ein Blick in den Geschäftsbericht der Mannheimer Versicherung. „Würde der Dax, wie zum Jahresende 2002, auch zum Jahresende 2003 unverändert bei 2892 Punkten stehen, würde die Mannheimer Lebensversicherungs AG ein negatives Ergebnis vor Verlustübernahme durch die Holding von rund 250 Millionen Euro ausweisen“, heißt es dort. Die Erfüllung der gesetzlich festgelegten Zinsgarantie sei zwar durch Überweisung anderer Holdinggesellschaften „in jedem Fall sichergestellt“. Ein Ausgleich der Verluste in derartiger Höhe werde allerdings zu Problemen bei der Kapitalausstattung der

gesamten Versicherungsgruppe führen. De facto ist der Lebensversicherer überschuldet. Deshalb drängt die BaFin schon seit Monaten darauf, dass Großaktionäre wie die österreichische Uniqa oder die Münchener Rück bei der Mannheimer Versicherung mit einer massiven Kapitalerhöhung aushelfen – bislang allerdings vergebens.

Sollten sich die Börsen nicht kräftig erholen, bekämen auch andere Schwierigkeiten, wenn sie zum Jahresende statt luftiger Buchwerte die tatsächlichen Marktpreise der Aktien in ihrem Portfolio ansetzen müssen. In den meisten Fällen sind die Wirtschaftsprüfer nur bis Ende 2003 gewillt, solche stillen Lasten in den Bilanzen zu dulden.

Deshalb wollen die Versicherer versuchen, die Berliner Politik für eine Gesetzesänderung zu erwärmen. Danach soll der Abbau stiller Lasten in den Bilanzen bis zu fünf Jahre gestreckt werden. Dann dürfe man sich nicht mehr über Bilanzskandale wie beim US-Energieriesen Enron beklagen, kritisiert Marco Metzler, Versicherungsanalyst der Ratingagentur Fitch. Die Vermögenswerte in den Bilanzen würden die reale Lage nur noch sehr eingeschränkt spiegeln.



Mannheimer Versicherung

Versagt im BaFin-Stresstest

● nicht bestanden

▶ Angabe verweigert

● Aachener u. Münchener Leben	▶ Landeslebenshilfe
▶ ARAG Leben	▶ Leben Direkt
● ASSTEL	● Mannheimer Leben
● AXA Leben	▶ Münchner Verein Leben
● Barmenia Leben	▶ Neckura Leben
● Bayerische Beamten Leben	▶ Neue Bayerische Leben
▶ Bayern-Versicherung	● Neue Leben
▶ Berlinische Leben	▶ Nürnberger Leben
▶ Concordia Leben	▶ Nürnberger Beamten Leben
▶ Cosmos	▶ Öffentliche L Berlin-Brandbg.
▶ Deutsche Allgemeine LV	▶ Pax Leben
● DBV-Winterthur Leben	▶ PB Leben
● Deutsche Ärzteversicherung	▶ PLUS Leben
▶ Deutscher Herold	● Provinzial Leben Hannover
● Deutscher Ring Leben	● Provinzial Nord Leben
▶ DEVK Allgemeine Leben	▶ Schweizerische Rentenanstalt D
▶ DEVK Eisenbahn Leben	▶ Sparkassen Vers. L Sachsen
● Familienfürsorge	▶ Stuttgarter Leben
▶ Gerling Konzern Leben	▶ SV Lebensversicherung B-W
● Gothaer Leben	● SV Sparkassen Vers. L H-N-T
▶ Hannoversche Leben	● Victoria Leben
● HUK-Coburg Leben	▶ Westfälische Provinzial Leben
▶ Inter Leben	▶ Zürich Agrippina
● KarstadtQuelle Leben	

DER SPIEGEL



Volkswagen (Autostadt Wolfsburg)

AUTOINDUSTRIE

„Rabatte sind wie eine Droge“

Die Rabattschlachten des amerikanischen Neuwagengeschäfts erreichen Europa: Mit Preissenkungen, Benzingutscheinen und zinslosen Krediten versuchen die Konzerne, den schwächelnden Absatz ihrer Modelle anzukurbeln. Zudem droht neue Konkurrenz.

Am Dienstag vergangener Woche durften sie sich mal wieder ärgern, die Vertriebschefs einiger deutscher Autokonzerne. Doch diesmal ging es nicht um eigene Zahlen oder bekannte Konkurrenten. Ausgerechnet ein Branchenfremder mischt sich neuerdings in ihr lange Zeit sorgsam abgeschottetes Geschäft ein. Der Fürther Versandhandel Quelle will neben Klamotten und Staubsaugern künftig auch Automobile anbieten – und das mit kräftigen Preisnachlässen.

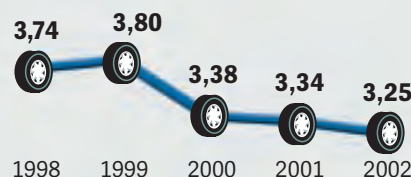
Ein Smart-Modell möchte Quelle für 13 311 Euro verkaufen, 10 Prozent unter dessen Listenpreis. Den Ford-Familienwagen Galaxy soll es 22 Prozent günstiger geben. Und auch VW Golf und Nissan Micra werden 15 Prozent billiger angepriesen.

Eigentlich müssten derlei Aktionen die Autohersteller kaum beunruhigen. Für die Neulinge im Autogeschäft wie Quelle oder zuvor schon die Supermarktkette Plus ist der Fahrzeugverkauf eher ein netter PR-Gag als ein ernsthaftes Geschäft.

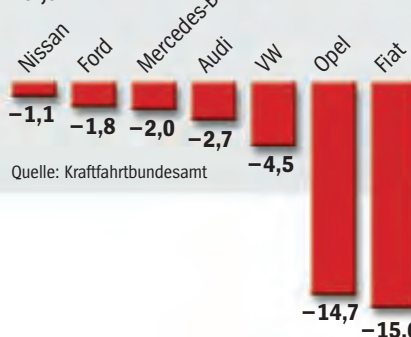
Quelle zum Beispiel verkauft die Autos nicht selbst. Das Versandhaus vermittelt nur einen Kaufvertrag mit einem Auto-

Gebremster Absatz

Pkw-Neuzulassungen in Deutschland in Millionen



Neuzulassungen 2002 in Prozent gegenüber dem Vorjahr



Quelle: Kraftfahrtbundesamt

händler. Der wiederum hat die Fahrzeuge billig aus einem anderen EU-Land eingeführt oder für einen Tag zugelassen und verkauft sie dann mit Nachlass weiter. Die Stückzahl, einige hundert oder tausend Fahrzeuge, ist ebenso begrenzt wie die Auswahl der Farben: Es gibt die Wagen in Silber, Schwarz und Blau.

Dennoch stören solche Billigaktionen die großen Autokonzerne empfindlich. Die neue Konkurrenz kratzt am über Jahrzehnte sorgsam gepflegten Image, dass es sich bei einem Automobil um ein ganz besonderes Gut handelt: Es soll Menschen und Güter transportieren, na klar, vor allem aber soll es Ausdruck von Stil und Status seiner Besitzer sein. Kosten? Fast schon Nebensache.

Doch die Zeiten haben sich geändert. Nach Handel und Tourismus erreicht die „Geiz ist geil“-Welle (siehe Interview Seite 80) nun auch die Autokonzerne. Die Kundschaft schaut mehr auf den Preis als auf die PS-Zahl, und die Hersteller können sich dem Wettbewerb um das günstigste Angebot nicht länger entziehen. Sie überbieten sich zurzeit gegenseitig mit Sonder-



Ford (Werk Köln)

Ford
Bei Neuwagenerwerb
Inzahlungnahme des
Gebrauchtwagens für bis zu
2500 €
über dem Schwacke-
Listenpreis



Opel (Werk Rüsselsheim)

OPEL
Neuwagenkäufer
erhalten
Benzingutscheine über
850 €

angeboten, als hätten sie eine verderbliche Ware im Angebot, die noch schnell verkauft werden muss.

Wer einen Opel kauft, erhält Benzingutscheine im Wert von 850 Euro. „Mehrwertsteuer? Die zahlen wir für Sie“, verspricht Citroën und überweist den Kunden dafür bis zu 4356 Euro. Ford verrechnet für die Abnahme des Gebrauchtwagens bis zu 2500 Euro mehr, als der laut Schwacke-Liste wert ist. Fiat finanziert den Autokauf mit einem zinslosen Kredit. Und selbst vor dem simpelsten Verkaufsanreiz, der beim Sommerschlussverkauf den Absatz von T-Shirts und Socken steigern soll, scheuen die Großen nicht mehr zurück: Sie senken die Preise.

Seat verlangt für seine Modelle seit Anfang des Jahres in Deutschland fünf Prozent weniger. Peugeot reduziert „zum Start in den Frühling“ die Preise für das Modell 406 um bis zu 2700 Euro. Volkswagen senkte den Preis für die Einstiegsvariante des Polo um 425 Euro. Ford konterte sofort und ging für den dreitürigen Fiesta um 465 Euro runter, obwohl das Modell erst wenige Monate auf dem Markt war.

„Wir haben das sehr ungern gemacht“, sagt Fords Marketingleiter Jürgen Stackmann. Preissenkungen galten lange als Tabu. Damit verärgert der Hersteller all jene Kunden, die ein Auto kurz zuvor erworben haben. Zudem sinkt automatisch der Wert der Gebrauchtwagen. Doch wenn Marktführer Volkswagen vortreibt, so Stackmann, „dann müssen wir reagieren“.

Hintergrund solcher Aktionen: Die Hersteller haben gewaltige Überkapazitäten. Der Export in die USA und nach Asien stockt, und die Verkaufszahlen in Deutschland gehen seit Jahren zurück. Die Unternehmen stehen vor der Wahl, Kurzarbeit einzuführen, Fabriken zu schließen oder zu versuchen, den Absatz durch Preisnachlässe auf hohem Niveau zu halten. Ford-Manager Stackmann: „Da ist ordentlich Druck auf dem Kessel.“

Die Rabattaktionen haben „eine neue Qualität bekommen“, sagt Willi Dietz, Professor am Institut für Automobilwirtschaft

an der Fachhochschule Nürtingen. Eine solche Preisschlacht gab es auf dem deutschen Automarkt noch nie. „Der Kunde ist derzeit nicht nur König“, glaubt Bernd Gottschalk vom Verband der Automobilindustrie (VDA), „sondern Kaiser.“

Jahrelang gab es hier zu Lande nur Nachlässe von Händlern, die Fahrzeuge fünf bis zehn Prozent unter dem Listenpreis verkauften, oder von Importeuren, die Autos in anderen EU-Staaten billig kauften und dann nach Deutschland einfuhrten. Die Hersteller selbst brachten allenfalls Sondermodelle auf den Markt, bei denen serienmäßig enthalten war, was zuvor einen Aufpreis gekostet hätte: Klimaanlage, CD-Player und Zentralverriegelung. Dass die Firmen aber zusätzlich noch mit Benzingutscheinen, Mehrwertsteuersersatz oder gar Preissenkungen locken, war unvorstellbar.

Früh warnten Automanager in Deutschland vor einer drohenden Abwärtsspirale. Man müsse aufpassen, dass hier nicht Verhältnisse wie in den USA Einzug hielten, wo kaum noch ein Auto ohne einen Rabatt von 3000 bis 4000 Dollar zu verkaufen ist. Die Folgen wären dramatisch, wenn es beim Autokauf zuginge wie auf dem Gemüsemarkt und oft nur noch das billigste Angebot eine Chance hätte. Erlöse und Gewinne würden schrumpfen, das sorgsam aufgebaute Markenimage leiden und die Kunden – einmal an Preisnachlässe gewöhnt – nach immer höheren Rabatten verlangen.

„Rabatte sind wie eine Droge“, sagt Chrysler-Chef Dieter Zetsche, der die Entwicklung in den USA besorgt verfolgt: „Kurzfristig sorgen sie vielleicht dafür, dass man sich wohl fühlt, aber langfristig sind sie eine Gefahr.“

Nun hat der „Drogen“-Handel den deutschen Markt erreicht. Ob es sich allerdings um Teufelszeug handelt, wie Zetsches Vergleich nahe legt, darf bezweifelt werden.

Vorerst müssen sich die Autokonzerne nur daran gewöhnen, dass bei Fahrzeugen unterhalb der Rolls-Royce-Klasse der Wettbewerb verstärkt über den Preis aus-

getragen wird. Das hängt auch damit zusammen, dass das Automobil nach einer mehr als hundertjährigen Entwicklung ein ausgereiftes Produkt ist. Die Möglichkeiten einzelner Hersteller, sich durch innovative Modelle oder Technik von den Konkurrenten abzuheben und damit einen höheren Preis zu rechtfertigen, werden geringer.

Die Folge: Deutsche Autokäufer werden ihrer Marke immer häufiger untreu. Wer heute einen Volkswagen fährt, der ist durchaus bereit, morgen einen Toyota zu kaufen, der in Pannenstatistiken meist als Garant für gute Qualität gilt, oder einen Peugeot oder Renault, die durch innovatives Design auffallen.

Die Hersteller müssen sich in einem Balanceakt üben. Sie müssen mit Sonderaktionen den Kunden so weit entgegenkommen, dass sie genügend Autos verkaufen. Zugleich aber müssen sie die offenen oder verdeckten Preisnachlässe so begrenzen, dass der Konzerngewinn und das Image der Marken nicht Schaden nehmen.

VW-Boss Bernd Pischetsrieder bremst Vertriebsexperten seines Konzerns, die mit allzu üppigen Rabatten den Verkauf unterstützen wollen: „Mittelfristig kann man damit die Marke kaputt machen.“

Besonders heikel ist das Thema für die Oberklassenmarken Mercedes-Benz, BMW und Audi. Offenen Nachlasshandel gibt es bei ihnen zumindest in Deutschland nicht. Das würde nicht zum Image der Fahrzeuge passen, die als solide und wertvoll gelten. In den USA aber können auch sie sich dem Rabattfieber nicht völlig entziehen.

Nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 hatte General Motors dort die Zinsen für Autokredite auf null gesenkt und Rabatte bis zu 3000 Dollar eingeführt. Ford und Chrysler mussten folgen. Seitdem kommen die drei großen US-Marken von der Droge nicht mehr los.

BMW hat in den USA einen besonders subtilen Weg gefunden, indirekt Nachlässe zu gewähren, ohne das Markenimage zu ramponieren. Einer Studie der Deutschen Bank zufolge verlangen die Münch-

ner deutlich niedrigere Leasingraten für ihr Spitzenmodell, den 7er, als Mercedes-Benz für seine S-Klasse. BMW unterstellt, dass der 7er nach 24 oder 36 Monaten einen höheren Gebrauchtwagenpreis erzielt als die Fahrzeuge von Mercedes-Benz, und kommt deshalb zu kleineren Raten. Indirekt gewähren die Münchner nach Schätzung der Deutsche-Bank-Analysten den Kunden damit einen Rabatt von 4300 Dollar.

Hartnäckig verweigert sich bislang Porsche-Chef Wendelin Wiedeking den US-Usancen. Er warf sogar seinen amerikanischen Statthalter raus, weil der es gewagt hatte, Kunden 500 Dollar Rabatt anzubieten, wenn sie einen Boxster kaufen.

Der Porsche-Boss konnte sich solche Konsequenz leisten, weil er in der Porsche-Fabrik weder Kurzarbeit anmelden noch Mitarbeiter entlassen muss, wenn der Absatz des Boxster zurückgeht. Das Modell wird fast ausschließlich beim Montagespezialisten Valmet in Finnland produziert, dem Porsche jetzt die Aufträge kürzt. Nun müssen die Finnen zusehen, wie sie mit der Flaute klarkommen.

Bei VW dagegen kann das Werk Wolfsburg trotz Vier-Tage-Woche und Freischichten kaum ausgelastet werden. Noch hält VW-Chef Pischetsrieder seine Linie durch, dass Volkswagen nicht so hohe Rabatte gewährt wie etwa die französischen Konkurrenten. Doch wenn in Wolfsburg Kurzarbeit droht und der mächtige Betriebsrat mobil macht, dann wird auch Pischetsrieder kaum widerstehen können.

Vertriebsexperten ist ohnehin klar: Rabattaktionen werden auch in der europäischen Autoindustrie künftig ein Mittel des Wettbewerbs sein. Die Rabatte dürften allerdings nicht in jene Höhen klettern, die sie in den USA erreicht haben. Dort zwingt auch ein ganz besonderes Produktions- und Verkaufssystem die Branche zu Nachlassen von mehreren tausend Dollar.

Den Großteil ihrer Fahrzeuge stellen die Konzerne in den USA sozusagen vorausschauend her, ohne die Bestellung eines Kunden vorliegen zu haben. Sie produzieren die Autos in jenen Ausstattungen, Motorisierungen und Farben, die von den Kunden vermutlich gewünscht werden. Hat der Hersteller sich getäuscht, kann er nur noch versuchen, die Wagen billiger loszuwerden.

In Europa dagegen produzieren die Firmen die meisten Fahrzeuge erst, wenn ein Kundenauftrag vorliegt. Der Druck, Rabatte zu gewähren, ist nicht so hoch wie in den USA, wo es vielen Kunden mittlerweile weniger um ein bestimmtes Auto geht, sondern mehr darum, ein gutes Geschäft abgeschlossen zu haben.

„Bei uns ticken die Kunden noch etwas anders“, sagt Ford-Manager Stackmann: „Wer keine attraktiven Modelle im Angebot hat, kriegt auch mit den höchsten Rabatten keinen Stich.“ DIETMAR HAWRANEK



Metro-Chef Körber*: „Im Handel wird mit den Füßen abgestimmt“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir können nicht nur billig“

Metro-Chef Hans-Joachim Körber über die Frage, wie lange Geiz noch geil bleibt und ob der Supermarkt der Zukunft den Kunden wirklich glücklicher macht – oder nur gläsern

SPIEGEL: Herr Körber, Glückwunsch zum Erfolg Ihrer Werbekampagne „Geiz ist geil!“. So schnell hat es selten ein Manager geschafft, mit einem einzigen Satz zum potenziellen Totengräber einer ganzen Branche zu werden. Zufrieden mit dem Echo?

Körber: Das ist eine der erfolgreichsten Kampagnen der letzten Jahre. Das Wörtchen „geil“ bedeutet heute „toll“. Und auch „Geiz“ changiert in der öffentlichen Wahrnehmung. Es richtet sich an den cleveren Kunden ...

SPIEGEL: ... und spricht dessen niedrigste Instinkte an.

Körber: Moment! Keine Kampagne traf den Zeitgeist besser: Sparsamkeit und Preisbewusstsein. Das Ziel, unsere Saturn-Elektromärkte zu positionieren, haben wir damit mehr als erreicht. In einem schrumpfenden Markt wächst die Kette, die ja auch Großbild-Fernseher für 30 000 Euro verkauft, immerhin zweistellig. Wir können nicht nur billig ...

SPIEGEL: ... aber riskant provokant.

Körber: Provokant ja, aber nicht riskant. Die eine Hälfte der Debatte war von Neid geprägt, die andere war schulmeisterlich. Pädagogik ist nicht meine Antriebsfeder. Soll ich weniger werben? Soll ich es ganz lassen, weil wir erfolgreich sind? Wollen Sie, dass Verbraucher wieder einmal bevormundet werden?

Hans-Joachim Körber

gilt als erfahrener Marathon-Läufer – in der Freizeit wie im Beruf. Als Metro-Veteran Erwin Conradi 1998 einen Nachfolger für den damals ausscheidenden Konzernchef Klaus Wiegandt suchte, wurde Körber, 56, zunächst überangen. Conrads Wunschmanager Georg Kulenkampff erwies sich aber schnell als Fehlgriff, und so rückte Körber Anfang 1999, nach 14-jähriger Firmenzugehörigkeit, an die Spitze der Metro AG. Seither glänzt der einst skandalumwitterte Handelsriese durch Transparenz und rasante Expansion. Vor seinem Wechsel zur Metro hatte der gelernte Braumeister und promovierte Diplomkaufmann Körber beim Nahrungsmittelkonzern Oetker gearbeitet.

* Mit Claudia Schiffer bei der Eröffnung des Future-Stores im nordrhein-westfälischen Rheinberg am 28. April. Das Gespräch führten die Redakteure Klaus-Peter Kerbusk und Thomas Tuma.

SPIEGEL: In Italien oder Frankreich wurde der Slogan nicht übernommen. Erziehen Sie uns zum Land der Geizkrägen?

Körber: Wir nehmen nur Stimmungen auf. In Polen käme zum Beispiel „Ich bin doch nicht blöd!“ auch nicht an. Die Versuche, deutschen Mutterwitz in andere Länder zu übertragen, gehen regelmäßig schief.

SPIEGEL: Kampagnen wie Ihre erhöhen die Gefahr, dass der Verbraucher gar nichts mehr kauft, weil er hofft, nächste Woche könnte es noch billiger werden.

Körber: Warum wird aus unserem betriebswirtschaftlichen Ansatz gleich eine gesamtgesellschaftliche Debatte gemacht?

SPIEGEL: Sie könnten doch mal über Ihren Tellerrand hinausschauen und überlegen, inwieweit der grassierende Rabatt- und Billigwahn das Risiko einer Deflation anheizt.

Körber: Danke der Nachfrage. Der Teller- rand ist keine Hürde für mich. Aber im Ernst: Wir hatten schon die Teuro-Diskussion. Genauso ist Deflation theoretisches Gerede. Die Metro zahlt ja nicht drauf, sondern verdient Geld. Warum? Weil unser System effizient ist. Schauen Sie sich Aldi an oder Hennes & Mauritz – denen geht es doch auch blendend.

SPIEGEL: Es gibt gar keine Konjunkturkrise?

Körber: Es gibt mehr als das, nämlich eine Strukturkrise. Die Debatte darüber führen wir bei Metro – aber nicht mehr. Dass es manchen Handelsunternehmen schlecht geht, liegt daran, dass sie ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben: Standortstrategien, Qualität des Personals, Internationalisierung, Markenaufbau, Optimierung von Prozessketten und so weiter. Unser Spiel heißt Wettbewerb, nicht Protektionismus.

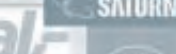
SPIEGEL: Wir können uns lebhaft vorstellen, was Sie von Markenartiklern und Kollegen zu hören bekamen, als Sie plötzlich die Lust am Geiz proklamierten.

Körber: Das Echo reichte von Empörung bis zu Applaus. Die Befindlichkeit unserer Kunden haben wir aber offenkundig getroffen. Nur das zählt. Im Handel wird am Ende mit den Füßen abgestimmt. Sie als Kunde entscheiden, ob ein Laden voll oder gähnend leer ist. Und Deutschland ist nicht nur preisorientiert. Ohne Qualität und Service werden Sie keinen Erfolg haben.

SPIEGEL: Nach einer neuesten Studie gelten Ihre Media-Märkte als die mit weitem Abstand bekannteste Handelsmarke. Was die Sympathiewerte angeht, rangiert die Kette auf Platz 35. Da stimmt doch was nicht.

Körber: Unser Service ist vergleichsweise gut, das Personal motiviert. Aber die Deutschen müssen sich langsam auch daran gewöhnen, dass sie für das günstigste Angebot nicht noch den perfekten Service erwarten können. Der kleine Elektrohändler in Ihrer Nachbarschaft stellt Ihnen den neuen Fernseher auch am Samstag ins Wohnzimmer, installiert ihn und wartet, ob alles funktioniert. Dafür zahlen Sie ihm 200 Euro mehr. Das ist doch okay.

Die Unternehmen der Metro-Group

	Umsatz 2002 in Mrd. Euro	Mit- arbeiter	Gewinn / Verlust in Mio. Euro
Metro Cash & Carry 	24,0	72 010	709,1
Media Markt/ Saturn 	9,6	25 398	280,2
Real 	8,2	24 526	147,0
Kaufhof 	3,9	21 270	131,4
Extra 	2,8	13 311	-47,2
Praktiker 	2,6	14 861	-41,6
sonstige Gesellschaften	0,4	10 136	-13,4



Saturn-Filiale (in Hamburg)

„Provokant ja, aber nicht riskant“

SPIEGEL: Gegen das „Billig, billig“-Geschrei kommt er auf Dauer nicht an.

Körber: Ich will hier nicht das Loblied auf die Discounter singen. Auch Aldi ist nicht in allem der preiswerteste, hat aber 30 Jahre lang Vertrauen aufgebaut. Man weiß, was man dort bekommt. Das ist auch eines unserer vorrangigen Prinzipien: Vertrauen schaffen.

SPIEGEL: Im Gegensatz zur Regierung?

Körber: Na ja, die Bürger haben das Gefühl, dass dieser Staat aus den Fugen geraten ist: vom Wirtschaftswachstum bis zur Altersversorgung. Und der Handel leidet in Berlin immer noch unter dem alten Image der früheren Tante-Emma-Läden. Der deutsche Groß- und Einzelhandel beschäftigt heute fast fünf Millionen Menschen, hat aber noch immer keine starke Interessenvertretung. Wenn der Kanzler einlädt, sitzt eben selten ein Händler mit am Tisch.

SPIEGEL: Weil die Branchen untereinander auch viel zu zerstritten sind.

Körber: Dem Handel fehlt vor allem eine einheitliche Stimme ...

SPIEGEL: ... die Sie gern übernehmen würden?

Körber: Aus vielen Gründen nicht. Unsere Lobbyarbeit bewegt sich heute eher auf der internationalen Ebene und entspricht damit der Metro-Struktur. Ich war gerade zwei Tage in Moskau. Da ging es um wirtschaftliche Zusammenarbeit, Datenaustausch, Steuerfragen. Die Metro ist heute ein Konzern mit 52 Milliarden Euro Umsatz in 26 Ländern mit 240 000 Mitarbeitern. Da müssen Sie international gut vernetzt sein.

SPIEGEL: Die meisten Konzernchefs, etwa die von Aldi, Lidl oder Schlecker, sind doch viel zu öffentlichkeitsscheu, um politisch etwas zu bewegen.

Körber: Die Metro jedenfalls hat in den vergangenen Jahren drastisch die Transparenz erhöht. Mit dem Börsengang haben wir unser Unternehmen neu aufgestellt. Nicht zuletzt durch die Kapitalmarktorientierung sind wir ein weitgehend anderer Konzern geworden.

SPIEGEL: Über mangelnde Beachtung in Berlin und ausbleibende Reformen kann sich der Handel in jüngster Zeit eigentlich nicht beklagen: Billig-Jobs wurden gestärkt, Rabattregeln abgeschafft, Ladenschlussgesetze gelockert.

Körber: Meinen Sie das ernst? Wie lange hat es gedauert, um die Öffnungszeiten von 80 auf 84 Stunden auszuweiten?

SPIEGEL: Der Handel klammerte sich doch selbst erbittert an die alten Gesetze.

Körber: Entscheidend bleibt die Frage: Welchen Verbrauchertyp hat der Gesetzgeber vor Augen? Den entmündigten oder den selbstbewussten und entscheidungsfreudigen. Ich favorisiere letzteren. Das Rabattgesetz bewahrte die Menschen nur davor, mal zu rechnen, wie viel sie plötzlich sparen können.

SPIEGEL: Ab Anfang Juni dürfen die Geschäfte samstags bis 20 Uhr öffnen. Man



Metro-Markt in Vietnam: „Fortschritte in Kilometern“

hat den Eindruck, dass sich viele das Experiment gar nicht mehr leisten können.

Körber: Meiner Meinung nach sind die längeren Öffnungszeiten vor allem ein Vorteil für die Kleinen, die nicht das Problem mit Betriebsräten und komplexen Arbeitszeitplänen haben wie die Konzerne.

SPIEGEL: Ihre Märkte werden am Samstag alle mitmachen?

Körber: Ob die neuen Zeiten für jedes Geschäft der Hit werden, muss man sehen. Bei uns wird für jeden Standort analysiert, ob es sich lohnt. Das muss sich auch mit örtlichen Mitbewerbern einspielen. Zudem brauchen wir flexiblere Arbeitszeitmodelle. Aber natürlich ist eine Gewerkschaft wie Ver.di zurzeit intern unter enormem Erfolgsdruck.

SPIEGEL: Seit acht Jahren sieht der hiesige Handel kaum noch reales Wachstum. Hat die Lockerung des Ladenschlussgesetzes nichts geholfen?

Körber: Es fand eine Umverteilung statt. Gewinner waren die 1-A-Lagen in den Innenstädten und die großen Zentren auf der grünen Wiese.

SPIEGEL: Das widerspricht Ihrer These, dass die Kleinen profitierten.

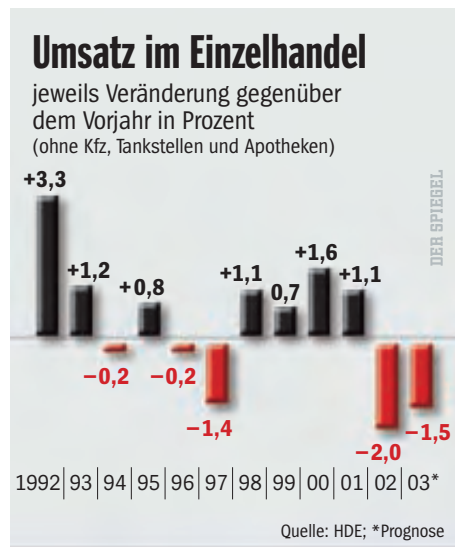
Körber: Bei der Vielfalt unserer Branche gibt es keine einfache Antwort. Schauen Sie sich die Tankstellen an, die heute Supermärkte mit angeschlossenen Zapfsäulen sind. Der Kiosk, der türkische Lebensmittelhändler an der Ecke – längere Öffnungszeiten gibt es längst. Ich unterscheide nicht zwischen Großen und Kleinen, sondern zwischen Schnellen und Langsamen. Handel ist Wandel. Ich begrüße dabei eine möglichst große Vielfalt. In zehn Jahren wird die Welt wieder ganz anders aussehen als heute.

SPIEGEL: Etwa so, wie in Ihrem so genannten Future-Store in Rheinberg, den Sie vor einigen Wochen unter großem Rummel zusammen mit dem Ex-Model Claudia Schiffer eröffnet haben?

Körber: Zum Beispiel. Wir wollen damit Technologieführer sein und mit großen

Partnern wie SAP, Intel, Cisco und IBM zeigen, was heute technisch machbar ist: Die Waage kann Äpfel von Birnen unterscheiden. Der Einkaufswagen erkennt und berechnet sofort die Cornflakes, die Sie einpacken. Der Computer weist Sie dann außerdem noch auf das Sonderangebot der Frischmilch hin. Und am Ende wird alles bargeldlos abgebucht.

SPIEGEL: Man kann es auch andersrum sehen: Der Kunde nimmt Ihnen die Arbeit



ab und kriegt die Ware auch nicht billiger, weil die Technik erst mal refinanziert werden muss.

Körber: Durch die Technik wird die Ware nicht teurer, aber unsere Kunden profitieren davon. Als Labor ist der Future-Store unbezahlbar. Sein Erfolg besteht schon darin, derart viele unterschiedliche Techniken endlich mal in einem Laden zusammenzuführen. Heute gibt es weltweit über ein Dutzend verschiedener Barcode-Systeme. Da muss endlich ein Standard gefunden werden.

SPIEGEL: Was steht am Ende der Entwicklung? Der Laden ohne Verkäufer?

Körber: Eine Fleischtheke ohne Bedienung wird es nie geben. Und die Regale füllen sich auch nicht von selbst. Die Technik hilft uns, die Prozesse zu optimieren, aber sie ersetzt nicht den Menschen.

SPIEGEL: Ihre Kunden können Sie mit all der neuen Datentechnik jedenfalls endlich richtig durchleuchten.

Körber: Der Verbraucher ist anonym und will es auch sein. Aber er will auch, dass wir seine Bedürfnisse kennen. Wer die Vorteile unserer Payback-Karte nutzt, hilft uns dabei. Das gibt uns die Möglichkeit, den Kunden individueller zu bedienen. Als der Future-Store in Rheinberg öffnete, wurden wir gefragt: Und was ist mit dem Elektromog durch die Funktechnik? Ein nachweislich nicht vorhandenes Problem. In Deutschland werden jedoch zuerst die negativen Aspekte diskutiert, selten die Chancen.

SPIEGEL: Der deutsche Markt gilt als der am härtesten umkämpfte der Welt. Wieso haben hiesige Handelskonzerne trotz all ihrer Erfahrung so selten den Sprung ins Ausland gewagt?

Körber: Erfahrung mit Wettbewerb haben große Unternehmen anderer Länder auch. Aber der deutsche Handel wird noch zu 85 Prozent von Genossenschaften und Familienunternehmen geprägt. Die konzernierten sich Anfang der neunziger Jahre fast alle auf die Eroberung der neuen Bundesländer. Wir merkten früher, dass die nationale Expansion an Grenzen stößt. Nirgendwo sonst gibt es pro Kopf der Bevölkerung so viel Verkaufsfläche wie in Deutschland. Deshalb gingen wir ins Ausland, wo wir heute fast 50 Prozent unserer Umsätze machen.

SPIEGEL: Auch Gewinne?

Körber: In West- und Osteuropa erzielen wir mittlerweile 62 Prozent unseres Ergebnisses. In Asien sind wir noch nicht so weit. Aber Sie dürfen nicht vergessen: Es ist ja nicht damit getan, einen Markt auf die Wiese zu stellen. Weil wir immer rund 90 Prozent nationale Waren verkaufen, müssen wir uns zum Beispiel in Ländern wie Vietnam um die Bedingungen in den Schlachthöfen ebenso kümmern wie um hochwertige Anbaumethoden in der Landwirtschaft. Das ist auch der Grund warum wir in den Ländern hochwillkommen sind.

SPIEGEL: In Japan können Sie lernen, was eine lang anhaltende Deflation anrichtet.

Körber: Japan ist das Land mit der komplexesten Handelsstruktur der Welt. Wir haben dort nun zwei Testmärkte. In Asien haben wir zum Beispiel gelernt, dass „frisch“ oftmals „lebend“ bedeutet. Es dauerte ein halbes Jahr, bis wir verstanden haben, wie man die Bassins für Fische und Krebse richtig pflegt. Aber derlei ist spannend und zählt sich letztlich aus. Hier zu Lande machen wir Fortschritte in Millimetern, in Asien in Kilometern.

SPIEGEL: Herr Körber, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

GEWERKSCHAFTEN

Aufmarsch der Papiertiger

Der Streik in der sächsischen Metallindustrie bedroht das Tarifsystem der ganzen Branche. Experten halten den Konflikt für ebenso absurd wie gefährlich.

Hasso Düvel ist genervt. Überall sieht der sächsische IG-Metall-Bezirksleiter „platte Stimmungsmacher gegen die Gewerkschaften“ am Werk. An jeder Ecke glaubt er, „oberflächliche Kommentare“ von Politikern, Journalisten und Wissenschaftlern zu hören. Dabei, so der

beiter am Betreten der Firma hindern“, warnt Sachsens Arbeitgeber-Geschäftsführer Andreas Winkler, „werden wir sie verklagen.“

Ein hässlicher Streik mitten in der tiefsten Wirtschaftskrise – noch dazu im ökonomisch dahindümpelnden Osten? Politiker und Experten können es kaum fassen. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung warnt vor verheerenden Folgen für Konjunktur und Arbeitsmarkt. Wirtschaftsminister Wolfgang Clement spricht von einem Tarifkampf „jenseits des Vorstellungsvermögens“. Besonnene Kräfte bei IG Metall und Arbeitgebern fürchten gar, der Konflikt könnte das traditionelle Tarifsystem der ganzen Branche sprengen. Unwahrscheinlich ist das nicht, denn in beiden Lagern führen Betonköpfe das Wort.

So will sich der IG-Metall-Verhandlungsführer Düvel mit der Durchsetzung der

Seine Gegner sind nicht minder scharfe Ideologen. Sachsens Metall-Arbeitgeber haben sich erfolgreich den Ruf von Gewerkschaftsfressern erworben, seit sie zum Ärger der Kölner Gesamtmetall-Zentrale wiederholt mit der eigenen Auflösung drohten. Auch jetzt bringen ihre Funktionäre, die intern gern als „die Verrückten“ verspottet werden, wieder das Ende ihres Verbandes ins Gespräch. Seit Jahresbeginn sind bereits 15 Mitgliedsfirmen aus dem Tarifzusammenschluss ausgetreten.

Sollte sich der Streik verschärfen, warnt Geschäftsführer Winkler, sei eine Totalauflösung „nicht ausgeschlossen“. Die IG Metall müsste dann statt eines branchenweiten Flächenvertrags Haustarife mit einzelnen Firmen verhandeln – mit womöglich bundesweiten Folgen. Ist der Flächentarif erst einmal in einer Region gekippt, so fürchten Arbeitgeber- wie Gewerkschaftsfunktionäre, wäre er auch im Rest der Republik gefährdet.

Für die IG Metall wäre das ein hoher Preis für einen eher symbolischen Sieg. Denn klar ist, dass die Gewerkschaft die 35-Stunden-Woche selbst im Erfolgsfall nur für einen Bruchteil der Betriebe durchsetzen kann. Schon heute sind in Ostdeutschland nur noch 300 von 3000 Metallbetrieben Mitglied im Arbeitgeberverband; und von denen halten sich nach einer Studie der gewerkschaftsnahen Otto Brenner Stiftung gerade mal die Hälfte an die heute tariflich vereinbarten Arbeitszeiten von 38 Stunden. Im Rest der Branche wird länger gearbeitet.

Dass die geltenden Regeln schon heute nur von einem Bruchteil der Beschäftigten eingehalten werden, scheint die Gewerkschaft nicht zu stören. Großzügig hat Verhandlungsführer Düvel sogar angeboten, bei Einführung der 35-Stunden-Woche zusätzliche Ausnahmen für ertragsschwache Betriebe abzugeben.

Wie das aussehen könnte, hat die IG Metall gerade beim sächsischen Automobilzulieferer Ise Industries GmbH demonstriert. Dort werde die Arbeitszeit vom Januar 2004 an von derzeit 38 Stunden stufenweise „um eine Stunde pro Jahr verkürzt“, jubelt die Gewerkschaft. Zugleich gilt jedoch eine „Härtefallregelung“, nach der bis Ende 2008 „maximal 37,5 Stunden in der Woche gearbeitet wird“.

Am Ende eines möglicherweise harten Arbeitskampfes zwischen den Papiertigern bei der Lager könnte deshalb ein Ergebnis stehen, das so absurd ist wie der ganze Streik. Die 35-Stunden-Woche wird zwar in der Mini-Elite einiger Dutzend gut verdienender Autowerke und Zulieferbetrieben eingeführt, für das Gros der Beschäftigten aber bleibt sie unerreichbar.

MICHAEL SAUGA



Warnstreik (in Zwickau/Mosel): Tiefe Krise

bärtige Funktionär, gehe es doch nur „um ein Stück Gerechtigkeit 13 Jahre nach der deutschen Vereinigung“.

Ab Montag dieser Woche will Düvel endgültig für diese Gerechtigkeit sorgen. Damit die Metall-Arbeitnehmer östlich der Elbe künftig wie im Westen nur noch 35 Stunden pro Woche arbeiten müssen statt der zurzeit üblichen 38, wollen 5300 Stahlarbeiter sowie rund 7000 Mitarbeiter der sächsischen Metallindustrie flächendeckend Produktionsstraßen und Werkstätten stilllegen.

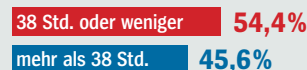
Mal für ein paar Stunden, mal mehrere Tage hintereinander sollen alle ostdeutschen Stahlstandorte bestreikt werden, das VW-Werk im sächsischen Mosel wie Automobilzulieferer in Zwickau und Chemnitz.

Schon ist in der IG Metall von wochenlangen Arbeitskämpfen und „Solidaritätsaktionen“ auch im Westen die Rede. Schon fordern sächsische Unternehmer ihre Beschäftigten auf, bei einem Ausstand trotzdem am Arbeitsplatz zu erscheinen. „Wenn IG-Metall-Mitglieder arbeitswillige Mitar-

Verträge ohne Wirkung

Wochenarbeitszeit für Arbeiter der Metall- und Elektroindustrie in Ostdeutschland

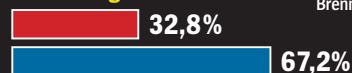
Betriebe mit Tarifbindung



Betriebe ohne Tarifbindung



Betriebe gesamt



Quelle: Otto Brenner Stiftung

35-Stunden-Woche als kompromissloser Vollstrecker der deutschen Tarifeinheit profilieren – gegen alle Bedenken in der eigenen Truppe.

Noch im vergangenen Herbst hatten die übrigen Bezirksleiter den Krawallkurs ihres sächsischen Kollegen mehrheitlich abgelehnt. Gewerkschaftschef Klaus Zwickel warnte, eine „allgemeine Arbeitszeitverkürzung“ habe „angesichts des schwierigen wirtschaftlichen Umfeldes zurzeit keine Chance“. Doch Düvel setzte sich über das Chefvotum hinweg und drückte gemeinsam mit IG-Metall-Vize Jürgen Peters den entsprechenden Kampfbeschluss intern durch.



Kriegsschäden im Irak bei Basra, britischer Soldat: Bis Ende 2004 bleiben die Schulden gestundet

WIEDERAUFBAU

„Blut aus Steinen pressen“

Müssen die Iraker für die Milliarden-Schulden ihres Ex-Diktators einstehen? Der Streit zwischen Europäern, Russland und den USA über einen Schuldenerlass wird zum Schlüssel für die Zukunft des Landes. Dabei hat die US-Regierung die besseren Argumente – wirtschaftlich und moralisch.

Das Land des besiegten Diktators lag in Trümmern, das Volk kämpfte mit der Not, und die Demokratie war alles andere als gefestigt. Da entschlossen sich die Siegermächte zu einem weit reichenden und großzügigen Angebot: Sie erließen den verarmten Erben des untergegangenen Staates zur Hälfte dessen milliarden schwere Auslandsschulden und streckten die Rückzahlung der übrigen Last auf 30 Jahre.

Das ist kein Märchen. Genau so, weitgehend unbelastet vom Schuldendienst in harten Devisen, startete einst die Bundesrepublik Deutschland ins Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit. Immerhin fast 15 Milliarden Mark, damals zwei Drittel des jährlichen Bundesetats, erließen die 20 Gläubigernationen den Feinden von gestern.

Im Februar 1953 besiegelten sie das „Londoner Schuldenabkommen“, um „Hindernisse auf dem Wege zu normalen Wirtschaftsbeziehungen zu beseitigen und dadurch einen Beitrag zur Entwicklung einer blühenden Völkergemeinschaft zu leisten“, wie es in der Präambel hieß – ein Vorhaben, das sich später für alle Beteiligten als hochgradig Gewinn bringend erweisen sollte. Und „die wesentlichste Hilfe“ dabei, so erklärte der erste Nach-



Finanzminister Eichel (2. v. l.): Verbale Scheingefechte

kriegskanzler Konrad Adenauer, „haben wir von den USA erfahren“.

Fast genau 50 Jahre später stellt sich das gleiche Problem im Irak in verblüffend ähnlicher Konstellation erneut. Zwar stehen die Deutschen diesmal auf der Seite der Gläubiger. Aber die Frage, ob die von der Diktatur gepeinigte Bevölkerung des zerstörten Landes nun auch noch für die unbezahlten Rechnungen der verjagten Unterdrücker aufkommen soll, ist heute so aktuell wie damals. Und wieder sind es die siegreichen Amerikaner, die auf Schuldenerlass drängen und dies auch zum Thema

beim G-8-Gipfel machten, der bis Dienstag dieser Woche im französischen Evian tagt.

Rund 120 Milliarden Dollar unbezahlter Kredite und Importrechnungen hat das Regime des Saddam Hussein hinterlassen, zu über 90 Prozent zu Lasten von Staaten. Diese hatten in den achtziger Jahren häufig die Exporte aus ihren Ländern in den Irak mit Bürgschaften abgesichert oder wie etwa Saudi-Arabien dem irakischen Regime großzügig Kredit zur Finanzierung des Krieges gegen Iran gewährt. Hinzu kommen Reparationsforderungen der Kuweiter und anderer Kriegsopfer in mindestens gleicher Höhe aus der Zeit von Saddams Überfall auf den südlichen Nachbarstaat. Noch einmal fast 60 Milliarden Dollar Forderungen ergeben sich aus gültigen, aber noch nicht bezahlten Lieferverträgen – insgesamt eine Schuldenlast, die selbst mit den Öleinnahmen der Vorkriegszeit von jährlich 25 Milliarden Dollar lange nicht zu bezahlen sein wird.

In seltener Einigkeit fordern darum Dritte-Welt-Aktivistinnen, Entwicklungsexperten und die US-Regierung von den Gläubigerstaaten den weitgehenden Verzicht auf ihre Forderungen. „Ein demokratischer Irak“ könne und dürfe „nicht Saddams Schul-

* Mit seinen Kollegen John Snow (USA), Nikos Christodoulakis (Griechenland), Giulio Tremonti (Italien).



US-Soldat im zerstörten Würzburg (1945): Mit Schuldenerlass zum Wirtschaftswunder

den bezahlen“, erklärte die Organisation „Erlassjahr“, ein Zusammenschluss von über tausend zumeist kirchlichen Initiativen, die für den Schuldenerlass zu Gunsten der Entwicklungsländer eintreten.

Die Streichung der Schulden sei „die Überlebensfrage“ für den Irak, meint auch Frederick Barton vom Washingtoner Center for Strategic and International Studies (CSIS), ein erfahrener Uno-Berater für den Wiederaufbau kriegszerstörter Länder.

Darum sollten vor allem Frankreich, Deutschland und Russland, die Bush-Kritiker aus dem alten Europa, auf das Geld verzichten, „das sie dem Diktator geliehen haben, mit dem er Waffen kaufen und Paläste bauen konnte“, schlussfolgerte der Vordenker des Irak-Krieges, US-Vize-Verteidigungsminister Paul Wolfowitz. Auch Amerikas Finanzminister John Snow plädierte für einen allgemeinen Schuldenerlass zu Gunsten des neuen Irak.

Der großzügige Umgang der Amerikaner mit dem Geld anderer Leute kam bei den betroffenen Regierungen allerdings nicht gut an. Russland Schulden habe auch niemand erlassen, „ganz egal, wer die Macht im Land hatte“, ärgerte sich Moskaus Finanzminister Alexej Kudrin, dessen Regierung über 50 Milliarden Dollar Sowjet-Schulden bedienen muss. Und der deutsche Finanzminister Hans Eichel wies die amerikanische Forderung rundheraus zurück. „Wenn ein Land perspektivisch seine Schulden bedienen kann, muss es das auch machen“, sagte er mit Verweis auf die irakischen Ölreserven. Möglich seien allenfalls ein Zahlungsmoratorium und Umschuldungen. Die gleiche Hal-

tung nahm auch Eichels französischer Kollege Francis Mer ein.

Dabei können sich die hartleibigen Gläubiger, allen voran die Russen, durchaus auf die schlechte bisherige Praxis des internationalen Schuldenmanagements berufen. Die Regime fallen, die Schulden bleiben an ihren Nachfolgern hängen – das gilt bislang als eiserner Grundsatz im internationalen Bank- und Handelsgeschäft. Darum müssen die Südafrikaner bis heute für Waffen bezahlen, mit denen die Apartheid-Rassisten sie in Schach hielten, müssen die Russen für die Hybris der Politbürokraten der KPdSU geradestehen und die Indonesier noch immer für die Selbstbereicherung des Suharto-Clans schuften.

Darum sieht sich auch Minister Eichel vollkommen im Recht, wenn er nun über vier Milliarden Euro von Saddams Nachfolgern zurückfordert. Der größte Teil davon steht aus unbezahlten, aber staatlich

verbürgten Bau- und Maschinenlieferungen während der achtziger Jahre noch immer in den Büchern des Finanzministeriums, obwohl der Irak schon seit 1988 nicht mehr zahlte. Dass damit, zumindest indirekt, auch Saddams Giftgas-Krieg gegen Iran unterstützt wurde, spielt nach Meinung Eichels und seiner Kollegen keine Rolle, auch wenn die eine oder andere Lieferung womöglich beim Bau von Chemiewaffenfabriken verwendet wurde.

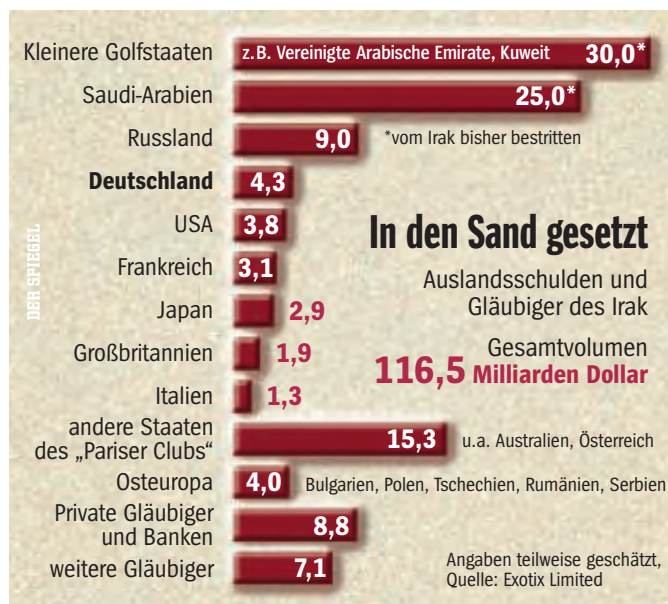
Viele Entwicklungsökonomien plädieren dagegen für die weltweite Einführung des Prinzips der „odious debt“, der abscheulichen oder anrüchigen Schulden, die als nicht übertragbar gelten sollen. Nach dieser Maxime ging zuerst die US-Regierung des Jahres 1898 vor, die nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg um die Befreiung Kubas kurzerhand alle kubanischen Schulden für null und nichtig erklärte, weil sie von den spanischen Unterdrückern aufgenommen worden waren.

Wie ein entsprechendes Konzept unter heutigen Bedingungen aussehen müsste, skizzierten jüngst die beiden Harvard-Ökonomen Michael Kremer und Seema Jayachandran im Forschungsjournal des Internationalen Währungsfonds. Darin schlagen sie vor, eine neue internationale Institution zu schaffen, die mit „Supermehrheit“, also zwei Drittel oder mehr der Stimmen, offensichtlich illegitimen Regimen die Kreditfähigkeit absprechen könnte. Wer dennoch leiht, täte dies auf eigenes Risiko und nicht auf das der Bevölkerung.

Eine solche Regelung, so argumentieren Kremer und Jayachandran, wirke weit „besser als Handelsstrafmaßnahmen“, weil sie praktisch nicht zu umgehen ist. Keine Bank, keine Regierung vergibt langfristige Kredite, die mit dem Ende des Kreditnehmers hinfällig werden können.

Doch so überzeugend das in der Theorie klingt, so sicher ist in der Moralwüste der Realpolitik für solche Reformen bislang kein Platz. Alle Groß- und Mittelmächte einschließlich Deutschlands behalten sich vor, Kredite und Handelsbürgschaften nach Gutdünken zu vergeben oder dafür den Internationalen Währungsfonds (IWF) und die Weltbank einzusetzen.

Darum finanzieren die USA das korrupte Familienregime des nie frei gewählten ägyptischen Präsidenten Hosni Mubarak oder des pakistanischen Diktators Pervez Musharraf. Darum unterstützen Franzosen und Deutsche die Unterdrücker in Algerien und Tunesien. Darum liefern die Russen auch weiterhin Waffen auf Kredit, ganz gleich, an wen. Und Saddam Hussein wurde einst finanziert, weil er gegen die vermeintlich gefährlicheren Mullahs in Teheran in den Krieg zog. Auch





Irakische Raffinerie: Schulden als Faustpfand für Russlands Ölinteressen

bei den USA stehen die Iraker mit rund vier Milliarden Dollar in der Kreide.

Für die ganz armen Staaten, in denen ohnehin nicht mit Rückzahlungen zu rechnen ist, führten die Kreditgeber in Nordamerika, Europa und Japan schließlich vor vier Jahren ein reguläres Verfahren für den Schuldenerlass ein. Damit können Regierungen, wie etwa im bettelarmen Mosambik, ihren Schuldenstand so weit senken, dass er 150 Prozent ihrer jährlichen Exporterlöse nicht überschreitet, vorausgesetzt, sie folgen einem von Weltbank und IWF vorgeschriebenen Reformprogramm.

Das Gremium, in dem solche Regeln – und die Ausnahmen – ausgehandelt werden, ist der so genannte Pariser Club, ein informeller Zusammenschluss staatlicher Kreditgeber, dem seit 1997 kurioserweise auch Russland sowohl als Schuldner wie auch als Gläubiger angehört. In dieser stets hinter verschlossenen Türen tagenden Nichtinstitution, in der zumeist leitende Beamte aus den Finanz- und Wirtschaftsministerien einmal im Monat in Paris zusammenkommen, um die weltweite Schuldenlage zu besprechen, kann sich das wirtschaftliche Schicksal ganzer Länder entscheiden.

So schließt der Pariser Club für Staaten mit so genanntem mittlerem Einkommen wie eben den Irak ein allgemeines Erlassverfahren eigentlich aus – es sei denn, es passt politisch ins Konzept, wie etwa im Fall Jugoslawien. Der neuen Union von Serbien und Montenegro schenkte der Gläubigerclub vor eineinhalb Jahren immerhin zwei Drittel von ausstehenden 4,5 Milliarden Dollar, die Hälfte davon ging dem deutschen Fiskus verloren – ein „großzügiger“ Erlass, der „üblicherweise nur hoch verschuldeten Entwicklungsländern gewährt wird“, räumte Siegfried Borggreffe ein, deutscher Chefunterhändler in Paris. Nur lag die Stabilisierung der jugoslawischen Wirtschaft eben im besonderen Interesse der deutschen Außenpolitik.

Vor diesem Hintergrund ist der verbale Schlagabtausch zwischen den US-Ministern und ihren europäischen Kollegen über die Schulden des Irak kaum mehr als ein Scheingegefecht, das nur die jeweiligen Posi-

tionen verschleiert. An Doppelmoral und verbal kaschierten Eigeninteressen ist auf beiden Seiten kein Mangel.

Dabei geht es im Kern gar nicht um die ausstehenden Zahlungssummen selbst, sondern um das Geschäft mit dem Wiederaufbau im Irak. Denn das kann erst dann richtig in Gang kommen, wenn die künftige provisorische Regierung so schnell wie möglich wieder kreditfähig wird, schon um den Wiederaufbau der Ölindustrie zu finanzieren. Dazu aber muss das Land sei-



Diktator Saddam, Söhne: Waffen und Paläste auf Pump

nen Paria-Status in der internationalen Finanzwelt überwinden. Und „das kann nur der Pariser Club regeln“, erklärt Harald Eggerstedt, Schwellenländer-Experte bei der Commerzbank. Ohne Klärung der Vergangenheit könne der Irak gewiss keine neuen Anleihen auf dem internationalen Markt aufnehmen.

Dass die Regierungen der USA und Großbritanniens, die derzeit die alleinige Verantwortung für den Wiederaufbau im Irak tragen, auf eine schnelle Regelung der Schuldenfrage drängen, ist daher wenig überraschend. Ohne Kredite und Fremdkapital ist die Anstrengung nicht zu schaffen. Nur ein wirtschaftlich erfolgreicher neuer Irak kann aber dem völkerrechtswidrigen Krieg wenigstens im Nachhinein zu höherer Legitimität verhelfen.

Weil die Irak-Krieger George W. Bush und Tony Blair gleichzeitig jedoch eine

Uno-Hoheit für den Irak ablehnen und die Vergabe von Bau- und Ölförderaufträgen zu ihren eigenen Gunsten kontrollieren wollen, können die übrigen Gläubiger aus den Schulden ein Faustpfand für ihre eigenen Ölinteressen machen. Immerhin haben sowohl Frankreichs Ölriese Total als auch die russische Lukoil alte Ölförderverträge oder Absprachen mit dem Irak, auf deren Erfüllung sie hoffen.

Als das Thema beim Treffen der G-8-Finanzminister vor zwei Wochen zur Sprache kam, konnten sich die Kontrahenten denn auch nur auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen: Bis Ende 2004 bleiben die Schulden gestundet, weil bis dahin ohnehin nicht mit der Etablierung einer stabilen und legitimen Regierung in Bagdad zu rechnen ist. Alles Weitere soll im Pariser Club verhandelt werden. Diese Vertagung fand schließlich auch Eingang in die Resolution, mit welcher der Uno-Sicherheitsrat vorvergangene Woche die Sanktionen gegen den Irak aufhob.

So verkomme die für den Irak so wichtige Schuldenregelung „zur bloßen Verhandlungsmasse“, das sei „völlig verrückt“, beklagt Aufbauexperte Barton. Dabei steht für alle Fachleute außer Frage, dass es am Ende zu einem weit gehenden Schulden-

erlass keine Alternative gibt. Der Irak werde „seine Schulden niemals bezahlen können“, sagt etwa Richard Segal, Ökonom bei der Londoner Finanzfirma Exotix, die auf den Handel mit Anleihen von bankrotten Staaten spezialisiert ist und die Usancen des Schuldenmanagements seit Jahren kennt. Ob man dabei von einem Erlass oder nur der langfristigen Umschuldung spreche, sei lediglich „eine Frage der Semantik“.

Bei einem Verhältnis von Schulden zum Bruttoinlandsprodukt von mindestens vier

zu eins sei der Irak „eines der am höchsten verschuldeten Länder der Welt“, da helfe auch der Ölexport nicht. Auch CSIS-Experte Barton warnt, man könne „aus Steinen kein Blut pressen“.

Die gleiche Einsicht stand wohl auch Pate, als einst die Westdeutschen per Schuldenerlass auf Erfolgskurs gebracht wurden. „Die Amerikaner brauchten die Bundesrepublik als Frontstaat im Kalten Krieg“, beschreibt der Bielefelder Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser die damalige Lage. Um alle Gläubigerationen zum Nachgeben zu bewegen, habe die US-Regierung damals ihre eigenen Forderungen aus den Warenlieferungen im Rahmen des Marshall-Plans völlig überhöht angesetzt – und dann großzügig erlassen. Zu dieser Zeit, so Abelshauser, „haben sowieso alle gedacht, dass die Deutschen das nie werden bezahlen können“.

HARALD SCHUMANN

SOFTWARE

Mauerfall an der Isar

Microsoft-Gegner jubeln: München stellt als erste deutsche Großstadt die Computer auf das Betriebssystem Linux um. Doch was bringt der Sieg außer Prestige?

Normalerweise hätte Microsoft-Chef Steve Ballmer in so einem Fall nicht einmal zum Telefonhörer gegriffen. Schließlich ging es nur um rund 30 Millionen Euro – läppische 0,1 Prozent vom Jahresumsatz des Software-Giganten.

Doch diesmal nahm der Chef die Sache vorsorglich selbst in die Hand. Ende März, während eines Urlaubs in der Schweiz, machte Ballmer einen Abstecher in die bayerische Landeshauptstadt, um Oberbürgermeister Christian Ude (SPD) seine Aufwartung zu machen. Denn ausgerechnet in München, am Sitz der Deutschland-Zentrale von Microsoft, wollte die Stadtverwaltung die Verträge mit dem US-Konzern kündigen.

Hinter verschlossenen Rathaustüren ging Ballmer, den die Konkurrenz gern als „General Patton der Software-Industrie“ beschreibt, auf Schmusekurs und versprach einen deftigen Preisnachlass beim anstehenden Software-Wechsel in der Stadtverwaltung sowie Hilfe bei der Aktion „Schulen ans Netz“. Der prestigeträchtige Auftrag, so schien es, war gerettet.

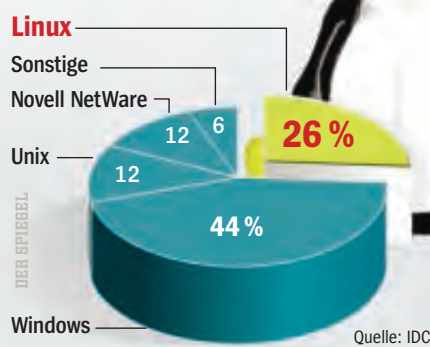
Umso größer war das Entsetzen, als Ballmers Deutschland-Statthalter Jürgen Gallmann am vergangenen Mittwoch das Abstimmungsergebnis des Stadtrats an die Microsoft-Zentrale in Redmond mailte. Bis auf die CSU-Fraktion hatten sich alle Ab-

geordneten gegen Microsoft entschieden. Stattdessen sollen die 14 000 PC der Stadtverwaltung künftig mit einer Software des Erzrivalen Linux ausgerüstet werden.

Während der sonst nicht gerade zart besaitete US-Konzern über „unfaire Ausschreibungspraktiken“ jammerte, brach in der Linux-Gemeinde Jubel aus. Richard Seibt, dessen SuSe Linux AG zusammen mit IBM das erfolgreiche Gegenangebot abgegeben hatte, sah gar historische Parallelen: „Was in der großen Weltpolitik der Fall der Berliner Mauer war, das wird dieses Votum in unserer Branche sein.“

Platz in der Nische

Marktanteile von Server Software in Prozent, 2002



Noch wankt der Software-Riese aber nicht. Das Image des Quasimonopols, mit dem Microsoft die PC-Welt beherrscht wie kein anderer Konzern, hat allenfalls einen kleinen Kratzer bekommen.

Die Schlappe im Kampf gegen Tux, das Pinguin-Maskottchen der Linux-Gemeinde, hat sich Microsoft vor allem selbst zuzuschreiben – mit einer bereits vor zwei Jahren getroffenen Entscheidung. Damals beschloss der US-Konzern, sein Betriebssystem Windows NT auslaufen zu lassen.

Ab 2003, so lautete die knappe Mitteilung an die Kunden, werde es keine Weiterentwicklung und keine technische Unterstützung mehr für das Betriebssystem geben, mit dem Microsoft in den neunziger Jahren in die Zentralrechner von Firmen und Verwaltungen vorgestoßen war. Stattdessen sollten die Kunden ihre Computer gefälligst auf die verbesserte Nachfolger-Version Windows XP umrüsten.

Als Microsoft kurz darauf auch noch ein neues, auf den ersten Blick drastisch teureres Preissystem ankündigte, brach Unmut unter den EDV-Fachleuten in Behörden und Firmen aus. Da traf es sich gut, dass ein 1991 von dem finnischen Computerfreak Linus Torvalds entwickeltes Betriebssystem allmählich seine Kinderkrankheiten überwunden hatte und zum Nulltarif im Netz erhältlich war.

Linux hieß die Alternative, die Torvalds aus dem betagten Betriebssystem Unix destilliert und zum Symbol einer so genannten Open-Source-Bewegung gemacht hatte. Anders als bei Microsoft sind die Strukturen und Befehlszeilen solcher offenen Programme für jedermann einsehbar und können bei Bedarf sogar verändert werden.

Zunächst fand die produktive Anarchie nur bei eingefleischten Microsoft-Hasern Anklang. Doch allmählich entdeckten auch Konzerne wie IBM, Hewlett-Packard oder SAP, dass die freie Software durchaus Geld abwerfen kann und sich trefflich im Kampf gegen den Giganten Microsoft einsetzen lässt. Zwar ist die Software weiterhin kostenlos, doch die Umrüstung und Wartung der Computer sowie die Schulung der Mitarbeiter wirft ordentliche Gewinne ab.

Da der Argwohn gegen den Riesen aus Redmond weit verbreitet ist, gewann Linux inzwischen beachtliche Marktanteile bei den so genannten Servern, jenen Zentralcomputern, die komplette PC-Netzwerke steuern. Weltweit arbeitet schon jeder vierte Server auf Linux-Basis.

Damit wird Microsoft aber nicht im Mark getroffen – denn in den meisten Fällen wurden veraltete Unix-Systeme von Linux abgelöst. Für Microsoft ist der Server-Bereich dagegen immer noch ein Wachstumsmarkt, nur der Expansionsdrang wird gebremst. Auf das äußerst lukrative Kerngeschäft mit Heimcomputern und Bürorechnern hat sich der Vormarsch des Pinguins ohnehin kaum ausgewirkt. Denn die Umrüstung ist für Privatanwender und Kleinbetriebe immer noch zu aufwendig.

In stilleren Stunden gibt sich SuSe-Chef Seibt denn auch eher bescheiden. „Unser Geschäftsfeld“, räumt der ehemalige IBM-Manager ein, „bleiben Server in mittelständischen und großen Unternehmen.“

KLAUS-PETER KERBUSK



Münchner Oberbürgermeister Ude: Besuch vom obersten Microsoft-Chef

Werbeseite

Werbeseite

SPORTRECHTE

Sat.1 flirtet mit der Champions League

In das Gepoker um die Übertragungsrechte an der Fußball-Champions-League kommt Bewegung. Die ProSiebenSat.1 Media AG hat bei der Schweizer Agentur Team, die den Edelwettbewerb für die Europäische Fußball-Union (Uefa) vermarktet, ein Angebot über knapp 70 Millionen Euro eingereicht. Laufzeit der Offerte: drei Spielzeiten bis zum Ende der Saison 2005/06. Der Aufsichtsrat des Medienkonzerns hat für das Angebot bereits seine Zustimmung erteilt. Offenbar will das TV-Unternehmen mit diesem Schritt auch den Druck auf die Rechte-



JEROME PREVOST / PRESSE SPORTS / SPORTIMAGE

Champions-League-Sieger AC Mailand

Agentur Infront bei den schwierigen Verhandlungen um die Bundesliga-rechte für den „ran“-Sender Sat.1 erhöhen. Auch der Pay-TV-Anbieter Premiere hat bereits eine Offerte für drei weitere Jahre Champions League abgegeben – laut Sender-Boss Georg Kofler „zu einem Preis, der der aktuellen Marktsituation gerecht wird und den wir refinanzieren können“. Offenbar bietet Premiere weniger als die Hälfte der bisherigen Summe: nur noch knapp 30 Millionen Euro pro Saison. Damit liegen die gemeinsamen Offerten von Sat.1 und Premiere deutlich unter der Zielvorgabe, welche die Uefa für den deutschen Markt gemacht hat. Der Verband rechnet für die nächsten Jahre mit TV-Einnahmen von 70 Millionen Euro jährlich aus Deutschland. Für die abgelaufene Runde, die vorigen Mittwoch mit dem Sieg des AC Mailand endete, hatten RTL und Premiere gemeinsam noch 127 Millionen Euro gezahlt.



JOERG KOCH / DDP

ÜBERNAHMEN

„Plan B“ rückt näher

Während US-Milliardär Haim Saban nach einer weiteren Fristverlängerung bis Pfingsten Zeit hat, die Übernahme der ProSiebenSat.1 Media AG und der Kirch-Filmbibliothek perfekt zu machen, glaubt bei den Verkäufern der insolventen KirchMedia und den beteiligten Banken kaum noch jemand, dass Saban zahlt: „Er müsste schon eine sehr grundsätzliche Kehrtwende machen und alle Kaufbedingungen erfüllen“, so ein Beteiligter. „Wahrscheinlicher ist, dass der Insolvenzverwalter spätestens am 10. Juni den Rücktritt erklärt.“ Dazu hat der Gläubigerausschuss Insolvenzverwalter Michael Jaffé in der vorigen Woche ebenso ermächtigt wie zur Umsetzung des Alternativplans. Nach neuen Gesprächen mit den Gläubigerbanken wird dieser „Plan B“ (SPIEGEL 20/ 2003) immer konkreter: In diesem Szenario, in

dem die KirchMedia ihre Anteile an ProSiebenSat.1 behält und aus der Insolvenzmasse mit den vier Banken eine Kapitalerhöhung stemmen würde, ist für die gebeutelten ProSiebenSat.1-Aktionäre ein Schankerl vorgesehen. Auf der Hauptversammlung des Unternehmens am 16. Juni soll den bislang stimmrechtslosen Vorzugsaktionären zu attraktiven Konditionen eine Umwandlung in Stammaktien in Aussicht gestellt werden. Erstmals hätten die freien Aktionäre dann – wie lange gefordert – ein Stimmrecht. Das Angebot hat einen strategischen Hintergrund: Weil auch die KirchMedia einen Teil ihrer Anteile als Vorzugsaktien hält, will die Insolvenzverwaltung durch den Schachzug sicherstellen, dass das Unternehmen auch nach der Kapitalerhöhung die Mehrheit der Senderkette regiert.

MANAGER

Ex-Burda-Mann verurteilt

Der ehemalige Chef der New Yorker Burda-Niederlassung, Fritz Blumenberg, ist in den USA wegen Betrugs und Steuerhinterziehung zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. Der Top-Manager hatte den Burda-Verlag über zwölf Jahre hinweg mit gefälschten Rechnungen um rund zwei Millionen Dollar betrogen. Das Geld verwandte Blumenberg laut Gerichtsunterlagen für Schmuck, Antiquitäten oder einen Wellnessurlaub für



MIKE VANASHITA / CORBIS

Burda-Vertretung in New York

20 000 Dollar. Der Betrug war bereits 1996 bei einer Routineüberprüfung aufgefallen. An dem vorvergangenen Woche in New York beendeten Strafverfahren gegen Blumenberg war Burda nicht direkt beteiligt – der Verlag hatte sich bereits 1997 mit seinem Ex-Manager außergerichtlich geeinigt. Der Strafprozess wurde in der Burda-Zentrale dennoch gespannt beobachtet – allerdings wird die neben der Gefängnisstrafe verhängte „Rückerstattung“ von zwei Millionen Dollar nicht so bald auf dem Burda-Konto erwartet. „Der ist doch schon pleite“, heißt es intern.

SERIEN

Die Babymacher

Große Kugelaugen macht das Glück, kräht schon mal nervtötend drauflos – und es stellt sich oft ziemlich überraschend ein. Am Dienstag dieser Woche dürfen deutsche Fernsehzuschauer bestaunen, dass es ausgerechnet eine der Heldinnen der kultisch verehrten, auf ProSieben ausgestrahlten US-Serie „Sex and the City“ erwischt: Die bislang eher auf flüchtige Liebschaften spezialisierte Anwältin Miranda (Cynthia Nixon) bekommt ein Baby. „Sex and the City“-Fans wissen längst, dass Miranda mit Säuglingen eigentlich nichts anfangen kann und sich entsprechend sorgt, sie könnte eine miese Mutter sein. Dass sie mit solchen Ängsten nicht allein ist, vor allem aber, dass sich diese Ängste fast immer als übertrieben herausstellen, lehren Lebens- und Fernseherfahrung: So genannte Doku-Soaps über Schwangerschaft und Brutpflege sind im deutschen Fernsehen Quotenhits. „Wir machen ein Baby“, eine neue Serie von Sat.1, startet am Donnerstag dieser Woche – es ist die vierte Baby-Soap, die die kinderlieben Deutschen beglückt. Ihre drei älteren Geschwister stammen alle aus der Senderfamilie RTL und heißen „Hallo Baby!“ (Vox), „Mein Baby“ (RTL) und „Schnulleralarm!“ (RTL II). „Schnulleralarm!“ wird von August an schon in vierter Staffel ausgestrahlt. Ähnlich wie andere Doku-Soaps über Fahrtschulstunden und „Abnehmen in Essen“ oder die Reality-Familienserie „The Osbournes“ setzen die Baby-Serien auf den Reiz des Authentischen: Zu sehen



„Sex ...“-Star Nixon (2. v. l.), Kolleginnen

gibt's echte Babys echter Paare in echten Kreißsälen – und oft auch echtes Blut, echten Schweiß und echte Tränen. Die neue Sat.1-Soap „Wir machen ein Baby“ begleitet neun Paare durch neun Monate Schwangerschaft und dokumentiert beispielsweise den Alltag einer Fernbeziehung oder eines sehbehinderten Paares. Die tollen Quoten für die Kreißsaal-Stories – RTL bringt es mit der „Mein Baby“-Soap in der Zielgruppe der 14- bis 49-Jährigen auf 18,1 Prozent – erklären sich die Fernsehmacher unter anderem mit der unsicheren Wirtschaftslage: Familie und Freunde gewannen in Krisenzeiten neues Gewicht, glaubt RTL-II-Programplaner Torsten Prenter, „eine zunehmende Sehnsucht nach Familie“ sei spürbar.



„Wir machen ein Baby“-Familie



US-Rentnerin

US-SHOWS

Oma Superstar

Deutschland suchte den Superstar und fand, RTL sei Dank, einen 19-Jährigen; die USA, in Fragen der TV-Unterhaltung dem alten Europa stets voraus, suchen auch einen Superstar – und zwar einen Rentner. „Second Chance: America's Most Talented Senior“ heißt die neue Show von NBC, in der rüstige Amerikaner ihre Sing- und Tanzkünste unter Beweis stellen wollen. Bei einer Vorausscheidung im kalifornischen Alten-Paradies Palm Springs wagte eine 70-Jährige sogar einen Strip – und fiel durch. Andere späte Talente intonierten trotzig die Solidaritätshymne „You'll Never Walk Alone“ oder den Überlebenshit „I Will Survive“, andere juxten, die „zweite Chance“ bei NBC sei vermutlich ihre letzte. Wie viele Versuche NBC der Grufti-Show einräumt, entscheiden die Einschaltquoten.

TV-Vorschau

Einmal Hollywood und zurück

Montag, 21.45 Uhr, ARD

Michael Möller hat für die Reportagereihe „Die Story“ eine der erstaunlichsten Achterbahnfahrten der jüngeren Wirtschaftsgeschichte dokumentiert: wie zwei Göttinger Programkinobetreiber die schöne neue Welt des Filmgeschäfts erobern wollten, scheiterten – und jetzt das Spiel noch einmal versuchen. Rainer und Michael Kölmel galten im August 1999 als Könige des Neuen Markts; eine Aktie ihrer Firma Kinowelt kostete damals 85 Euro. Im Dezember 2001 meldete Kinowelt Insolvenz an, die Kölmel-Brüder mussten das Unternehmen verlassen. Anfang dieses Jahres kauften die ehemaligen Chefs die Firma zurück. Stoff für eine Fortsetzung der Dokumentation ist somit garantiert.

Nurse Betty

Montag, 22.15 Uhr, ZDF

Die Kellnerin Betty (Renée Zellweger), eine junge Frau von begnadeter Einfalt, hat ihr ganzes Leben in Fair Oaks verbracht, einem Kaff in Kansas. Bis ihr Ehemann versucht, ein paar Drogenmafiosi zu linken, die keinen Spaß verstehen; und deshalb

Krankenhaus. Dummerweise liegen im Kofferraum die Drogen, die ihr Mann ergaunert hat, und dummerweise sind auch die Auftragskiller von der Mafia hinter ihr her ... So beginnt dieses exzentrische Action-Roadmovie, das der Regisseur Neil LaBute mit scharfem Witz erzählt. Bis Los Angeles erreicht und der wundertätige Doktor geortet ist, droht der Film (USA 2000) bei jedem neuen aberwitzigen Handlungs-dreh in voller Fahrt gegen die Wand oder wenigstens gegen eine TV-Kulisse zu knallen und rettet sich doch jedes Mal mit einem Salto auf eine höhere Ebene dieses Doppelspiels von Schein und Sein.

Treibjagd

Freitag, 20.40 Uhr, Arte

Ein Männlein steht im Walde, wortkarg zwar, aber nicht ganz still und stumm: „Ich bin kein Förster, ich bin Jäger“, brummt Heiner Lauterbach und blickt besorgt ins Grüne. Lauterbach spielt einen ehemaligen Geheimdienstler namens Walter Stein, der jetzt mit seiner Flinte die Fauna in einem bayerischen Gehölz kurz hält. Auf einem seiner Streifzüge durchs Revier entdeckt Stein eine tödlich verunglückte Kurierfaherin des Bundesnachrichtendienstes.



Lauterbach, Samel in „Treibjagd“

Prompt wird der Jägermeister vom BND verdächtigt, streng geheime Unterlagen am Unfallort geklaut zu haben. Auftritt Udo Samel als durchgeknallter BND-Fahnder, der nicht weiß, dass Stein früher selbst zur Truppe gehörte – und dass beide Männer einst um dieselbe Frau buhlten. Das Problem: Samel legt seine Rolle als Karikatur an, Lauterbach meint das Ganze bitter ernst; die Krimi-Macher (Buch: Dirk Salomon, Thomas Wesskamp; Regie: Ulrich Stark) geben sich keine erkennbare Mühe, einen der beiden Schauspieler vom Holzweg abzubringen. Am Ende, so viel sei verraten, herrscht wieder Schweigen im Walde. Waidmanns Dank!

TV-Rückblick

Sesamstraße

29. Mai, ARD

Der Vatertag begann im Ersten mit Szenen aus dem Alltag einer Schwulen-WG: Ernie, Bert und der Humorist Dirk Bach feierten ab halb sechs Uhr morgens mit einer Sondersendung den 30. Geburtstag der „Sesamstraße“. Seit 1973 hampeln die psychedelisch bunten Plüschviecher und ihre menschlichen Mitbewohner – darunter früher auch Manfred Krug und Lilo Pulver – durch das deutsche Kinderprogramm und zeigen den Kleinen, wie man buchstabiert oder was ein Krümelmonster am liebsten frisst („Kekse!“). Höhepunkt der Sendung waren stets die Auftritte von Graf Zahl, einem Dracula-ähnlichen Gesellen mit irrer Lache, der so lange zählte, bis die Wände wackelten. Doch der Graf ist nicht der einzige Zahlenfetischist im Dienste des NDR; auch im

Rundfunkrat wimmelt es offenbar von solchen Gestalten. Ergebnis: Die „Sesamstraße“ (Marktanteil 3,6 Prozent) verliert ihren traditionellen Sendeplatz (wochentags, 18 Uhr, NDR) an zünftige, garantiert kinderfreie Regionalprogramme. Vom 4. August an dürfen Ernie & Co. nur noch frühmorgens toben, um 7.30 Uhr im NDR, um 8 Uhr in der geschlossenen Abteilung des Kinderkanals. Wieso, weshalb, warum?



„Sesamstraße“-Stars, Fans



Zellweger in „Nurse Betty“

ziehen ihm zwei Killer ziemlich buchstäblich das Fell über die Ohren. Angesichts dieses Massakers rettet sich Betty, statt einen Nervenzusammenbruch zu erleiden, in einen süßen Wahn. Sie bildet sich ein, die Ex-Verlobte des schönen Herzchirurgen aus einer Fernsehserie zu sein, den sie sogar während der Arbeitszeit hinter dem Tresen angeheimelt hat. So setzt sie sich mit verzücktem Lächeln in das Auto ihres Mannes und fährt nach Los Angeles, um den Traummann zu finden – sie wird ihn natürlich nicht in einem TV-Studio suchen, sondern im



Spam-Ziel Bürocomputer: Werbung für Billigkredite, Pornos, Haarwuchsmittel, Wunderdiäten, Penisverlängerung und 3-D-Brillen

INTERNET

Flut aus Buffalo

Die Industrie macht mobil gegen den Datenmüll so genannter Spam-Mails. Doch wer ist in dem Milliarden-Spiel Jäger, wer Gejagter? Beide Seiten rüsten auf. Und die Szene der Spammer wie auch die der Spürtrupps feiert bereits ihre Helden.

Mary Youngblood sitzt in einem fensterlosen Raum im fünften Stock eines Verwaltungsgebäudes in Midtown Atlanta. Von der Decke hängt eine Neonleuchte. Hinter ihr steht ein Regal, das bis auf ein paar Kinderfotos nahezu leer ist. Wenn an der Tür nicht ein Schild mit ihrem Namen hänge, könnte man das Büro für eine Gefängniszelle halten oder eine Ausnüchterungszelle. Aber das scheint ihr nicht viel auszumachen.

Sie klimpert mit den Fingern über die Tastatur ihres Computers und wippt munter auf ihrem Stuhl. „Wenn ich auf der Jagd bin, vergesse ich alles um mich herum“, sagt sie. Manchmal fällt ihr erst am Abend auf, dass sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hat. Über das Hochhaus, in dem ihr Arbeitgeber, der Internet-Dienst Earthlink, seinen Sitz hat, jagte neulich ein Tornado.

Sie wurde erst darauf aufmerksam, als sie am nächsten Tag in der Zeitung davon las.

Youngblood ist bei Earthlink für die Netzwerksicherheit zuständig. Auf ihrer Visitenkarte steht „Teamleiter Missbrauch“. Sie selbst bezeichnet sich und ihre zehn Mitarbeiter als „Cops“. Sie sagt: „Wir sind dazu da, den Bösewichtern das Handwerk zu legen.“

Die Bösen, das sind für Youngblood all jene, die gegen Gesetz und Ordnung im Internet verstoßen. Sie geht gegen Leute vor, die mit gestohlenen Kreditkartennummern einkaufen gehen. Die sich unbefugt Zugang zu fremden Rechnern verschaffen oder sich einen Spaß daraus machen, selbst entwickelte Computerviren zu streuen. Doch die meiste Zeit verbringt Youngblood damit, die Welt des Internets von all dem Müll zu säubern, der die Leitungen ver-

stopft und die Kunden nervt: Werbung für Billigkredite, Haarwuchsmittel, Penisverlängerung, 3-D-Brillen, Wunderdiäten oder Porno-Seiten.

Was vor Jahren mit ein paar elektronischen Kettenbriefen begann, hat sich zu einer Plage entwickelt. Gut 40 Prozent aller Mails, die weltweit über die Datenleitungen gehen, sind Spam, wie die unerwünschten Werbezuschriften heißen. Das sind 12 Milliarden Müll-Mails jeden Tag, 370 Milliarden pro Monat. Wenn das bisherige Wachstumstempo anhält, werden es in einem halben Jahr schon doppelt so viele sein.

Es ist schwer zu sagen, wovon sich das Wort „Spam“ ableitet. Manche sagen, es sei die Kurzform von „Spiced Ham“, einem billigen Dosenfleisch. Andere behaupten, das Wort stamme aus einem Monty-Python-Sketch, in dem die britische Ko-

mikertruppe so lange immer lauter „spam, spam, spam“ singt, bis alle Umstehenden verstummen. Es ist auf jeden Fall ein sehr plastisches Wort, das nach Unrat klingt und deshalb ziemlich treffend ist.

Direktmarketing ist an sich nicht neu. Eine ganze Industrie lebt gut davon, den Leuten unbetene Werbebriefe ins Haus zu schicken. Das Neue an der elektronischen Werbepost ist, dass der Versand übers Netz so simpel ist, dass jeder Trottel ins Geschäft einsteigen kann – und das auch noch nahezu kostenlos.

Technisch gesehen macht es kaum einen Unterschied, ob jemand eine Mail an ein paar Bekannte verschickt, die er zur nächsten Grillparty einladen will, oder an eine Million Menschen, die er nicht mal vom Namen her kennt. Kein Porto mehr, kein umständliches Eintüten und Zukleben von Briefumschlägen. Alles, was er braucht, ist ein halbwegs leistungsstarker Computer, ein bisschen Spezialsoftware und eine Adressenliste, die sich praktischerweise auch gleich über das Internet beziehen lässt. Abgerechnet wird später mit dem Auftraggeber auf Provisionsbasis.

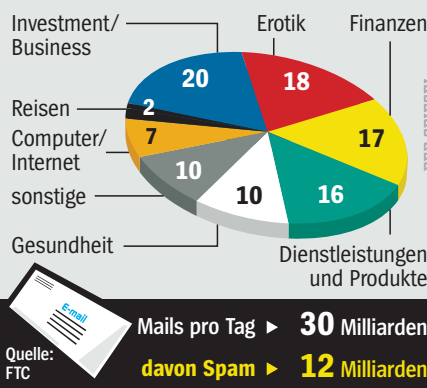
Wenn etwas noch besser gedeiht als das Geschäft mit den Werbemails, dann ist es der Handel mit E-Mail-Adressen. Man kann sie auf CD-Rom beziehen oder im Millionen-Bündel direkt aus dem Netz la-

sollen. Solche Zahlen sind schwer zu überprüfen, aber dass Anbieter elektronischer Postfächer wie Earthlink, AOL oder GMX in Deutschland Millionen sparen würden, wenn es den Werbemüll nicht gäbe, stellt kaum jemand ernsthaft in Zweifel.

Denn um die enormen Datenmengen zu bewältigen, müssen die Firmen ständig neuen Speicherplatz aufbauen. Hinzu kommen die Ausgaben für die Entwicklung spezieller Filtersoftware, die erwünschte E-Mails von unerwünschten unterscheiden soll. Vor allem aber ist Spam lästig. Niemand hat es gern, wenn er sich durch einen Haufen meist unsinniger, bisweilen peinlicher Angebote wühlen muss. Und weil immer mehr Spammer dazu übergehen, in der Absenderzeile Allergienamen einzusetzen, Hans oder Joe oder Kathleen, ist es schwierig, die Werbepost einfach ungeöffnet wegzwerfen. Wer sich schützen will, dem bleibt bislang nur, mehrere Internet-Adressen zu benutzen:

Weltweite Werbeflut

Spam-Mails nach Sparten in Prozent



Spammerin Betterly

200 Hass-Mails und 600 neue Kunden

den. Es gibt sie nach Haushaltsgröße, Einkommen und Wohnort geordnet. Es gibt sogar Programme, die immer dann zugreifen, wenn jemand irgendwo seinen Namen hinterlässt, in einem Chatroom etwa oder bei einer Internet-Bestellung. Beamte der Handelsbehörde in Washington haben vor kurzem ein paar frische Mail-Adressen zu Testzwecken ins Netz gestellt. Es dauerte genau neun Minuten, bis die ersten Spam-Botschaften eintrafen.

Die Schätzungen darüber, welchen wirtschaftlichen Schaden die Spammer anrichten, schießen ins Kraut. Ferris Research, ein Marktforschungsinstitut aus San Francisco, hat eine Rechnung aufgemacht, wonach die Kosten für die Internet-Wirtschaft bei jährlich zehn Milliarden Dollar liegen



Internet-Polizistin Youngblood

„Bösewichtern das Handwerk legen“

eine für die private Post und die anderen für Einkäufe und all die Fälle, wo eine Registrierung gefragt ist.

Bei allen Kundenbefragungen ist der elektronische Werbemüll inzwischen das am häufigsten genannte Ärgernis. Die amerikanische Handelsbehörde hat sich eingeschaltet, ebenso der US-Kongress. Ein Senatsausschuss unter Vorsitz von Senator John McCain begann gerade mit Anhörungen. Und auch in Deutschland organisiert sich Widerstand: Vorvergangene Woche trafen sich 150 Experten im Taunus zum ersten „Spam-Kongress“, um über Abhilfe zu beraten, schärfere Gesetze, bessere Filter, vielleicht eine neue EU-Richtlinie.

Bislang haben alle Bemühungen, den Spammern das Geschäft zu erschweren, nur dazu geführt, dass diese ihre Methoden verfeinerten. Beide Seiten rüsten auf. Und deshalb steht für Leute wie Mary Youngblood kaum zu befürchten, dass sie bald arbeitslos werden.

Youngblood liebt ihren Job, und das hat nicht nur damit zu tun, dass sie früher die Fließbänder in einer Hühnerfabrik überwachte, was eine deutlich schmutzigere Arbeit war. Sie habe immer schon Puzzle gemocht und Rätsel, sagt sie, und wenn sie sich einmal in etwas verhasst hat, gibt sie so schnell nicht auf. Auf ihrem Schreibtisch liegt eine Baseballmütze mit einem Totenkopf und dem Satz: „Kill Spam“. Sie kann Dinge sehr persönlich nehmen.

Gerade hat Youngblood den Buffalo-Spammer zur Strecke gebracht. Sie gibt allen großen Fällen einen Spitznamen, und der Buffalo-Spammer stand auf ihrer Liste der „schlimmen Jungs“ ganz oben. Tatsächlich war der Mann, der später als Howard Carmack identifiziert wurde, der notorischste Fall, mit dem die Internet-Polizisten bei Earthlink je zu tun hatten. Ein Jahr hat es gedauert, bis sie ihn aus dem Verkehr ziehen konnten.

Aufgefallen war Carmack erstmals im März vergangenen Jahres, als er mit einem der üblichen Werbe-reich-in-15-Tagen-Angebote in eine Fangschaltung geriet. Alle Internet-Dienste haben Alarmsysteme installiert, die automatisch anspringen, wenn die Zahl der verschickten E-Mails eine bestimmte Größenordnung übersteigt. Youngblood tat das, was sie in solchen Fällen immer tut: Sie sperrte den Zugang zum Netz.

Schon anderntags tauchte der Spammer wieder auf. Gleiches Angebot, neue E-Mail-Adresse. Wieder und wieder blockte Youngblood den Zugang. Normalerweise reicht das, um einen Spammer abzuschrecken. Doch der Mann aus Buffalo war anders. Jedes Mal machte er sich kurze Zeit später erneut an die Arbeit, manchmal Tage, manchmal auch nur Stunden, nachdem Youngblood ihn aus dem Netz gefischt hatte.

Alle Versuche, den Müll-Mann zu lokalisieren, gingen ins Leere. Die E-Mail-Adressen, die er benutzte, hatte er mit



Anti-Spam-Konferenz in Washington*: Schärfere Gesetze, bessere Filter

gestohlenen Kreditkartennummern unter fremden Namen angemeldet. Die Telefonnummern und Postfächer, die er hin und wieder in seinen Mails angab, führten zu Leuten, die nicht helfen konnten oder wollten. Außerdem ging Carmack dazu über, seine Massensendungen in so kleine Pakete zu zerlegen, dass er immer häufiger unter dem Earthlink-Radar blieb.

Youngblood entdeckte dennoch ein Muster. Sie schaut immer nach Übereinstimmungen, die ein Profil ergeben und ihr helfen, die Suche einzugrenzen. So stellte sie fest, dass der Gejagte eine Vorliebe für bestimmte Passwörter hatte, „Baseball“ oder einfach „123456“. Und er wählte sich stets unter der Vorwahl 716 ein, der Vorwahl von Buffalo. Also wies sie ihre Leute an, ihr sofort Bescheid zu geben, wenn jemand sich anmeldete, der ins Raster passte.

Am Ende führte ein Zufall auf die richtige Spur. Unter einer der Telefonnummern, die ihre Fahnder routinemäßig abfragten, meldete sich ein pensionierter Postbediensteter, der zwar glaubhaft versicherte, von nichts zu wissen, dann aber auf seinen Neffen zu sprechen kam, „der irgendwas mit Computern macht“. Am 13. Mai wurde Howard Carmack verhaftet, ein 36 Jahre alter Bodybuilder, der mit seiner Mutter in einem Vorort von Buffalo lebte.

Er hatte zu diesem Zeitpunkt insgesamt 825 Millionen E-Mails verschickt, unter 343 falschen Namen.

Earthlink hat Carmack nun auf 16,4 Millionen Dollar verklagt. Es ist mehr symbolisch gemeint. Die Erfahrung zeigt, dass



Internet-Server: Zehn Milliarden Dollar jährliche Kosten?

die Internet-Firmen bei einem Gerichtsverfahren schon Glück haben, wenn sie wenigstens ihre Anwaltskosten ersetzt bekommen. Deshalb liegt ihnen auch so viel daran, dass der Versand unerwünschter Werbemails grundsätzlich unter Strafe gestellt wird, wie es jetzt der Bundesstaat Virginia vormachte. Sie erhoffen sich einen Abschreckungseffekt.

Natürlich sei es abscheulich, was manche Spammer trieben, sagt Laura Betterly, einfach verabscheuungswürdig. Aber kann das Grund genug sein, ein ganzes Gewerbe zu kriminalisieren?

Betterly ist 41. Sie hat zwei Söhne, elf und zwölf Jahre alt, und gerade eine Scheidung hinter sich. Sie hatte mal eine Rockabilly-Band und zwischendurch Werbeauftritte für Musiker organisiert. Wenn sie jemand fragt, womit sie jetzt ihr Geld verdient, sagt sie „E-Marketing“. Tatsächlich ist Betterly in der Spam-Szene so etwas

wie eine Berühmtheit. Sie war auf CNBC und CNN zu sehen. Vor kurzem hat das „Wall Street Journal“ ein großes Porträt über sie gebracht. Für die Presse ist sie nur die „Spam Queen“.

Die Müll-Königin ist jetzt seit knapp einem Jahr im Geschäft. Ihre Rechnung ist ziemlich einfach: Für jede positive Antwort auf eine ihrer Mails erhält sie eine Kommission. Manchmal reicht schon eine Rücklaufquote von 0,001 Prozent, damit sie auf ihre Kosten kommt, bei zehn Millionen Werbe-Mails für 3-D-Brillen oder Handys braucht es also gerade mal 100 Bestellungen. Alles, was darüber liegt, ist Gewinn.

Sie sagt, dass sie niemals Werbung für Pornos verschicken würde oder irgendwelche Schwindelprodukte. Wenn sich jemand über ihre Mails beklagt, dann nimmt sie ihn sofort von der Liste. „Ich halte mich an die Gesetze, ich täusche nichts vor und benutze keine falschen Namen. Wo ist das Problem?“

Je länger sie redet, desto leidenschaftlicher wird sie. Sie spricht vom Recht auf freie Meinungsäußerung, das auch Werbung einschließe. Sie klingt jetzt wie eine politische Aktivistin. Oder eine Bürgerrechtsanwältin. Sie sagt, dass es nun mal zu einer offenen Gesellschaft gehöre, auch Dinge zu tolerieren, die man nicht möge.

Neulich war sie auf einer Konferenz in Washington, um

ihre Sache zu vertreten. Vor ihr hatte ein Anwalt geredet, der unter großem Beifall dazu aufgerufen hatte, alle Spammer zu verteilen. Das Publikum war dann erstaunlich ruhig, als sie ans Podium trat. Vielleicht weil sie so gar nicht ins Bild passte, das sich viele von einem Spammer machen. Sie ist eine fröhliche, lebhaft Frau. Es fällt nicht schwer, sie zu mögen.

Für ihre Firma sei der Rummel um ihre Person nicht schlecht, sagt Betterly. Sie hat gerade ein größeres Büro angemietet und zusätzliche Mitarbeiter eingestellt. Wenn alles gut läuft, wird sie bis zum Jahresende eine Million Dollar Umsatz machen.

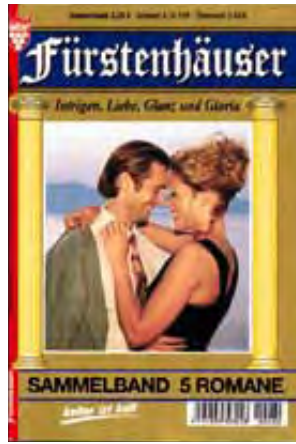
„Ich habe 200 Hass-Mails und Drohungen bekommen“, sagt sie, „und 600 neue Kunden. Kein so schlechtes Verhältnis.“ Und sie arbeitet daran, es noch besser zu machen. Um künftig gegen Mail-Attacken besser gerüstet zu sein, hat sie jetzt einen Spam-Filter gekauft.

JAN FLEISCHHAUER

* Mit Senator Charles Schumer am 27. April.

Werbeseite

Werbeseite



VERLAGE

Erfolg in Dur und Mull

Groschenheft-Amouren verkaufen sich in wirtschaftlich schlechten Zeiten besonders gut. Das Geschäft brummt – auch weil die Autoren kurz gehalten werden.

Seit die bildsaubere Moser-Bärbl ihm beim Maitanz einen glühenden Blick zugeworfen hat, kennt der Jäger Manuel Wurzer nur noch einen Weg ins Tal: am Moser-Hof vorbei. Abbusserln will er die Bauerstochter und von der Stell' weg heiraten. Doch auch der Sepp hat ein Aug' aufs Bärbl geworfen. Und die Josefin hat sich wiederum in den Manuel verguckt.

Kann so eine Geschichte gut ausgehen? Sie muss. Denn auch für „Die schöne Jägerbraut“ aus der Reihe „Heimatglocken“ gilt die oberste Grundregel jedes Groschenromans: Happy End ist Pflicht.

Die Sehnsucht nach dem kleinen Lektüreglück im Herrgottswinkel wächst in den Zeiten der Krise. Nach Jahren des langsamen Niedergangs steigt die Auflage der Heftchen derzeit wieder deutlich an. Während die Buchbranche im ersten Quar-

tal 2003 Umsatzeinbußen gegenüber dem Vorjahr von acht Prozent beklagt, vermelden die marktbeherrschenden Groschenroman-Verlage Bastei, Cora und Kelter Zuwächse von bis zu zehn Prozent. Alle drei wollen in diesem Jahr neue Reihen an den Kiosk bringen, denn, so frohlockt Kelter-Chef Gerhard Melchert: „Heile Welt ist wieder in.“

Die Handlung der Heftchen ist dabei so überschaubar wie die Branche. In den siebziger Jahren gab es noch knapp zehn Verlage, die sich dem Genre widmeten. Auf Grund von Pleiten und Fusionen decken heute drei Häuser nahezu den gesamten Markt ab: Bastei mit 34 Reihen und einem Umsatz von 40 Millionen Euro, Cora mit 43 Reihen und 25 Millionen Euro sowie der Martin-Kelter-Verlag, der mit 52 Romanreihen samt angeschlossener Druckerei im vergangenen Jahr 53 Millionen Euro erwirtschaftete. Alle schreiben schwarze Zahlen – vor allem dank Adels- und Landarzt-Dramoletten in Dur und Mull.

„Wir profitieren von Ereignissen wie Terroranschlägen oder Wirtschaftskrisen“, sagt Melchert. „Die Menschen suchen Zuflucht.“ Pro Jahr verkauft Kelter rund 120 Millionen Hefte als Erste Hilfe in Sachen Eskapismus. Im Trend lägen dabei vor allem Adelsromane – ein Segment, das der Verlag in diesem Jahr mit „Die Falkenbergs“ und „Aus dem Tagebuch der Christina von Rothenfels“ weiter beackern möchte.

Groschenroman-Titel

„Wo Heimat draufsteht, ist Heimat drin“

Cora, eine 50-prozentige Tochter des Axel Springer Verlags, beschränkt sich darauf, englischsprachige Kitschautoren zu übersetzen, was die Kundschaft kaum stört. Hauptsache, der Lesestoff ist billig. „Der günstige Preis ist im Moment ein wichtiger Grund für unseren Erfolg“, sagt Cora-Geschäftsführer Thomas Beckmann. Besonders gut liefen Reihen, die an klassischen Ferienschauplätzen spielten, wie „Romana Exklusiv Mittelmeer“. „Die Menschen haben Angst vorm Reisen, wollen aber nicht auf Exotik verzichten“, vermutet er.

Bastei baut als zusätzliche Einnahmequelle auf die Vermarktung seiner Stoffe im Fernsehen. „Dr. Stefan Frank“ konnten nicht nur die Leserinnen des Romans, sondern auch die Zuschauerinnen von RTL vertrauen. Das brachte dem Verlag in den Sendejahren ein Gewinnplus von bis zu fünf Prozent. Wenig bescheiden verkündet Karlheinz Jungbeck, Geschäftsführer der Verlagsgruppe Lübbe, zu der Bastei gehört: „Die Romanhefte sind die Cash-Cow des Unternehmens.“

Das liegt auch an den kargen Honoraren für die Autoren. Zwischen 600 und 1000 Euro zahlen die Verlage für eine 60-Seiten-Geschichte – so viel wie vor 15 Jahren.

Allein von Groschenromanen können die wenigsten Schreiber leben. „Eine Geschichte muss in drei Tagen fertig sein, sonst lohnt es sich nicht“, sagt Marion Schmid, 48, die unter dem Pseudonym „Jenny Kayser“ als eine von rund 100 Schreib-Maschinen für Bastei phantasiert. Entwicklungen beim Stoff gibt es ohnehin kaum. „Im Grunde ist die heile Welt gleich geblieben“, sagt Annely Hahn, 77, die es als „Viola Larsen“ in 50 schaffensreichen Jahren auf ein Œuvre von 1400 Romanen gebracht hat.

Wie die Autoren sind auch die Leser fast ausschließlich Frauen – und die schätzen keine Überraschungen. „Beim Heftroman weiß ich: Wo Heimat draufsteht, ist auch Heimat drin“, sagt Cordula Günther, Heftroman-Forscherin an der Universität Halle.

Sex ist da eher unpassend. Einzig der Cora-Verlag lässt auch mal die Hüllen fallen. Erotik-Reihen wie „Tiffany“ liegen angeblich bei jungen Leserinnen im Trend. „Wir achten aber darauf“, betont Geschäftsführer Beckmann, „keine Grenze zu überschreiten.“ So heißt es dann zum Beispiel in der „Tiffany Sexy“-Reihe: „Dass er sie näher an sich heranzog und begierig ihre Brüste küsste, machte es ihr nicht gerade leichter, ihn aus der Hose zu schälen.“

Während bei Cora immerhin geschält wird, glühen bei Kelter neben den Alpen allenfalls bebende Herzen: „Sekundenlang spielte sie noch die Abweisende, dann gab sie sich ganz dem Feuer hin, das längst in ihr ausgebrochen war.“

MARC GOERGEN

Werbeseite

Werbeseite

IRAK

Debakel in Bagdad

Unter dramatisch verschlechterten Umständen soll diese Woche der US-Zivilverwalter für den Irak, Jay Garner, Bagdad verlassen und endgültig die Verantwortung an seinen Nachfolger Paul Bremer abtreten. Garner, dessen nur dreiwöchige Amtszeit in Washington bereits offen als „Debakel“ bezeichnet wird, hinterlässt ein Land im Chaos: Mehr als 240 Iraker sind in den vergangenen drei Wochen allein in Bagdad durch Gewaltverbrechen ums Leben gekommen. Bei Anschlägen in den Städten Kaim, Falludscha, Tit sowie in Bagdad wurden – nach offiziellen Angaben – sieben US-Soldaten getötet.

Tatsächlich, so berichten irakische Zivilisten in der besonders betroffenen Provinz Anbar westlich von Bagdad, sei die Zahl der Opfer wesentlich höher. Allein in Falludscha, seit Wochen Schauplatz blutiger Auseinandersetzungen zwischen Amerikanern und der lokalen Bevölkerung, sollen mehr als 20 Soldaten ums Leben gekommen sein. Grund für das Versagen von Garners Team, so klagen übereinstimmend irakische Sozialwissenschaftler und Vertreter internationaler Organisationen, sei miserable Polizeiarbeit und eine verhängnisvolle Unkenntnis lokaler Sitten und Gebräuche. In Bagdad zeigen Tageszeitungen Bilder



US-Soldat vor dem Wrack eines Armee-Fahrzeugs in Bagdad

von GIs, die auf offener Straße mit verschleierte Studentinnen fraternisieren; in Anbar beschuldigen örtliche Scheichs die Soldaten, mit Ferngläsern private Wohnungen auszuspähen und Frauen nach Waffen zu durchsuchen. „Die Amerikaner sind schmutzig“, sagt der Vorbetter einer Moschee in Falludscha: „Wenn sie die Stadt nicht freiwillig verlassen, werden wir offiziell zum Dschihad gegen sie aufrufen!“

Die neue Zivilverwaltung will nun vor allem die Autorität der Polizei wieder herstellen. Prominentestes Mitglied in Bremers Team ist der ehemalige New Yorker Polizeichef Bernard Kerik, der

nach den Anschlägen vom 11. September die Sicherheitskräfte am East River kommandierte. Hauptsorge der US-Verwaltung ist die Frage, ob die Übergriffe auf US-Soldaten spontan oder Teil einer organisierten Widerstandsbewegung sind – möglicherweise gesteuert von regime-treuen Kräften oder Saddam Hussein selbst. Der Gesundheitszustand des gestürzten Diktators, so zitierte vergangene Woche das Magazin „al-Schahid“ seine ehemaligen Ärzte, könne jedenfalls besser sein als vielfach angenommen: „Sein Herz ist so gesund, dass Saddam noch jahrelang in einem Keller in Bagdad ausharren könnte.“

PERU

Schwere Bedrängnis

Mit seinem wirtschaftsliberalen Regierungskurs hat sich Staatschef Alejandro Toledo in schwerste Bedrängnis manövriert. Perus Bauern und Gewerkschaften wollen ihn mit einem Volksaufstand aus dem Amt jagen. Toledo rief vergangene Woche für 30 Tage den Ausnahmezustand aus, nachdem eine Streikwelle weite Teile des Landes lahm gelegt hatte. Das Gesetz ermächtigt ihn unter anderem, Militär gegen Demonstranten einzusetzen und Kundgebungen zu verbieten. Bei Auseinandersetzungen mit den Streitkräf-



ten gab es Tote und Verletzte. Dennoch ist ein Ende der Unruhen nicht abzusehen. Lehrer, Krankenschwestern und Justizangestellte fordern Gehaltserhöhungen, Studenten haben sich ihren Protesten angeschlossen.

Toledo folgt bislang den Sanierungsrezepten der internationalen Finanzorganisationen. Peru zahlt pünktlich seine Auslandsschulden, die Regierung förderte die Privatisierung von Staatsbetrieben, im vergangenen Jahr wuchs die Volkswirtschaft um 5,2 Prozent. Aber es ist der Regierung nicht gelungen, die Arbeitslosigkeit zu senken; über die Hälfte der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze. Zwei Jahre nach Amtsan-



Demonstranten, Polizei

tritt hat der Wirtschaftsexperte Toledo große Teile seiner Wahlversprechen nicht erfüllt. Nur rund 14 Prozent der Bevölkerung halten ihm noch die Treue. Seine fähigsten Minister traten zurück, die politische Basis seines Wahlbündnisses Peru Posible ist weggebrochen.

DRITTE WELT

„Marshall-Plan für Afrika“

Der Rockstar Bob Geldof, 48, organisierte vor 18 Jahren mit „Live Aid“ das weltgrößte Benefizkonzert für die Dritte Welt. Seitdem engagiert er sich für Schuldenerlass, mehr Entwicklungshilfe und den Kampf gegen Aids und Hunger.

SPIEGEL: Hunger, Armut, Krieg – hat sich in den letzten 18 Jahren überhaupt etwas geändert in Afrika?

Geldof: Durchaus, damals stand der Kontinent nicht auf der politischen Agenda. Jetzt ist das anders. Bei den Vereinten Nationen und auch bei G-8-Treffen wie in

Evian steht Afrika auf der Tagesordnung.

SPIEGEL: Trotzdem ist doch kaum etwas besser geworden?

Geldof: Die strukturellen Bedingungen für Hungersnöte sind noch immer da. Mit Aids ist eine neue Geißel aufgetaucht. Der Schuldenberg ist gewachsen. Die Globalisierung ist vorangegangen. Deren Regeln machen die reichen Staaten. Sie zwingen die afrikanischen Länder, sich dem Markt zu öffnen, und verhängen gleichzeitig Schutzzölle auf afrikanische Produkte. Hunger, Aids, Schulden und unfaire Handelsbedingungen, das sind die Faktoren, die den Kontinent umbringen.

SPIEGEL: Was ist mit der Korruption und Unfähigkeit afrikanischer Führer?

Geldof: Auch unsere Politiker sind nicht alle sauber. Gegen Chirac wurde ermittelt, Berlusconi steht vor Gericht. Aber unsere Systeme sind stabil genug, um mit Korruption fertig zu werden. Wir müssen die Menschen in Afrika erst mal am Leben erhalten und ihnen die Schulden erlassen. So schaffen wir elementare Bedingungen von Demokratie und Zivilgesellschaft.



Geldof in Äthiopien

ANTONY NUGUNA / REUTERS / ELANCE MEDIA



Elendsregion in Somalia

SPIEGEL: Wie soll das konkret gehen?

Geldof: Wir brauchen einen Marshall-Plan für Afrika. Amerika gab nach dem Zweiten Weltkrieg vier Jahre lang ein Prozent seines Bruttoinlandsprodukts für Europa. Die USA wollten einen gesunden Handelspartner. So sollten wir es mit Afrika auch machen. Das würde noch nicht einmal ein ganzes Prozent kosten, sondern nur 0,16 Prozent. Das können wir uns leisten.

SPIEGEL: Ein weiteres Problem ist Krieg, im Kongo zum Beispiel, wo Kindersoldaten Hunderte Zivilisten massakrieren.

Geldof: Warum sind diese Kinder nicht bei ihren Eltern? Weil die an Aids gestorben

RUSSLAND

Entführung der Seelen

In der orthodoxen Kirche Russlands ist die Diskussion über die Nachfolge des Patriarchen Alexij II. voll entbrannt. Der 74-jährige Kirchenfürst, seit Juni 1990 im Amt, soll sich von einem Gehirnschlag im Oktober vorigen Jahres nicht erholt haben und erscheint immer seltener in der Öffentlichkeit. Der gemäßigt konservative Alexij war als Nachkomme einer baltendeutschen Familie, die zu Zeiten der aus Deutschland stammenden Zarin Katharina der Großen den orthodoxen Glauben angenommen hatte, im Amt ein Mann des Ausgleichs. So zeigte er sich trotz Differenzen zur katholischen Kirche prinzipiell zu einem Dialog mit dem Papst bereit. Ganz anders der aussichtsreichste Nachfolge-Kandidat Kirill, Metropolit von Smolensk und Kaliningrad, mit bürgerlichem Namen Wladimir Gundjajew. Der Angehörige des Heiligen Synod, des leitenden Gremiums der Orthodoxen,



Metropolit Kirill, Patriarch Alexij II.

präsentiert sich als Hardliner und unversöhnlicher Gegner des Vatikans, dem er „Proselytentum, die Entführung der Seelen“ vorwirft. Kirill genießt Unterstützung in der Administration von Präsident Wladimir Putin, der die Kirche als wichtigen Träger seiner großrussischen Staatsideologie nutzt. Schon zu Sowjetzeiten galt Kirill als Kremlfromm. So vertrat er, wohl behütet vom KGB, die russisch-orthodoxe Kirche im Weltkirchenrat in Genf. Präsident Putin verlieh Kirill im Jahr 2000 den Orden „Für Verdienste um das Vaterland“.

TÜRKEI

Schuss vor den Bug

Kraftprobe in Ankara: Kaum ein Vierteljahr nach seinem Antritt als Premier fordert Tayyip Erdogan die türkischen Militärs heraus. Den selbst ernannten Hütern des Erbes von Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk gehen nicht nur die Reformen des Ministerpräsidenten zu weit. Gestützt auf eine satte Mehrheit seiner islamistisch orientierten Gerechtigkeits- und Entwicklungspartei (AKP), will Erdogan das Verbot der kurdischen Sprache in den Massenmedien aufheben und den umstrittenen Artikel 8 der Anti-Terror-Gesetze streichen, der „separatistische Propaganda“ mit harten Strafen belegt. In einem vertraulichen Schreiben an den Regierungschef warnte der Generalsekretär des „Nationalen Sicherheitsrats“, General Tuncer Kilinc, dass die Liberalisierung den Kampf gegen den Separatismus erschwere. Einen Schuss vor den Bug soll Erdogan darüber hinaus von Generalstabschef Hilmi Özkök erhalten haben. Die Militärs befürchten angeblich, dass die AKP-Regierung isla-



SOLANKI BHASKER / BBC / GAMMA / STUDIOX

sind. Allein in Äthiopien gibt es eine Million Aids-Waisen. In einem instabilen Land ist das eine Katastrophe. Die Armeen rekrutieren diese Kinder, deshalb sieht man sie jetzt mit Drogen voll gestopft und mit Waffen in der Hand in den Straßen von Bunia. Wir müssen sofort Friedenstruppen schicken. Es ist militärisch relativ leicht, solche Konflikte zu stoppen, bevor sie explodieren.

SPIEGEL: Warum reagiert der Westen in Afrika immer zu spät?

Geldof: Wir sind gelangweilt, wir sind afrikanüde, wir glauben, es gibt keine Lösung. Aber wenn wir aufgeben, wird Afrika untergehen.

mistische Offiziere, die Opfer von Säuberungsaktionen wurden, rehabilitieren will. Falls Erdogan nicht einlenke, soll Özkök dem Premier im persönlichen Gespräch sogar eine Intervention des Militärs angedroht haben. Mit einem kalten Coup hatte der Generalstab schon 1997 den Erdogan-Ziehvater und ersten islamistischen Premier der Türkei, Necmettin Erbakan, gestürzt.

Türkisches Militär in Istanbul



ABBAS / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

GROSSBRITANNIEN

Kriegsgrund erfunden?

Während Tony Blair vergangene Woche als erster westlicher Staatsmann den Nachkriegs-Irak besuchte, geriet er daheim schwer unter Beschuss. Parteifreunde warfen dem Premierminister und seinen Mitarbeitern vor, Geheimdienst dossiers entstellt und sogar Aussagen des Uno-Waffeninspektors Hans Blix verfälscht zu haben, um einen triftigen Kriegsgrund gegen Saddam Hussein zu schaffen.

Zwar kündigten die Amerikaner am Freitag an, die Suche nach Massenvernichtungswaffen noch zu verstärken. Doch hatte sich bereits herausgestellt, dass die Behauptung, Bagdad verfüge über chemische und biologische Waffen, die binnen 45 Minuten einsatzbereit seien, vergangenen September auf Anweisung aus dem Büro des Premierministers in einen Geheimdienstbericht hineingeschrieben wurde. Der britische Geheimdienst MI6 sei „wütend“ über den Missbrauch seiner Berichte zu politischen Zwecken, hieß es in London. Die Schlapphüte sind eh in Misskredit, seit bekannt wurde, dass angeblich briesante Informationen aus dem Aufsatz eines Studenten abgekupfert wurden. Politisch noch peinlicher könnte die Behauptung der britischen Regierung wirken, Blix besäße eindeutige Beweise für B- und C-Waffen im Irak. So etwas habe

der Uno-Diplomat nie gesagt, betonte sein Sprecher Ewen Buchanan. Selbst Pentagon-Vize Paul Wolfowitz fällt dem treuesten US-Verbündeten in den Rücken: Er bekannte, Washington habe Massenvernichtungswaffen nur aus „bürokratischen Gründen“ als Hauptgrund für den Einmarsch ins Zweistromland genannt – will heißen, ernst genommen haben die Bush-Krieger diese Gefahr nicht. Selbst der von den USA laut herausposaunte Fund zweier auf Lastwagen montierter Bio-



STEFAN ROUSSEAU / AFP

Blair auf Truppenbesuch in Basra

waffen-Labore, in denen ein Kilogramm Kampfstoff pro Monat hergestellt werden könne, entpuppte sich als wenig dramatisch: Die angeblichen Giftküchen, einziger Fund der wochenlangen Fahndung, wurden nie benutzt.

DISSIDENTEN

Wo ist der General?

Acht Wochen nach dem rätselhaften Verschwinden des ehemaligen irakischen Generalstabschefs und Saddam-Beraters Nizar al-Chasradschi aus seinem dänischen Exil gibt es von ihm noch immer keine Spur. Um den Verbleib des 64-jährigen Militärs ranken sich zahllose Gerüchte. Er soll bereits während der amerikanischen Invasion im Norden des Irak bei der Opposition gewesen sein, dann wieder in Saudi-Arabien oder bei anderen arabischen Nachbarn. Auch mit der CIA wurde sein Verschwinden schon in Verbindung gebracht. „Es hat ihn aber niemand wirklich gesehen“, sagt der älteste Sohn Chasradschis, Ahmed. Ursprünglich hatten er und seine Familie befürchtet, Chasradschi sei



Chasradschi

KRISTIAN LINNEMANN / AP

an seinem Exil-Wohnort nahe Kopenhagen vom irakischen Geheimdienst aus Rache entführt worden. „Alle

Indizien sagen aber, wir können optimistisch sein“, macht sich Ahmed Mut, der selbst Stabsoffizier seines Vaters im Irak war und jetzt Asyl in Norwegen hat: „Was uns sorgt, ist, dass wir kein einziges Zeichen von ihm haben.“

Dem Ex-General, der seit dem irakischen Feldzug gegen Iran in seiner Heimat als Nationalheld verehrt wurde, war von vielen Experten eine besondere Rolle in der irakischen Nachkriegsordnung zuge-
traut worden. Die US-

Regierung hatte über einen Emissär Kontakt zu dem Dissidenten gesucht. Daraus schöpft die Familie ihre Hoffnung. „Mein Vater ist nicht hungrig nach Macht“, sagt Ahmed, „aber er ist ein Profi.“

NAHOST

Auf Friedenssuche in Akaba

Heikle Mission für George W. Bush: Beim Doppel-Gipfel in Ägypten und Jordanien will sich der US-Präsident als Krisenmanager beweisen und Israelis wie Palästinenser auf seinen Friedensfahrplan verpflichten. Extremisten in beiden Lagern bedrohen die Initiative Washingtons.

Die Auftritte des Abdullah Ibn al-Hussein waren bislang eher bescheiden. Mal versuchte der junge Mann, besser bekannt als König Abdullah II. von Jordanien, auf dem Wirtschaftsgipfel in Davos zu glänzen, mal durfte er im Berliner Kanzleramt oder in der Londoner Downing Street vorsprechen.

Nach vier Jahren des Hoffens auf staatsmännische Anerkennung könnte es dem jungen Monarchen Mitte dieser Woche erstmals gelingen, aus dem historischen Schatten seines Vaters zu treten. In der arabischen Welt wurde der 1999 verstorbene Souverän Hussein von Jordanien als Hüter islamischer Stätten verehrt, im Westen als Vermittler im nahöstlichen Dauerkonflikt geschätzt. Dem Junior sagen Spötter in Amman allenfalls „das Zeug zum Bürgermeister“ nach.

Voraussichtlich am Mittwoch jedoch darf sich Abdullah II. als Gastgeber für den Nahost-Friedensprozess profilieren. Und sollte es US-Präsident George W. Bush tatsächlich gelingen, Israelis und Palästinenser beim Treffen im jordanischen Akaba auf seinen Friedensplan zu verpflichten, darf sich auch der Monarch im Glanz der historischen Begegnung sonnen.

Mit seinem Auftritt in Akaba will auch George W. Bush an die Erfolge des Vaters George anknüpfen – Vorbild und Vorvorgänger im höchsten Amt Amerikas. Mit der Konferenz von Madrid 1991 hatte der Senior die Grundlagen für die Aussöhnung in Nahost gelegt. Nach mehr als zehn Jahren und fast einem Dutzend Friedensinitiativen, die in der zweiten, bürgerkriegsähnlichen Intifada untergegangen sind, möchte der Sohn den stagnierenden Verhandlungsprozess mit seiner so genannten Roadmap wieder anschieben.

„Wir wollen den Menschen der Region Hoffnung und Ver-

trauen geben“, verkündete das Weiße Haus, bevor Bush zu seiner Parforcetour – sechs Länder in sieben Tagen – aufbrach. Und weil der US-Präsident der Welt beweisen will, dass er nicht nur zum militärischen Oberkommandierenden taugt, sondern auch zum friedensstiftenden Staatsmann, versprach er „konkrete Resultate“.

Ob der Abstecher nach Jordanien und Ägypten die Region wirklich dem Frieden näher bringt, ist trotz der präsidentialen Zuversicht mehr als ungewiss. Abgehakt ist bisher nur die erste Station der Roadmap: Nicht mehr der in Washington verfeimte Palästinenser-Präsident Jassir Arafat führt die Verhandlungen, sondern der neu bestellte Ministerpräsident Mahmud Abbas, den US-Außenminister Colin Powell prompt durch einen Besuch aufwertete.

Das Zugeständnis brachte den zaudernden israelischen Premier Ariel Scharon unter Zugzwang. Um die Bundesgenossen in Washington nicht zu verprellen, setzte er, gegen massive Opposition im eigenen Ka-

binett, die Zustimmung zu Bushs Friedensplan durch – gebunden an mehr als ein Dutzend schwerwiegende Vorbehalte. „Ein kleiner Schritt für Israel“, höhnte das Massenblatt „Jediot Acharonot“, „aber ein riesiger Schritt für Scharon.“

Aber ist der alte Hardliner tatsächlich zu jenen „schmerzhaften Kompromissen“ bereit, die er immerhin versprochen hat? Wird es Palästinenser-Premier Abbas gelingen, die Serie von Selbstmordattentaten und blutigen Anschlägen zu stoppen?

Fanatische Friedensgegner beider Seiten haben Widerstand angekündigt. „Es gibt keine Waffenruhe“, droht Hamas-Führer Scheich Ahmed Jassin, nachdem sich Premier Abbas in Gaza um ein Stillhalteabkommen mit militanten Muslim-Organisationen bemüht hatte. Dass sich moderate Muslim-Führer durchsetzen, die eine vorläufige Feuerpause propagieren, gilt als wenig wahrscheinlich. Jüdische Ultras wiederum schimpften die Roadmap einen „Weg zur Hölle“, verunglimpften die eige-



Verhandlungspartner Powell und Abbas*, Scharon: „Die Menschen müssen Fortschritte sehen, sonst werden

* Am 11. Mai im westjordanischen Jericho.



Israelischer Protest gegen den Siedlungsbau
„Was stattfindet, ist eine Besatzung“

ne Regierung als „fremden Herrscher“ und gelobten einen „harten Kampf“ – notfalls unter „Einsatz von Waffengewalt“.

Allen Friedenshoffnungen zum Trotz ging der alltägliche Kleinkrieg weiter: Vorvergangene Woche schlugen mehrfach selbst gebaute Kassem-Raketen in den israelischen Wüstenort Sderot ein; vorletzten Freitag nahmen Palästinenser im Gaza-Streifen einen Siedler-Bus unter Feuer. Am vergangenen Donnerstag zerstörten israelische Panzer die Häuser von Selbstmordattentätern und drangen bei der Jagd auf Militante ins Flüchtlingslager Dschenin ein.

Ministerpräsident Scharon hingegen, Vater der Siedlerbewegung und Vorkämpfer für militärische Lösungen, schien zumindest vergangene Woche zum Einlenken bereit. Jedenfalls überraschte er seine kon-

Verhasste Nachbarn

Jüdische Siedlungen in Palästina



servativen Fraktionskollegen mit der Offenbarung: „Die Vorstellung, es sei möglich, dreieinhalb Millionen Palästinenser fortgesetzt unter Besatzung zu halten – ihr mögt das Wort nicht mögen, aber was stattfindet, ist eine Besatzung –, diese Vorstellung ist schlecht für Israel, für die Palästinenser und für Israels Wirtschaft.“

Fünfmal wiederholte Scharon während der tumultartigen Sitzung den unter rechten Israelis verpönten Begriff „Besatzung“ und fragte vor laufenden Kameras: „Wollt ihr ewig in Dschenin, Nablus, Ramallah und Betlehem bleiben?“

Der semantische Tabubruch Scharons, der als General einst befohlen hatte, die Bezeichnung „besetzte Gebiete“ durch den Ausdruck „verwaltete Gebiete“ zu ersetzen, schockierte nicht nur stramme Likud-Anhänger; vor allem die Zeloten der Siedler-Bewegung waren entsetzt. Die Vorkämpfer eines Groß-Israel, die den religiösen Anspruch auf das Land zwischen Mittelmeer und Jordan zum Dogma erhoben haben und das Westjordanland nur „Judäa und Samaria“ nennen, witterten „Verrat an der Sache des Zionismus“.

Am Tag nach dem öffentlichen Aufschrei ruderte Scharon zwar zurück: „Wir sind

keine Besatzer. Das ist das Heimatland des jüdischen Volkes.“ Doch der alte Strategie, der wie kein anderer Siedlungsprogramme betrieben hatte, weiß sich in einer Position der Stärke: Nach zwei überwältigenden Wahlsiegen ist er der unangefochtene Führer des Likud. Und sollten die rechtsreligiösen Partner aus der Regierung ausseren, steht die Arbeitspartei bereit.

Deswegen konnte der Premier offen aussprechen, was längst gesellschaftlicher Konsens ist: Israels Mehrheit wünscht die Tren-

nung von den Palästinensern, selbst wenn dafür ein kleines Stückchen biblischer Heimat geopfert werden muss.

So passt die Roadmap denn auch ins Konzept. Die Initiative des US-Präsidenten, an der auch Uno, EU und Russland mitgearbeitet haben, sieht einen Dreistufenplan vor, bei dem bis zum Jahr 2005 an der Seite Israels ein „unabhängiger, demokratischer und lebensfähiger palästinensischer Staat“ entstehen soll.

Statt der Abfolge von Leistungen und Gegenleistungen setzt die Roadmap auf parallele Marschrouten zum Frieden. Während die Palästinenser dem Terror ein Ende bereiten, beginnt die israelische Armee gleichzeitig mit dem Rückzug aus Dörfern und Ballungsgebieten; mit freien Wahlen in den Autonomiegebieten geht der Baustopp innerhalb jüdischer Siedlungen einher.

In der zweiten Phase – ursprünglich geplant bis Ende des Jahres – folgt die Gründung eines palästinensischen Staates mit provisorischen Grenzen, bevor ab 2004 im Rahmen einer internationalen Konferenz über das endgültige Territorium, die Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge und die Zukunft Jerusalems entschieden



„sie den Friedensprozess nicht unterstützen“



DAVID SILVERMAN / GETTY IMAGES

Palästinensischer Widerstand gegen israelisches Militär*: „Es gibt keine Waffenruhe“

wird. Allerdings sind auf Scharons Karten für den „lebensfähigen Palästinenser-Staat“ bestenfalls noch rund zwei Drittel des Westjordanlands eingeplant: Kein zusammenhängendes Gebiet, sondern drei Kantone, die zudem durch Siedlungsblöcke mit mehr als 225 000 Israelis in leicht kontrollierbare Felder geteilt werden.

Obendrein ist der geografische Flickenteppich zusätzlich durch ein Netzwerk von „Siedlerstraßen“ zerlegt – breite Verkehrserschneisen zur Umgehung der palästinensischen Enklaven. Die Grenze zum Kernstaat Israel wird derweil durch eine weit nach Osten vorgeschobene Sicherheitsbarriere abgeriegelt.

Die Besitzansprüche entlarven Scharons Angebot „vertrauensbildender Maßnahmen“ denn auch eher als taktisches Manöver. Der Gründervater der jüdischen Kolonisation scheint sich nicht wirklich von seinen ideologischen Überzeugungen verabschiedet zu haben, sondern versucht sich an der Quadratur des Kreises: Während er als kompromissbereite Friedenstaube erscheinen will, sollen Siedler und Sicherheitskräfte im Westjordanland, dem Gaza-Streifen und Jerusalem fleißig Israels Besitzansprüche zementieren.

Wie schwer sich die Kontrahenten selbst mit den ersten Schritten entlang der Roadmap tun, bewies das „sehr positive“ Arbeitstreffen vom vergangenen Donnerstag. Scharon

forderte „energisches Eingreifen zum Stopp des Terrors: Die Zellen müssen zerschlagen, ihre Mitglieder hinter Gitter gebracht und illegale Waffen beschlagnahmt werden“.

Amtskollege Abbas gelobte, die militanten Friedensgegner im Gaza-Streifen unter Kontrolle zu bringen, und präsentierte Gegenforderungen: ein Ende von Ausgangssperren und Straßenblockaden, die Arbeiterlaubnis für 25 000 ausgesperrte Palästinenser und die Freilassung von eingesperrten Landsleuten. „Die Menschen müssen sehen, dass es Fortschritte gibt“, plädierte der Premier, „sonst werden sie den Friedensprozess nicht unterstützen.“

Zwar versprach Scharon den Abzug israelischer Truppen aus den „Zentren der palästinensischen Städte“ und Gesten des Entgegenkommens. Die Streitfragen der Roadmap aber wollen beide Seiten erst bei ihrem Gipfeltreffen in Akaba erörtern –

und hoffen besonders auf Vermittlung durch das Weiße Haus in Washington.

Israels Ministerpräsident will vor allem den Ausbau der umstrittenen jüdischen Siedlungen bis zum Ende des Friedensprozesses fortführen und bis dahin allenfalls „illegale Außenposten“ räumen lassen. Wichtiger noch: Im Gegenzug für die Anerkennung des Palästinenser-Staats soll Abbas – selbst ein Vertriebener aus dem Norden Israels – zum Auftakt der Verhandlungen auf die Rückkehransprüche der Flüchtlinge verzichten. Dass die vier Millionen Palästinenser eines Tages tatsächlich heimkehren, ist zwar völlig illusorisch, aber dieses Eingeständnis wäre „für unseren Premier“, so einer seiner Berater, „politischer Selbstmord“.

Um die Position Israels auf Zugeständnisse abzuklopfen,

schickte George Bush ein diplomatisches Vorauskommando nach Jerusalem. Ägyptens Präsident Mubarak soll beim Treffen der arabischen Staaten in Scharm al-Scheich ausloten, wo es auf Palästinenser-Seite Bewegungsspielraum gibt.

Fraglich bleibt, ob Bush tatsächlich bereit ist, den Freund und „Mann des Friedens“ Scharon unter Druck zu setzen. Unmittelbar vor dem Auftakt zum nächsten Präsidentschaftswahlkampf kann es sich Bush nicht leisten, auf Spenden und Stimmen der jüdischen Lobby und der religiösen Rechten zu verzichten.

Ein Scheitern des Akaba-Gipfels ist dennoch wenig wahrscheinlich. Ariel Scharon möchte in Washington nicht als ewiger Hardliner erscheinen, und Mahmud Abbas will den Verhandlungstisch nicht unter dem Vorwurf verlassen, er habe – wie Jassir Arafat im Juli 2000 beim Gipfel in Camp David – aus purem Starrsinn eine Gelegenheit zum Frieden verspielt.

Diplomaten und Juristen feilen daher unter Führung Washingtons bereits an der „Deklaration von Akaba“.

Und Monarch Abdullah, als direkter Nachbar vom israelisch-palästinensischen Dauerkonflikt durchaus betroffen, dürfte von dem Vierer-Treffen in jedem Fall profitieren:

US-Präsident Bush, der unlängst Jordaniens Hilfe im Irak-Krieg mit 800 Millionen Dollar entlohnt hatte, soll bereits weiteres Verständnis für die finanziellen Sorgen seines Gastgebers signalisiert haben.

STEFAN SIMONS



LURIEL SINAI / GETTY IMAGES

Palästinensischer Selbstmordanschlag, Helfer*: „Zellen zerschlagen“

* Oben: im westjordanischen Flüchtlingslager Balata; unten: am 19. Mai im nordisraelischen Afula.

Kamal Charrasi

will sich auch von den jüngsten und bislang massivsten Vorwürfen Washingtons an die Regierung in Teheran nicht beeindrucken lassen. Der iranische Außenminister Charrasi, 58, der in vorrevolutionären Zeiten in den USA promovierte und später den Gottesstaat als Botschafter bei der Uno in New York vertrat, gilt im Kabinett des eher liberalen Regierungschefs Mohammed Chatami als Vertreter jener Konservativen, die sich mehr dem religiösen Führer Ajatollah Ali Chamenei verpflichtet fühlen – und die durch die scharfen Töne Washingtons ihre alten Feindbilder



PETRYAN HOOSHMANDZADEH / PANOS

bestätigt sehen. Die Falken um US-Präsident George W. Bush, allen voran Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, scheinen nach Bagdad auch gleich in Teheran aufräumen zu wollen. Sie beschuldigen Iran, heimlich an der Atombombe zu bauen, al-Qaida-Terroristen Unterschlupf zu gewähren, angeblich in einer alten Jagdhütte des ehemaligen Schahs. Während US-Außenminister Colin Powell noch Gesprächsbereitschaft signalisierte, warnte Rumsfeld die Mullahs, Einfluss in Bagdad zu nehmen: Washington werde allen Versuchen, „den Irak nach dem Vorbild Irans neu zu schaffen, aggressiv entgegenzutreten“.

SPIEGEL - GESPRÄCH

„Wir sollen der Sündenbock sein“

Der iranische Außenminister Kamal Charrasi über Teherans Beistand für die schiitischen Glaubensbrüder im Irak, die Machtprobe Irans mit Bushs Amerika und die Chancen für einen Frieden im Nahen Osten

SPIEGEL: Herr Minister Charrasi, mit ähnlicher Begeisterung wie 1979 die Iraner Ajatollah Ruhollah Chomeini in Teheran empfangen die Iraker Ajatollah Mohammed Bakir al-Hakim, der im Mai nach rund 20 Jahren im iranischen Exil in seine Heimat zurückkehrte. Flackert das Feuer der islamischen Revolution wieder auf?

Charrasi: Auch ich bin sehr glücklich, dass unser Gast in seine Heimat zurückkehren konnte. Aber Sie dürfen die Verhältnisse im damaligen Teheran nicht mit denen im

heutigen Irak vergleichen. Außerdem wollen wir unser islamisches Modell nicht unbedingt auf unser Nachbarland übertragen. Die Iraker sollen selbst entscheiden, welcher Weg für sie der richtige ist.

SPIEGEL: Erlebt der schiitische Islam nach dem Sturz Saddam Husseins und der Befreiung der religiösen Zentren Kerbela und Nadschaf eine Renaissance?

Charrasi: Wir erfahren im Irak die Erleichterung und Begeisterung einer Bevölkerung, die unter dem Tyrannen Saddam um ihre Rechte gebracht wurde. Jetzt verschaffen sich Jahrzehnte der Unterdrückung Luft. Vergessen Sie nicht, dass die heiligen Städte Nadschaf und

Kerbela Millionen Schiiten verschlossen waren.

SPIEGEL: Der Eifer Ihrer Glaubensbrüder im Irak verstärkt die Angst Washingtons vor einem schiitischen Krisenbogen, der sich von Teheran über Bagdad bis Saudi-Arabien erstreckt, in dessen ölreichem Osten die Schiiten etwa die Hälfte der Bevölkerung stellen.

Charrasi: Die Fehleinschätzungen der USA werden für sie zum Problem. Die irakischen Schiiten, über 60 Prozent der Bevölkerung, wollen sich an der künftigen Machtverteilung im Irak entsprechend beteiligen. Aber sie sind bestimmt nicht Teil eines so genannten schiitischen Krisenbo-

* Am 11. Mai bei der Heimkehr aus dem Teheraner Exil. Das Gespräch führten die Redakteure Dieter Bednarz und Erich Follath in Teheran.

Schiiten-Führer Hakim, jubelnde Iraker in Nassirija*: „Die Iraker sollen selbst entscheiden, welcher Weg für sie der richtige ist“



BEHROUZ MEHRI / AFP

gens. Den gibt es nur in der Vorstellung mancher Amerikaner.

SPIEGEL: Sie können doch gar nicht ausschließen, dass der revolutionäre Funke von Teheran auf den Irak oder Saudi-Arabien überspringt.

Charrasi: Wer sagt, dass die Iraker dem iranischen Vorbild folgen mögen? Sie wollen eine Regierung, die den Islam respektiert und in der ihre Religion eine zentrale Rolle spielt.

SPIEGEL: Das kann, wie die USA befürchten, auf einen Scharia-Staat hinauslaufen.

Charrasi: Es kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Bei uns bildet die Scharia, die islamische Gesetzes- und Lebensvorschrift, die Grundlage für unser Handeln. Dennoch verabschiedet unser Parlament Gesetze, genauso wie Ihre Volksvertreter.

SPIEGEL: Das lässt sich schlecht vergleichen. Bei Ihnen hat doch der religiöse Führer das letzte Wort.

Charrasi: Es ist nun mal unser Modell, aber nur eine Variante des islamischen Wegs.

SPIEGEL: Wahre Demokratie werden Sie nur erreichen, wenn auch in der islamischen Welt künftig Staat und Religion getrennt werden.

Charrasi: Das sieht unsere Verfassung, die seinerzeit von der Mehrheit der Bevölkerung angenommen wurde, nicht vor. Bei unserem Modell der Welajat-e Fakih, der Herrschaft des religiösen Rechtsgelehrten, kann man diese Trennung auch gar nicht vornehmen.

SPIEGEL: Aus Angst vor einem zweiten Gottesstaat hat US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld erst vergangene Woche Teheran wieder sehr nachdrücklich gewarnt, sich nicht in die innere Angelegenheit des Irak einzumischen.

Charrasi: Daran können Sie die Unkenntnis der Amerikaner erkennen. Die USA verstehen nicht, was im Irak tatsächlich vorgeht. Sie sehen nur, dass es nicht so läuft, wie sie es sich gewünscht haben. Jetzt suchen sie nach Schuldigen, wie sie das schon immer gemacht haben.

SPIEGEL: Aus Ghom, dem Zentrum der schiitischen Lehre in Iran, haben Religionsführer an die Iraker appelliert, jeglichen amerikanischen Einfluss zu bekämpfen. Spricht diese Aufforderung Ihnen aus dem Herzen?

Charrasi: Sosehr wir uns über den Sturz Saddams freuen: Für die Intervention im Irak gab es keine Billigung durch den Sicherheitsrat der Uno. Die Kriegerkoalition hat nur in ihrem eigenen Namen gehandelt. Deshalb sollte sie ihre Truppen abziehen. Ihre Soldaten sind Besatzer, die im Irak nichts verloren haben.

SPIEGEL: Die Vereinten Nationen aber würden Sie als ordnende Macht akzeptieren?

Charrasi: Die Uno muss eine zentrale Rolle übernehmen. Dass die USA der Weltgemeinschaft diese Rolle jedoch tatsächlich zugestehen, sehe ich nicht. Dabei müsste es eigentlich im Interesse Amerikas sein, die Vereinten Nationen als neutrale Instanz mit einzubeziehen.

SPIEGEL: Ein prowestlicher Irak mit US-Stützpunkten wäre ein Alptraum für Sie.

Charrasi: Nun, vorerst hoffen wir auf eine Regierung, die nicht von den Amerikanern bestimmt wird, sondern von den Irakern.

SPIEGEL: Dürfen wir aus Ihrer Zurückhaltung schließen, dass Sie sich mit den USA

nistan-Problem, jüngst erst um die Irak-Frage.

SPIEGEL: Verteufeln Sie die USA denn weiterhin als den „großen Satan“?

Charrasi: So ist das nun mal: Die Amerikaner zählen uns zur „Achse des Bösen“, wir halten die USA für den „großen Satan“.

SPIEGEL: Der religiöse Führer und politische Chomeini-Erbe Ajatollah Ali Chamehnei hat Präsident George W. Bush erst kürzlich noch mit Hitler verglichen.

Charrasi: Die Vergleiche, die Washington zieht, sind auch nicht sehr schmeichelhaft. Sie zeigen die gespannte Atmosphäre.



Führer Chamenei (M.), Chatami*: „Gespannte Atmosphäre“



Atomreaktor in Buschehr: „Teilhabe am Fortschritt“?

bereits auf eine Nachkriegsordnung für den Irak geeinigt haben?

Charrasi: Sicherlich haben wir mit den USA nach dem Sturz Saddam Husseins gesprochen. Wir verfügen schließlich über Einfluss in unserem Nachbarland.

SPIEGEL: In Genf, auf neutralem Schweizer Boden, sollen Sie bereits insgeheim mit Washington über eine diplomatische Annäherung verhandeln.

Charrasi: Diese Gespräche haben überhaupt nichts zu tun mit bilateralen Beziehungen zwischen Washington und Teheran. Dort ging es um das Afgha-

SPIEGEL: Präsident Mohammed Chatami soll dennoch zum Dialog bereit sein. Sein Amtsvorgänger Ali Akbar Haschemi Rafsandschani hatte sogar eine Volksabstimmung über die US-Beziehungen erwogen.

Charrasi: Der Kurs in der Außenpolitik wird von der Regierung bestimmt, nicht durch ein Referendum. Obwohl wir sonst mit vielen Ländern den Dialog pflegen, auch wenn wir mit ihren Führungen nicht einer Meinung sind, kommt bei den USA noch etwas hinzu: Wir glauben nicht, dass sie tatsächlich schon reif für Gespräche mit uns sind. Solche Begegnungen müssten auf der Basis der Achtung und des Respekts stattfinden. Stattdessen bedrohen und verletzen sie uns. So eine Atmosphäre vergiftet jeden Dialog.

SPIEGEL: Wenn Sie sich nicht arrangieren, könnte Ihr Land als nächstes ins Fadenkreuz der USA geraten.

Charrasi: Anders als der Irak unter Saddam sind wir keine Diktatur, sondern eine Demokratie. Zudem missachten wir keine internationalen Gesetze. Deshalb sorgen wir uns nicht, das nächste Opfer eines Militärschlags zu werden.

SPIEGEL: US-Verteidigungsminister Rumsfeld nennt Ihre Regierung eine andere Form der Diktatur und wirft Ihnen vor, Mitgliedern des Terrornetzwerks al-Qaida Unterschlupf zu gewähren.

Charrasi: Wer unsere Demokratie eine Diktatur nennt, macht sich schlicht lächerlich. Und was al-Qaida angeht, sollten die USA es besser wissen. Wir haben gegen die Organisation gekämpft, haben Mitglieder festgenommen und in ihre Heimatländer zurückgeschickt. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 haben wir dem amerikanischen Volk ausdrücklich unser Mitgefühl ausgesprochen. Auch die Anschläge Mitte Mai in Saudi-Arabien, denen über 30 Menschen zum Opfer fielen, wurden von uns verdammt. Das hatte nichts mit Befreiungskampf zu tun, das war Terrorismus.

SPIEGEL: Trotzdem wird der Druck der einzig verbliebenen Weltmacht auf Ihr Land weiter zunehmen.

* Bei Chatamis Amtseinführung am 8. August 2001; links: Ex-Präsident Rafsandschani.

Charrasi: Den halten wir doch schon seit unserer Revolution aus, wobei die jetzige US-Regierung ihn noch einmal verstärkt. Aber solange wir die Unterstützung unserer Bevölkerung haben, werden wir auch diesem Druck der USA widerstehen.

SPIEGEL: Gerade der Rückhalt in der Bevölkerung schwindet rapide. In einem offenen Brief haben jüngst mehr als die Hälfte der Parlamentsabgeordneten umfassende Veränderungen eingefordert.

Charrasi: Daran sehen Sie, dass wir eine freie Gesellschaft sind. Außerdem wird auch Ihre Regierung in Berlin derzeit im Streit um Reformen kritisiert.

SPIEGEL: Der stellvertretende Parlamentspräsident und Bruder des Präsidenten, Mohammed Resa Chatami, hat die Führung aufgefordert, endlich „Respekt für die De-

SPIEGEL: Gerade die Beziehungen zu Ihren europäischen Freunden werden durch Irans Streben nach Nuklearwaffen gefährdet. Die Verhandlungen um ein Handels- und Kooperationsabkommen mit der EU leiden bereits darunter, dass Sie insgeheim nach der Atombombe streben.

Charrasi: Verstecken können wir auf diesem Gebiet überhaupt nichts, und das wollen wir auch nicht. Weil wir uns im eigenen Interesse um Transparenz bemühen, unterstehen unsere Anlagen der Aufsicht der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) in Wien. So wird unser Projekt in Natans gerade von Experten aus Österreich untersucht und ein Kontrollsystem installiert. Wir sind also nicht nur entsprechenden Abkommen beigetreten, sondern halten sie auch ein.

SPIEGEL: Dass Israel nach wie vor zu Ihren Feindbildern zählt, bestreiten Sie nicht?

Charrasi: Zumindest erkennen wir Israel nicht als legitimen Staat an. Falls sich Israelis und Palästinenser tatsächlich auf eine Zwei-Staaten-Lösung einigen sollten, ist das deren Angelegenheit. Wir würden einen solchen Schritt nicht blockieren.

SPIEGEL: Unterstützen würden Sie diese Lösung aber auch nicht?

Charrasi: Wir glauben an die Ein-Staat-Lösung des Konflikts. In einem demokratisch regierten Land sollten dann Christen, Juden und Muslime gemeinsam leben.

SPIEGEL: Bis dahin aber unterstützt Teheran die schiitischen Hisbollah-Milizen, die vom Südlibanon aus Israel bedrohen.

Charrasi: Die Hisbollah hat doch nichts mit dem Palästina-Konflikt zu tun.

SPIEGEL: Von Raketenangriffen auf den Norden Israels einmal abgesehen.

Charrasi: Die Hisbollah ist eine libanesische Organisation, die den von Israel besetzten Süden ihres Landes befreit hat. Bei dem Libanon-Besuch von Staatspräsident Chatami Mitte Mai konnte auch ich mich davon überzeugen, welch hohes Ansehen die Hisbollah genießt, die als Partei im Beiruter Parlament vertreten ist.

SPIEGEL: Nennen Sie das auch Freiheitskampf, wenn Palästinensergruppen wie Hamas und Islamischer Dschihad nicht nur israelische Soldaten in den besetzten Gebieten angreifen, sondern auch Selbstmordanschläge auf Zivilisten verüben?

Charrasi: Sie müssen die Lage dieser Leute verstehen, die keine andere Möglichkeit haben, ihre Verzweiflung auszudrücken. Die Palästinenser ihrerseits sind doch selbst Opfer der israelischen Aggression, die täglich Tote fordert. Der Widerstand wird erst mit dem Abzug der Besatzer enden.

SPIEGEL: In Jordanien wollen Israelis und Palästinenser unter der Schirmherrschaft von US-Präsident Bush den Friedensfahrplan, die Roadmap, vorantreiben. Geben Sie der Initiative eine Chance?

Charrasi: Wir sind nicht wirklich von diesem neuen Vorstoß überzeugt, weil er nicht gerecht ist. Auf der einen Seite stehen die Israelis mit der ganzen Macht Amerikas im Rücken, auf der anderen die armen Palästinenser. Und die Europäische Union, die zu vermitteln versucht, hat nicht den geringsten Einfluss auf Israel.

SPIEGEL: Sollte das Blutvergießen in Nahost kein Ende finden, werden die USA auch Ihrem Land die Schuld geben. Fürchten Sie die Rolle des bösen Buben?

Charrasi: Die ganze Politik der USA zielt darauf ab, dass wir der Sündenbock sein sollen. Aber den Gefallen tun wir ihnen nicht. Wir sind entschlossen, eine positive Rolle zu spielen. Iran ist fester Bestandteil dieser Region. Niemand wird uns von unserem Platz verdrängen, schon gar nicht Fremde, die hier nichts zu suchen haben.

SPIEGEL: Herr Minister Charrasi, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



VAHID SALEMI / AP

Protest gegen die USA und Israel*: „Washingtons Vergleiche sind nicht schmeichelhaft“

mokratie zu zeigen“. Deutlicher kann man in Teheran Missstände nicht beklagen.

Charrasi: Auch solche Äußerungen müssen wir tolerieren. Es ist ein Zeichen von politischer und gesellschaftlicher Reife, wenn wir diese Freiheit gewähren und aus Kritik lernen.

SPIEGEL: Die Reformer beklagen auch die völlige Isolation Irans und fordern eine aktivere Diplomatie. Bietet die Annäherung an Europa eine Perspektive?

Charrasi: Ich bin durchaus zur Selbstkritik bereit. Auch wenn man sein Bestes gegeben hat, muss man Fehler akzeptieren. Doch gerade was Europa anbelangt, erfreuen wir uns, im gegenseitigen Interesse, guter Beziehungen. Besonders Deutschland spielt eine herausragende Rolle. Wir würden uns jedoch wünschen, dass Ihr Land noch aktiver wird, auch auf wirtschaftlicher Ebene.

SPIEGEL: Der nächste IAEA-Bericht, heißt es aus Washington, soll Mitte des Monats deutliche Kritik an Ihrem Atomprogramm üben. Der US-Staatssekretär im Außenamt, John Bolton, hält Irans Atomprogramm für gefährlicher als das von Nordkorea.

Charrasi: Die USA wollen nicht, dass wir Zugang zur zivilen Nukleartechnologie finden. Aber solange wir alle Auflagen einhalten, haben wir ein Anrecht auf Teilhabe an diesem Fortschritt. Die Industrienationen sind sogar verpflichtet, uns dabei zu helfen, wenn sie denn über Verantwortungsbewusstsein verfügen.

SPIEGEL: Da Israel Atomwaffen besitzt, liegt der Verdacht doch nahe, dass Sie nach einem Gegengewicht suchen und selbst nach der Atombombe streben.

Charrasi: Nein, wir wollen, dass alle Massenvernichtungswaffen im Nahen Osten zerstört werden. Wir fordern eine sichere Region, kein atomares Wettrüsten.

* Während des Irak-Kriegs in Ghom.



Demokratische Präsidentschaftsbewerber*, Senatorin Clinton: „Närrische Saison“

USA

Aufstand der Zwerge

Bemüht suchen sich neun Präsidentschaftsbewerber der Demokraten gegen Bush in Stellung zu bugsieren. Doch Chancen hätte wohl nur Hillary Clinton.

Geht es nach Julia Hicks, führen Amerikas Demokraten im nächsten Jahr ihren Kampf um die Wiedereroberung des Weißen Hauses unter dem Schlagwort: „Weg mit dem Dorfdepp aus Texas.“ Dass die Vizevorsitzende der Demokratischen Partei in Colorado unter die politische Gürtellinie ihrer in Washington herrschenden Gegner zielt, ist indes nicht Ausdruck überbordenden Kampfesmut.

Mit ihrem Tiefschlag bringt Hicks vielmehr die Verzweiflung ihrer Parteifreunde auf den Punkt. Die macht sich unter den Demokraten breit, seit Anfang Mai „neun Zwerge“ („New York Times“) antraten, das Wahlvolk für ihren Versuch zu begeistern, den Republikaner George W. Bush aus dem Weißen Haus zu vertreiben.

Erkennbarer Erfolg blieb den Aspiranten bislang verwehrt. Die meisten von ihnen sind nicht nur der breiten Öffentlichkeit erschreckend unbekannt, sondern auch demokratischen Stammwählern.

Und selbst die bekanntesten, die Senatoren Joe Lieberman und John Kerry etwa, umfängt zweifelhafte Publizität: den einen als Vize Al Gores, des Wahlverlierers von

2000, den anderen als Ehemann der Ketchup-Erbin Teresa Heinz, deren Tomatensoße weit populärer ist als der Politiker.

Glanzlose Empfehlungen bringt auch der langjährige Fraktionschef im Washingtoner Repräsentantenhaus, Richard Gephardt, mit: Von ihm geführt, verloren die Demokraten beide Kammern des Kongresses an die Republikaner.

In einer derart ausgebrannten Truppe mutieren sogar farblose Bewerber wie Vermonts Ex-Gouverneur Howard Dean, Florida-Senator Bob Graham und dessen Amtskollege John Edwards aus North Carolina zu Hoffnungsträgern. Dies umso mehr, weil die übrigen drei Aspiranten selbst von Parteistrategen als „Produkte der närrischen Saison“ eingestuft werden:

Carol Moseley-Braun, einzige Frau unter den neun, machte als Senatorin aus Chicago vor allem durch allerlei Skandale auf sich aufmerksam; Reverend Al Sharpton hingegen, neben Braun der zweite Schwarze im Reigen, setzte im Kampf für seine „brothers and sisters“ auf Feuer speisende Rhetorik, die selbst Gesinnungsgegnossen als Volksverhetzung empfanden.

Auch Dennis Kucinich, Abgeordneter aus Ohio, gilt als „fringe candidate“, als Bewerber vom äußersten Rand. Der erzliberale Kriegsgegner sammelt mit seinem Eintreten für soziale Rechte zwar die organisierte Arbeiterschaft. Den wahlentscheidenden Wechselwählern ist der Gewerkschaftsliebhaber jedoch ebenso suspekt wie der Rest der „neun Zwerge“.

Die üben deswegen den Aufstand – gegen einen nach dem Sieg im Irak überaus populären Präsidenten Bush. Ihre zunehmend lauter werdenden Angriffe zielen auf zwei vermeintliche Schwachstellen des Republikaners – die kritische Wirtschaftslage der Supermacht und Fehlschläge im Krieg gegen den Terrorismus.

Lieberman ging Bush jetzt frontal an: „Wann sagt der Präsident dem amerikani-

schen Volk, dass wir wahrscheinlich drei, vier oder gar zehn Jahre lang Tausende Soldaten und viele Milliarden Dollar in den Irak schicken müssen?“

Das sei eine „riskante Strategie“, fürchten Experten wie der Parteienforscher Thomas Mann von der Brookings Institution. Denn sie baue darauf, dass negative Entwicklungen die Wähler dazu bringen, „die Gauner rauszuschmeißen“ aus dem Weißen Haus.

Gleitet die Weltmacht erneut in eine Rezession, könnte Bush Junior das gleiche Schicksal widerfahren wie dem Vater: Der schwamm 1991 nach seinem Golfkrieg auf einer Woge von 91 Prozent öffentlicher Zustimmung – und verlor im Jahr darauf gegen einen ziemlich unbekannten Provinzhäuptling aus Arkansas, gegen William Jefferson Clinton.

Das zweite Kalkül demokratischer Wahlkampfplaner grenzt fast schon an Vaterlandsverrat: Weitere Anschläge von Bin Ladens al-Qaida nach dem Muster von Saudi-Arabien und Marokko sowie verlustreiche und kostspielige Befriedungsaktionen im Zweistromland und am Hindukusch könnten den Mythos des Kriegshelden Bush zerdeppern.

Gelingt es den neun Zwergen jedoch nicht, in den kommenden Monaten Boden gut zu machen gegenüber dem Amtsinhaber, könnte in der Partei schon bald der Ruf nach einem Retter in der Not laut werden – nach Hillary Clinton.

Viele Demokraten sehen in ihr die einzig mögliche Galionsfigur. Sie wissen, dass Hillary die Parteibasis mobilisieren und vor allem ins Bush-Lager abgewanderte „Wohlstandsmütter“ heimbringen dürfte. Möglich, dass die Partei in ihrer Not die Senatorin aus New York in die Pflicht nimmt. Dann würde Hillary statt 2008 schon nächstes Jahr als demokratische Jeanne d'Arc gegen den Kriegsherrn im Weißen Haus antreten.

SIEGESMUND VON ILSEMANN

* Dennis Kucinich, Richard Gephardt, Al Sharpton, Joe Lieberman, Carol Moseley-Braun, Howard Dean, John Edwards, Bob Graham, John Kerry.

CHINA

Denkmal für die Genossen

Der gewaltige Drei-Schluchten-Damm am Yangtze ist seit Sonntag geschlossen. Experten warnen, der Stausee könne später wegen zu großer Umweltbelastungen umkippen.

Wang Rong und seine Frau Ying kommen von ihrer alten Heimat nicht los. Jeden Tag pilgern sie den Hang zum Fluss hinunter, holen ihr Verkaufswägelchen mit Zigaretten und Feuerzeugen aus einem Verschlag und warten auf Kunden.

Das Geschäft geht nicht gut, denn das Uferviertel der Yangtze-Stadt Wushan sieht aus wie nach einem Krieg. Nur eine Steinwüste, aus der ein paar Mauerreste ragen, blieb übrig von den Gassen, durch die einst Träger ihre Lasten zu den Schiffen schleppten, vorbei an dampfenden Garküchen und alten Leuten, die sich vor

mit dem größten Damm der Welt bändigen. Bis zum 15. Juni soll das Wasser hinter der Staumauer auf 135 Meter Höhe steigen und sich im Jahr 2009 bei der 175-Meter-Marke einpegeln.

In den braunen Fluten werden gut 1500 Städte und Dörfer ganz oder teilweise verschwinden. Rund 1,5 Millionen Menschen müssen ihre Heimat verlassen. Wie die Wangs fanden viele in neuen Trabantenvierteln ein Zuhause, andere wurden zum Umzug in fremde Provinzen gezwungen.

Je näher die Fertigstellung des Damms rückt, desto heftiger mahnen chinesische Umweltschützer, das etwa 600 Kilome-



Zwangsumsiedler in Fengjie: Eine Steinwüste wie nach einem Krieg

den Türen mit dem Glücksspiel Mahjong die Zeit vertrieben.

„Da drüben haben wir gewohnt“, sagt Wang, ein 65-jähriger Mann in brauner Lederweste und mit grauem Kurzhaarschnitt. Er zeigt Richtung Fluss: „Und dort waren der Volksplatz und das Kino, in dem ich gearbeitet habe.“

Nicht Bomben, sondern Bulldozer haben das Quartier dem Erdboden gleichgemacht und über 50 000 Bewohner gezwungen, in die neuen Stadtviertel weiter oben am Hang zu ziehen. Denn seit dem 1. Juni ist der 120 Kilometer flussabwärts gelegene Drei-Schluchten-Damm vollständig geschlossen, die Trümmer der Altstadt Wushan versinken im Wasser.

Damit beginnt die letzte Phase eines der ehrgeizigsten Projekte in der Geschichte der Volksrepublik: Die Ingenieure wollen den längsten Fluss Chinas (6300 Kilometer)

ter lange Staubecken könne sich in eine riesige Kloake verwandeln. Denn die Fluten werden nicht nur die Reste der grauen, heruntergekommenen Wohnhäuser und Fabriken begraben, um die es niemandem Leid tut. Überspült werden auch Quecksilbervorkommen im Boden sowie die Relikte von Müllplätzen, Tankstellen, Öllagern, Friedhöfen und Krankenhäusern.

Zwar beteuern die Funktionäre, jeder Quadratmeter werde aufgeräumt, spezielle Abdeckplanen und Erdreich würden besonders verunreinigte Flächen sichern. Doch Zweifel bleiben. „Es wird gewiss viel getan. Die Frage ist aber, wie gründlich“, sagt Umweltparteiexpertin Lei Hengshun von der Universität Chongqing. „Wer weiß schon, was da alles noch unter der Erde liegt?“

Ebenso gefährlich erscheinen Fachleuten die ungereinigten Abwässer aus Haus-



Staumauer des Drei-Schluchten-Damms bei

halten und Industrie. Bislang gab es entlang dem Fluss nur wenige Kläranlagen. Allein im Jahr 2001 suppten rund 22 Milliarden Tonnen Schmutzbrühe und Industrieabfälle in den Yangtze. Die Millionenstadt Chongqing reinigt bis heute nur fünf Prozent ihrer Abwässer.

Lange Jahre schlugen die Behörden in ihrer Euphorie, mit dem Damm ein Jahrhundertprojekt verwirklichen und damit Fortschritt und Überlegenheit beweisen zu können, alle Warnungen vor ökologischen Katastrophen in den Wind. Erst vor kurzem scheinen die Politiker in Peking und Chongqing aufgewacht zu sein.

Nachlässige Funktionäre, die sich über Vorschriften hinwegsetzen, werden verurteilt, Umweltsünder bestraft, der Nationale Volkskongress schickte zwei Inspektorenteams los. In den Millionenstädten oberhalb des Staudamms legen Arbeiter nun in fiebriger Eile Abwasserrohre, graben Kanäle und betonieren Klärwasserbecken.

„Peking hat mittlerweile erkannt, dass ein enormes Umweltproblem entsteht, wenn nicht schnell etwas geschieht“, sagt Ingenieur Li Dong von der Firma Wedeco in Chongqing. Gemeinsam mit einem chinesischen Partner rüstet das Düsseldorfer Unternehmen seit Anfang letzten Jahres 5 von 15 Kläranlagen entlang dem Yangtze mit UV-Strahlern aus, die schädliche Keime abtöten sollen. Insgesamt will die Re-



Yichang: „Wer weiß schon, was da alles noch unter der Erde liegt?“

gierung für die Großregion Chongqing mit ihren 31 Millionen Einwohnern über 500 Millionen Dollar in die Wasserreinigung investieren. 250 Millionen steuert die Weltbank als Kredit dazu.

Allerdings kommen die meisten Kläranlagen zu spät. Einige Orte haben mit dem Bau noch gar nicht begonnen, andere sind nicht fertig, wenn sich der Stausee zu füllen beginnt. Schuld daran sind unter anderem komplizierte Besitzverhältnisse. In Chongqing gerieten zum Beispiel Kanalarbeiten immer wieder ins Stocken, weil sich Anwohner und Arbeiter stritten. Die Bürger wollten ihre Geschäfte und Häuser nur gegen angemessene Entschädigung hergeben.

Der Ökologe Lei: „Es gibt keinerlei Erfahrungen, wie man einen so großen Stau-

see reinigen kann, wenn er erst einmal umgekippt ist.“

In erster Linie fürchtet er, dass auch nach dem Bau von Kläranlagen viele Millionen Tonnen Abwässer in den Fluss geleitet werden. Vor allem die Nebenflüsse, gestehen selbst staatliche Umweltschützer mittlerweile ein, sind dreckiger als erwartet. Denn die Regierung finanziert nur städtische Projekte, viele Fabriken und die Dörfer hingegen müssen ihre Abwasserreinigung selbst bezahlen. Für viele Funktionäre aber zählt Geld mehr als ein unreinigter Fluss; ihnen fehlt jegliches Umweltbewusstsein.

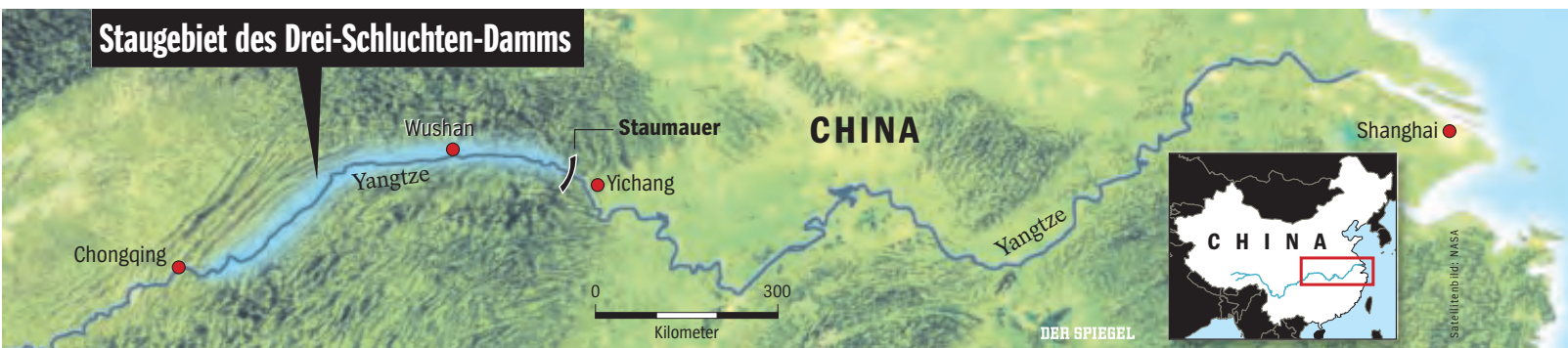
Mehr als 24 Milliarden Dollar kostet das Drei-Schluchten-Projekt nach Angaben der Regierung. Das Geld ist nach ihrer Ansicht gut angelegt, weil der Damm Überschwem-

mungen in der Yangtze-Region verhindern und damit Tausenden Menschen das Leben retten werde. Zudem sollen insgesamt 26 Turbinen so viel Strom erzeugen wie gut ein Dutzend Kernkraftwerke.

Kritiker halten dagegen, dass der Schaden durch Umweltrisiken und Zwangsumsiedlungen größer sei als der Nutzen und der Jinsha, der Oberlauf des Yangtze, zudem am Rande einer Erdbebenzone liege. Sie werfen den Genossen vor, sich selbst ein Denkmal zu errichten.

„Der Damm ist ein rein politisches Projekt“, sagt die Pekingier Umweltschützerin Dai Qing. „Und er gibt fetten Bürokraten, die Aufträge verteilen, und Beamten, die für die Umsiedlungen zuständig sind, die Gelegenheit, Geld abzukassieren.“

ANDREAS LORENZ



PORTUGAL

Wie im Horrorfilm

Jahrzehntlang sollen Prominente taubstumme Waisen missbraucht haben.

Nach einem Fußballspiel ging der Internatsschüler zu den Gemeinschaftstoiletten. Da rief jemand nach ihm: „Pedro, bring mir Klopapier.“ Die Tür ging auf, und vor dem erschrockenen Jungen stand einer der Aufseher mit heruntergelassener Hose. Der Mann presste ihn mit aller Kraft an sich. Dennoch gelang es dem Kind, sich zu befreien.

Damals, 1975, war Pedro Namora ein hilfloser kleiner Junge von elf Jahren. Weil seine Mutter nach dem Tod des Vaters mittellos dand, hatte sie ihn auf das Internat geschickt, das die staatliche Wohlfahrtsorganisation Casa Pia in Lissabons feinem Belém-Viertel unterhielt.

Heute, fast drei Jahrzehnte später, ist Namora, 38, Anwalt. Und der einstige Heimaufseher Carlos Silvino, 46, genannt Bibi, sitzt endlich in Untersuchungshaft.



Sozialist Pedroso

„Üble Nachrede und Manipulation“

Heimleitung meldeten, geschah nichts. Er wurde zwar zu Gartenarbeiten abgestellt. Doch als man ihm 1989 wegen Missbrauchs an Schützlingen endlich kündigte, klagte er erfolgreich auf Wiedereinstellung – als Chauffeur.

Im Lissabonner Internat herrschte laut Namora ein Klima von Gewalt und Anarchie. Mit Androhung von Schlägen oder mit kleinen Geschenken machte sich Bibi die Jungen gefügig. Wie ein Zuhälter schickte er, so Namora, einige auf den Strich in die nahe gelegenen Gärten des weltberühmten Jerónimos-Klosters. Andere Opfer brachte er in ein einsames Haus in Elvas an der spanischen Grenze, wo sie Prominenten zu Willen sein mussten.

Erst jetzt wurde die wahre Dimension des Verbrechens offenkundig: In den vergangenen drei Jahrzehnten sind mindestens 128 Schüler sexuell missbraucht worden. Die Casa Pia unterhält acht Heime in ganz Portugal, in denen 4600 arme Mädchen und Jungen lernen. Doch die überwältigende Mehrheit der Opfer waren taubstumme Waisenjungen aus dem Lissabonner Pina-Manique-Internat.

Die Portugiesen erfuhren, dass sich womöglich selbst bislang geschätzte Medienstars an den Schwächsten vergangen haben. Als besonders schockierend erlebten Fernsehzuschauer die Verhaftung des beliebtesten Moderators, des eleganten Carlos Cruz, 62. Der war zuletzt Aushängeschild Portugals bei der Bewerbung um die Fußball-Europameisterschaft 2004. Cruz' Anwälte beklagen, noch keine Akteneinsicht erhalten zu haben.

Der Sozialist Pedroso soll von zwei Casa-Pia-Schülern nur auf Grund von Fotos identifiziert worden sein. Deshalb hält es „Expresso“ auch für möglich, dass eine Verwechslung vorliegt. Der Politiker, der alle Vorwürfe bestreitet, sieht einem bereits verhafteten Prominentenanwalt sehr ähnlich. Pedroso wird beschuldigt, sich in 15 Fällen an Minderjährigen vergangen zu haben. Sozialistenchef Eduardo Ferro Rodrigues beteuert indes, dass der Parteisprecher unschuldig sei.

Doch Namora und andere Opferanwälte werfen Rodrigues vor, er habe von dem Skandal zumindest gewusst. Der weist das zurück: Hier werde eine Kampagne „übler Nachrede“ und „voller Manipulation“ gegen die Sozialisten angezettelt.

Erst seit Februar hat die altehrwürdige Casa Pia eine neue Leitung. „Man lebt dort immer noch wie in einem Horrorfilm“, gestand die Direktorin bei ihrer Amtseinführung ein. Doch damit das Grauen ein Ende habe, fordert sie alle Opfer auf zu reden: „Keiner wird euch etwas tun, Schweigen ist am bittersten.“ Allerdings: Vor 1995 begangener Missbrauch ist verjährt.

HELENE ZUBER

te das üble Treiben mit Waisen und bedürftigen Kindern an die 30 Jahre währen.

Die schmutzige Geschichte wurde vorigen November publik, als Namora mit einem Kollegen, einst ebenfalls von Bibi bedrängt, vor Journalisten über die Erlebnisse berichtete. Einer ihrer Mandanten, ein 15-jähriger Jugendlicher, erzählte der Wochenzeitung „Expresso“ und der privaten TV-Station SIC, dass der perverse Bibi noch immer Zöglinge missbrauche und sie Prominenten für Orgien zuführe.

Die Medienberichte schlugen hohe Wellen in dem Land, dessen politische Klasse schon immer verstanden hat, Skandale einfach in überbordender Bürokratie zerbröseln zu lassen. „Dieser Kot wird alle Parteien des Parlaments beschmutzen“, droht jetzt die „Expresso“-Redakteurin, die das Verbrechen enthüllte. Denn seit der Nelkenrevolution 1974 haben Regierungen al-



EXPRESSO / JEAN SIMAO

Anwalt Namora, Opfer (vor dem Waisenhaus in Lissabon): „Kot über alle Parteien“

Die Aussagen Namoras haben einen seit Jahrzehnten schwärenden Pädophilie-Skandal in den staatlichen Heimen jetzt zur Polit-Affäre gemacht. Der bisher prominenteste Verdächtige ist der letzte Arbeitsminister der Sozialisten, Paulo Pedroso, 38. Er wurde vorletzte Woche festgenommen.

Die Ekel erregende Kinderschänder-Affäre hat wohl die Dimension eines portugiesischen Falles Dutroux: Geschützt vom Stillschweigen mächtiger Mitwisser, konn-

ter Couleur weggehört und weggeschaut, wenn Beweise für den massiven Kindesmissbrauch ruchbar wurden.

Schon vor 20 Jahren beschäftigte sich die Justiz mit den „frommen Häusern“. Die damals zuständige Staatssekretärin will sogar den Staatspräsidenten informiert haben. Doch die Untersuchungen wurden mangels Beweisen eingestellt, 1993 die Gerichtsakten vernichtet. Auch als Lehrer und Schüler etwa den Aufseher Silvino bei der

BRASILIEN

Der Kampf um Guaribas

Mit seiner Anti-Hunger-Kampagne „Fome Zero“ verfolgt Brasiliens Präsident „Lula“ da Silva ein ehrgeiziges Ziel: schreiende Armut nicht nur in Brasilien zu beseitigen, sondern weltweit. In einem kleinen Ort im Dürrestaat Piauí wird sein Programm gerade getestet.



Präsident Lula, Anhänger: „Fome Zero ist die Seele der Regierung“

persand gebaut worden. Leals Büro liegt in einem der Hochhauskartons in Höhe der linken Tragfläche, etwa dort, wo das Triebwerk hängen könnte. „Fome Zero“, sagt er, „ist die Seele der neuen Regierung.“

Unten, in der Ebene des Regierungstags, betreibt Lulas PT genau jene Sachzwang-Politik, die Leal, früher bei einer Bank, auch empfehlen würde. Schlanke Haushalte, Inflationskontrolle, Steuer- und Rentenreformen, sehr zum Wohlgefallen der Märkte – brasilianische Staatsanleihen sind gefragt.

Radikalen Genossen, denen die Einsicht in die Notwendigkeiten fehlt, droht der Malocherpräsident mit Rausschmiss. Fome Zero, paradoxerweise, hilft ihm, sie kaltzustellen. „Was wollt ihr?“, kann er sagen, „wann hat ein progressives Programm so viel Zustimmung gehabt?“ Und: Nur eine gesunde Wirtschaft kann das finanzieren.

Keiner bezweifelt, dass Fome Zero überfällig ist, zunächst für Brasilien und seine brutale Klassengesellschaft. Einer soeben veröffentlichten Uno-Studie zufolge hat sich die Kluft zwischen Arm und Reich auf dem Kontinent dramatisch verschärft. Brasilien ist, trotz leichter Besserung, auch hier vorne. Rund 53 Millionen Menschen leben unterhalb der Armutsgrenze, das ist fast ein Drittel der Bevölkerung.

Leal beugt sich über die Listen der Fome-Zero-Distrikte wie über militärische Aufmarschpläne. Im Bundesstaat Piauí wurden jetzt 84 Orte zu Katastrophengemeinden erklärt. „Hier setzen wir an.“

Kritikern kann Leal nur nachsichtig entgegenen, „dass sie das Programm nicht wirklich verstanden haben“. Dabei ist es doch so einfach! Ja, die Magie des Fome-Zero-Programms, für das populäre Schauspieler und Fußballstars auf jeder beklebbaren Hauswand werben, liegt in seiner nachideologischen Selbstverständlichkeit.

Leal sieht es so: Es ist unsinnig, dass ein Teil der Menschen gezwungen ist, aus dem Müll das herauszuklauben, was der andere Teil übrig lässt. Was, wenn man den Benachteiligten Hilfe ein bisschen würdevoller und geordneter zukommen ließe? Und wenn man ihnen Arbeit gäbe?

Ein Ruck geht durchs Land. Supermärkte stiften Lebensmittel, Autofirmen Transporter. Zigtausende von Helfern sind aktiviert. Das Programm ist ein Schirm, das neue und alte Initiativen bündelt und



Elendsquartier Guaribas: „Leuchtturm der Entwicklung“

Schon allein das müsste die internationale Gemeinschaft beflügeln in diesen doch eher nihilistischen Zeiten: ausnahmsweise mal ein Krieg, dem man die gute Absicht blind abnehmen kann.

„Fome Zero“, weg mit dem Hunger, Krieg dem Elend. Erfunden hat den Schlachtruf die brasilianische Arbeiterpartei PT, beglaubigt wird er vom Präsidenten Luiz Inácio („Lula“) da Silva. Lula, der in seiner frühen Kindheit mit sieben Geschwistern im bitterarmen Nordosten lebte, hat mit dem Slogan die Herzen seiner Nation erobert. Nun zielt er auf den Rest

der Welt, auf eine Koalition der Willigen. Seine Rekruten sind Gläubige wie der junge, jesuitenschwarz gekleidete Marcio Leal, der im neu gegründeten Ministerium zur Sicherstellung der Ernährung für Kommunikation zuständig ist. Leal ist das portugiesische Wort für „loyal“. Besser lässt er sich nicht beschreiben, vom Scheitel bis zur Sohle. Äußerst zuversichtlich schaut er aus dem Fenster seiner Bürowabe auf den Reißbrett-Machbarkeits-Charme Brasílias hinab.

Brasília, die junge Hauptstadt, war in den Umrissen eines Flugzeugs in den Step-



etwa die Zisternenbauern der Caritas ebenso unter sich vereint wie das Pastoralwerk der katholischen Kirche.

Letzteres schickt Helferinnen über die Dörfer, um Kinder zu wiegen und bei Untergewicht aufzupäppeln. Diese Soldatinnen an der Front gegen das Elend kämpfen jeden Tag unter Bedingungen, die mehr Courage erfordern, als Bomben abzuwerfen.

Fome Zero drängt über Grenzen hinaus: ein neues altes Thema für die Welt, jenseits aller militärischen Muskelspiele.

Während es in der politischen Führung der USA derzeit für unpatriotisch gehalten wird, über das Elend im eigenen Land zu sprechen, hat Lula die Armutsbekämpfung in seinem Land zur Priorität gemacht. Das hier ist sein Kampf gegen den Terror.

Während des G-8-Gipfels in Evian will er jene Überlegungen wiederholen, denen bereits Weltbank-Chef James Wolfensohn applaudierte. Lula fordert eine internationale Handelsordnung, in der alle gleichen Zugang zu den Märkten haben. Er plädiert für Kredite und einen „Internationalen Fonds zur Armutsbekämpfung“, eine Art globales Fome Zero.

Große Pläne.

Und dann gibt es, aus Leals Sicht, immer wieder diese lässlichen Image-Pannen. Ja, besonders das Gute hat immer wieder Probleme mit sich selbst. Da war die Geschichte mit Gisele Bündchen.

Schmollmund Bündchen hatte in der neuen Begeisterung der Begüterten Brasiliens für die Elenden des Landes einen Scheck über 15 000 Dollar ausgeschrieben. Und als der Scheck nach zwei Monaten noch nicht eingelöst war, hatte das Model medienwirksamen Krach geschlagen gegen den bürokratischen Sumpf in Brasilia.

„Sie wollte nur von ihrem Pelz-Mode-Skandal ablenken“, sagt Marcio Leal gereizt. „Da hat sie uns benutzt.“ So ist das mit dem Guten. Es wird missbraucht. „Im Übrigen hat sie viel weniger gespendet als vorher angekündigt“, fügt er giftig hinzu.

Gisele Bündchen allerdings war nicht die einzige Pleite.

In Guaribas im Bundesstaat Piauí bahnte sich, PR-mäßig, ein Desaster an. Der



WERNER RUDHART

Familie mit staatlicher Hilfskarte (in Guaribas): Geld aus der Maschine

Flecken, in dem rund tausend Familien leben, ist das Ground Zero des brasilianischen Elends. 40 Prozent der Kinder unter fünf Jahren sind hier unterernährt. Die Kindersterblichkeit ist doppelt so hoch wie im Landesdurchschnitt. Der Uno-Index für menschliche Entwicklung liegt bei 0,478 – das ist der Wert von Bangladesch. Nichts wirkungsvoller als ein glanzvoller Beginn hier. Das war die Überlegung. Sozusagen eine Modellrettung aus dem Elend.

Doch dann wurde der feierliche Auftakt dort abgesagt, weil Guaribas für einen Staatstross praktisch nur per Helikopter zu erreichen war – zu teuer, entschied Lula. Überdies kamen höchst gemischte Nachrichten aus dem Kaff.

Die Hitze liegt wie ein glühender Balken über der Caatinga, der Buschlandschaft des brasilianischen Nordostens. Roter Staub, Schlaglöcher, endloser Himmel und am Wegrand ein Junge, der ein Gürteltier an einer Paketschnur hochhält. Das Tatú, wie es hier genannt wird, hängt fett in seinem Panzer. Es zappelt. Zehn Reais (rund drei Euro) will der Junge dafür.

Wozu man ein Gürteltier braucht? „Zum Essen“, sagt er.

Tatús wurden, das beweisen Felsmale-reien, schon vor Tausenden von Jahren gejagt, hier, in der Serra von Piauí, die von manchen Forschern als Wiege der amerikanischen Zivilisation angesehen wird. Skelett- und Gebissfunde verrieten außerdem, dass die Nahrung damals vielseitiger und gesünder war.

Heute gibt es zwar Bohnen in der Serra, aber es fehlt an Gemüse, Milch, unverseuchtem Wasser, Fleisch. Selbst die Gürteltiere sind befallen von Parasiten.

Eine Hölleengend. Die Lebenserwartung liegt mit 56 Jahren deutlich unter dem Landesdurchschnitt von 67,7 Jahren. Sicher, es gab bereits vereinzelte Vorstöße gegen das Elend, etwa durch das Pastoralwerk. Doch nun soll in Guaribas eine ganze

Schlacht gewonnen werden, und das macht alle irgendwie nervös.

Auf einem Riesenposter am Ortseingang wird Guaribas als „Leuchtturm der Entwicklung“ ausgewiesen. Dahinter liegt eine Art Geisterstadt. Aber: Guaribas hat einen ersten Brückenkopf. Es hat das DING.

Es steht jenseits der Talsenke mit dem rotbraunen Schlammsee, die Straße hinab, an kariösen Lehmhütten vorbei, hinein in den frisch verputzten Laden, auf dem Tisch des Krämers – ein Gral aus Chrom und Stahl. Es ist die Auszahlungsmaschine, durch deren Schlitz der Magnetstreifen der nagelneuen Fome-Zero-Plastikkarte geführt wird.

Mit jedem „Wisch!“ sind 50 Reais (etwa 15 Euro) fällig. So hoch ist die monatliche Soforthilfe, eine der am hitzigsten diskutierten Maßnahmen. Warum diskutiert? Weil immer dann, wenn Arme mit Groschen hantieren, der dunkle Verdacht gewaltigen Missbrauchs aufkommt.

Die Bargeld-Fraktion hat sich durchgesetzt, und nun gibt es Geld aus der Maschine, Scheine, die tatsächlich in den Händen der Bedürftigen landen – eine Seltenheit, in brasilianischen Elendsquartieren wie anderswo.

So ist das nun: In Guaribas hat sich ein paar Jahrhunderte lang nicht viel getan, und plötzlich passiert alles auf einmal. Plötzlich wird die kapitalistische Zukunft für eröffnet erklärt.

Gewinnler dieses Krieges gegen den Hunger ist

zunächst einmal der Bankbeamte Wagner Correia da Silva – er ist nämlich gleichzeitig Besitzer des Kramladens, in dem die improvisierte Bankfiliale untergebracht ist. An diesem Morgen, nach nur zwei Stunden Schalterbetrieb, weist sein Kassenzettel Auszahlungen von 5492,50 Reais aus. Ein mächtiger Kaufkraft-Schub für seinen Laden.

Im Angebot hat er Reis, Trockenmilch, Würstchenkonserven, Kämme, Feuerwerkskörper und Kilo-Container der Shampoosmarke „Vital-Hair“, eine Menge davon. Der Behälter mit den Bic-Kugelschreibern ist leer, ausverkauft. Logisch: Ganze Wohlfahrtsheere sind über Guaribas hereingebrochen.

Da waren die Caritas-Leute mit den Zisternen. Die Ingenieure für die Volks-Bungalows. Die Techniker für die Klos. Wasser-Sachverständige. Die Dame mit den Rentenanträgen und Personalpapieren und Geburtsurkunden. Gesundheitsleute für Dengue-Bekämpfung, Aids-Aufklärung und Schwangerschaftsberatung für Teenager. Die Sozialarbeiter, die die Wahlen zum Fome-Zero-Komitee organisierten.

Guaribas derzeit: eine Fertigungsstraße des guten Willens, an deren Ende der Cidadão, der solidarische Bürger, der Neue Mensch stehen soll.

Doch der ist nicht über Nacht zu haben. Überraschend heftig der Ärger, der bisweilen hervorbricht, besonders bei denen, die nicht ins Programm gerutscht sind. „Nur die Hälfte“, sagt Dr. Lauro vom Bürgerkomitee, „konnten wir aufnehmen.“ Man hat den Eindruck, als wären die Men-

schen aus einem langen Schlaf aufgewacht und wütend über die Vergangenheit und noch wütender über die Gegenwart.

Guaribas sieht in diesen Tagen so aus, als hätte irgendwo eine Wohlstandsbombe eingeschlagen und den Ort nur halb getroffen. Nur schrittweise wird die bessere Zukunft erobert. Da sind Männer wie Claudomiro Correia da Silva und seine zahllosen Kinder und Enkel, die sich drei Räume teilen. Claudomiro spricht über das Fome-Zero-Programm wie über eine Befreiung, denn Hunger demütigt. Unwissenheit demütigt. Krankheit demütigt. Elend demütigt.

Eine ganze Menge sinnvoller Dinge sind in letzter Zeit passiert. Erwachsene lernen lesen. Die Container oberhalb des Schlammsees haben



QUEEN INTERNATIONAL / REFLEX

Model Gisele Bündchen
Begeisterung der Begüterten



Schlammsee, improvisierter Bankschalter in Guaribas: Hoffnung für die nächste Generation

sauberes Wasser. Die neuen Dachschilden. Die Marktstände. Bald soll hier die erste Kooperative für Hühnerzucht gegründet werden, die Arbeit in den Erntepausen gibt.

Claudomiro's einziger sichtbarer Besitz besteht in einer roten Plastikkaraffe, durch die das Sonnenlicht fällt. Es zaubert einen sinnlos-schönen roten Klecks in das Dunkel des gestampften Lehmfußbodens.

Das Leben in Guaribas war wie in der Strafkolonie, sagt Claudomiro, und eine Art bitteres Erstaunen liegt über seinen Zügen. Die glühende Caatinga mit ihrem endlosen Himmel, die in so vielen Filmen des neuen brasilianischen Kinos gefeiert wird, hat nichts Schönes für ihn.

„Sie ist Sklaverei.“ Ausgeliefert ist man dieser Serra, diesem weißen Wald in der Dürrezeit. Doch plötzlich gibt es Hoffnung für die nächste Generation. Was Zukunftsfrohes, nicht größer als dieser Klecks Sonne auf dem Boden. Das ist die größte Änderung in Guaribas, dieser kleine Klecks. „Lula sei Dank“, ruft seine Frau und wirft die Hände nach oben, als betete sie zu einem Heiligen.

Und Missbrauch mit dem Programm, gibt es den? Kommt wohl drauf an, wie man den definiert. In der Dorfbar „Zum Tag des Herrn und seiner Freunde“ erzählt Jenilda, dass sie an die Männer von Guaribas dank der Fome-Zero-Centavos nun ab und zu den teureren Cachaça (Zuckerrohrschnaps) ausschenkt.

Doch nichts nehmen die Fome-Zero-Strategen ernster als eventuellen Missbrauch. Ja, das ist eine der Lehren aus Guaribas: Frauen kaufen weniger Cachaça und mehr sinnvolles Zeug, etwa die praktischen Kilo-Eimer von „Vital-Hair“ in Wagners Laden. Deshalb werden Geldkarten nur noch auf die Mütter in den Familien ausgestellt.

Dabei ist der Missbrauch der dunklen Vorgeschichte sowieso nicht zu überbieten. Der bisherige Bürgermeister hatte sich, nachdem er gewählt worden war, nur noch selten blicken lassen. Die Gelder aus der Landeshauptstadt Teresina, über 600 Kilometer und Welten weit weg, waren nur tropfenweise an die Leute von Guaribas weitergegeben worden. Der Bürgermeister und sein Kämmerer hatten von Anfang an

gegen Fome Zero gekämpft, aus erkennbaren Gründen: Nun liegt verdammt viel Scheinwerferlicht auf dem Flecken, und nun stellen die Leute Fragen. Wo sind die Gehälter für die Lehrer, wo die Gelder für die Klos geblieben?

Mit Fome Zero beginnt nicht nur in Guaribas eine neue Zeitrechnung. Es gibt zahllose Guaribas in Piauí, in Brasilien, und viele von ihnen werden sich, mit Hilfe der Fome-Zero-Bürgerkomitees, auf den Weg in eine neue politische Kultur machen. Und das wäre dann bereits so was wie eine Revolution.

Fome Zero könnte, im besten Falle, den Coronelismo der alten Ära besiegen, die Patronage der Almosen-Ära, in der sich etwa ein Gouverneur Piauí die „Heilige Hand“ nennen ließ, weil er nach Gutdünken verteilte und nahm. Besonders nahm.



Ex-Präsident Cardoso
Straße des guten Willens

Im schlimmsten Falle wird Fome Zero zu einem neuen Coronelismo führen, dem der Partei Lulas. Doch darauf deutet im Moment nichts hin. Die Schlacht um Guaribas ist beileibe nicht gewonnen, aber die Sache steht nicht schlecht.

Lulas Fome-Zero-Programm hat soeben den öffentlichen Segen durch den Papst bekommen. Afrikanische Länder zeigen sich interessiert, die deutsche Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiecek-Zeul will es sich Ende der Woche bei einem Trip in den Nordosten aus der Nähe anschauen.

Die Ironie dabei ist, dass Elemente des Programms bereits durch Lulas Vorgänger implementiert wurden. Durch Ex-Präsident Fernando Henrique Cardoso, der an

der mondänen Avenida Paulista in São Paulo seine Stiftung einrichtet.

An diesem Morgen hat eine Feueralarmübung sämtliche Angestellten auf die Straße getrieben. Cardoso durfte bleiben. „Ich muss nicht mehr mit gutem Beispiel vorangehen“, sagt der 71-Jährige.

Er hat es lang genug getan. In seiner achtjährigen Amtszeit hat er mit seinem Plano Real genau jene Wirtschaftspolitik vorgegeben, an die sich Lulas Team nun hält. Wegen seiner Sozialprogramme wurde er zudem von der Uno ausgezeichnet.

Der Unterschied zwischen den beiden: Der polyglotte Professor Cardoso wurde geachtet und respektiert, doch Lula, der Mann aus dem Volk, wird geliebt. Cardoso nimmt es souverän. „Das steht schon bei Machiavelli, dass diejenigen, für die man Reformen macht, sie nicht bemerken.“

Cardoso ist einer der bedeutendsten Theoretiker des Dritten Weges, eines Kapitalismus der sozialen Ausrichtung und der Demokratie, all jener Fragestellungen, die nach dem 11. September und der neuen Weltordnung der imperialen Präventivkriege nur noch wie Plunder aus einer verschollenen Epoche wirken.

„Unglückseligerweise hat der Sicherheitsdiskurs völlig den der Armutsbekämpfung verdrängt“, sagt er, „nach dem 11. September scheint nichts anderes mehr zu gelten.“ Dabei kann es den einen ohne den anderen nicht geben – es spricht einiges dafür, dass sich das Elend, das zu lange ignoriert wird, auf die Tagesordnung bombt. Doch derzeit geht es weltweit nur noch um Vasallenschwüre.

Anfänglich, gesteht Fernando Henrique Cardoso, habe er Probleme mit Lulas Schlagwort „Fome Zero“ gehabt. Es gebe nicht wirklich epidemischen Hunger in Brasilien. Es gebe Armut, mangelnde Bildung, Unterernährung, aber keine Hungerkatastrophen wie in Afrika.

Aber er ist bekehrt. „Denn nun habe ich erlebt, wie sehr dieser Slogan mobilisiert“, sagt Cardoso. „Nun halte ich ihn für grandios.“

Weg mit dem Hunger. Nur weil der Slogan so simpel ist, vermag er weltweit zu wirken. Ein Slogan, der für einen Kreuzzug ganz anderer Art steht – für eine Alternative.

MATTHIAS MATUSSEK

Werbeseite

Werbeseite

Straßenszene in Chişinău Bermuda-Dreieck des Kontinents



TIM HOPPE

OSTEUROPA

Post von den Malediven

In Moldawien, dem ärmsten Land Europas, erlebte der deutsche Schriftsteller Walter Kempowski höchst seltsame Dinge.

Das Ländchen hat vier Millionen Einwohner. Es erreicht kaum die Größe Nordrhein-Westfalens und wird von einem kommunistischen Präsidenten nebst einer tiefroten Parlamentsmehrheit regiert.

Touristen kommen kaum, und nur selten dringt Berichtenswertes über den Grenzfluss Pruth hinaus. Wenn doch, sind die Schlagzeilen negativ: Von Kinderhandel ist dann die Rede oder von der abtrünnigen Republik Transnistrien, einem Schmuggler-Eldorado am linken Dnjestr-Ufer.

Moldawien, einst als Bessarabien bekannt und der Hohen Pforte unterstelltes Donaufürstentum, wurde früher wegen seines milden Klimas gerühmt; unter Moskauer Herrschaft avancierte es zum Gemüse- und Weingarten der Sowjetunion. Heute fristet es, eingeklemmt zwischen Rumänien und der Ukraine, ein Schattendasein: als ärmstes Land Europas.

Zum alten Kontinent aber gehört es allemal. Von Wien aus ist die Hauptstadt Chişinău in gut einer Flugstunde zu erreichen. Die Republik zählt zur OSZE und exportiert ihr Bestes in den Westen: Wein, Kognak, schöne Mädchen.

Auch für die Deutsche Post ist sie kein weißer Fleck. Die hat die „Republik Moldau“ in Zone 2 einsortiert („Rest Europa“). Wer ein Paket in den östlichen Zipfel des Kontinents schicken will, zahlt 25 Euro. Offizielle Laufzeit: zehn bis zwölf Tage.

Theoretisch. Denn die Wirklichkeit sieht anders aus: Moldawien kommt, offenbar, im Bewusstsein der Europäer kaum noch vor. Anatolij Filippowitsch Platizyn, 64,

knorriger Ex-Offizier der alten Sowjetarmee mit Wohnsitz im moldawischen Tiraspol, hält die Gegend inzwischen sogar für das Bermuda-Dreieck des Kontinents.

Seit Jahren arbeitet der ehemalige Deutschlehrer dem Schriftsteller Walter Kempowski zu. Für dessen „Echolot“-Dokumentation sammelte er russische Originaltöne aus der Zeit des deutschen Feldzugs gegen die Sowjetunion – Kempowskis Band „Barbarossa '41“, erschienen vergangenes Jahr in München, ist Platizyn gewidmet: Ohne dessen Mitwirkung wäre das Buch, das Ost- und Westeuropa einander näher bringen soll, „undenkbar gewesen“.

Klar, dass der Deutsche dem moldawischen Partner auch frühere Werke zukommen lassen wollte. Über den Gütersloher Bertelsmann Verlag schickte er die „Deutsche Chronik“ auf den Weg: „Grün, in einem Pappschuber, sechs Romane und drei Befragungsbücher“, wie die zuständige Verlagsdame faxte. Am 4. Mai 2000.

Als die Sendung nach Wochen immer noch nicht angekommen war, bat Platizyn um Ersatz. Auch der blieb leider aus. Ein Jahr verging, dann holte sich der Moldawier das Gewünschte höchstselbst bei Kempowski ab. Just an jenem Tag kam er aus dem niedersächsischen Nartum zurück, als daheim die erste der seit zwölf Monaten vermissten Sendungen eintraf. Adressiert war sie an „Anatoli Platizyn, Tiraspol, Australien“.

Auf dem fünften Kontinent hatte eine mitleidige Seele das Wörtchen „Australien“ durch „Austria“ ersetzt. Das Paket ging nach Deutschland zurück, irrte dann durch Österreich, erreichte wieder Gütersloh, bis jemand das Wörtchen „Austria“ übermalte und „Republik Moldau“ darüberschrieb. Auf einem Begleitzettel entschuldigte sich die Deutsche Post AG, dass die Verpackung erneuert worden sei: Die

alte sei inzwischen verschmutzt gewesen. Sendung Nummer zwei traf einige Wochen später ein, wieder über Australien.

Ein Einzelfall? Dummerweise hat der germanophile Moldawier auch einige Zeitschriften abonniert, in Hamburg. Früher waren sie drei Tage nach Erscheinen in Tiraspol. Jetzt dauert es drei Wochen. Die akkurat nach „Tiraspol, Moldawien“ adressierte Post steuert nun zuerst eine kleine, etwas entfernte Insel an: die Malediven. Das Ferienparadies mit dem ähnlich klingenden Namen liegt im Indischen Ozean.

Immerhin hat da jemand Sinn für Dramaturgie. Die Sendungen aus Hamburg kommen in strenger Abfolge: mal direkt, mal über die Malediven. „Im Vergleich zum gesamten Postaufkommen ist diese Fehlerquote sehr gering“, ließ Deutsche-Post-Chef Klaus Zumwinkel auf Platizyns erstaunte Anfrage antworten: „Wir bedauern, dass Ihnen nicht die gewohnte Leistung erbracht wurde.“

Am Irrweg der Sendungen änderte das nichts: Nach wie vor kommen die Zeitschriften einen Monat lang auf direktem Wege nach Tiraspol, auch wenn die Luftpost 19 Tage braucht. Die nächsten zwei Monate geht's erst mal in den Süden, auf die Malediven, in den Indischen Ozean.

Auch Kempowski ließ sich jüngst wieder auf ein Bücherpaket ein. Erneut bat er Bertelsmann um die Absendung. Diesmal schrieben die Verlagsleute „Tiraspol, Vereinigte Staaten“ aufs Etikett. Immer-

hin: Auch diese Lieferung kam, nach dem kleinen Abstecher über Nordamerika, in Moldawien an.

Platizyn mag nicht aufgeben. Um den Verwechslungen ein Ende zu bereiten, bat er die Hamburger Zeitschriftenlieferanten im April, künftig allein die deutsche Übersetzung für Moldawien auf die Umschläge zu schreiben: „Republik Moldau“.

Geholfen hat es nichts, die Sendungen gehen noch immer über die Malediven. Ein Luftpostbrief aus dem Saarland kam jüngst nach 43 Tagen an.

Ihm komme es manchmal vor, so der Moldawier Platizyn etwas spitz, die Deutschen hätten den Zweiten Weltkrieg auch deswegen verloren, weil sie der Geografie nicht sonderlich kundig gewesen seien.

Da irrt er. Der deutsche General Eugen Ritter von Schobert stand samt Armee und rumänischen Waffengefährten ganz pünktlich zum 22. Juni 1941 am Pruth. Exakt nach Zeitplan marschierte er in Sowjet-Moldawien ein.

CHRISTIAN NEEF



RADRENNEN

Lieber Ballack als Botero

Zehn Millionen Euro gibt die Telekom dieses Jahr für ihren Radrennstall aus. Doch seit dem Fortgang von Jan Ullrich mangelt es dem Team an bekannten Gesichtern – die Popularität schwindet. In der Konzernspitze wird bereits der Fußball als Marketingbühne favorisiert.

Sportlich betrachtet ist Paolo Savoldelli, 30, einer der weltbesten Radprofis. Vor einem Jahr erst hat er in seinem Heimatland den Giro d'Italia gewonnen – in dem Städtchen Grafenau, einem Etappenort der Bayern-Rundfahrt, schert sich trotzdem niemand um ihn.

Dicht gedrängt stehen die Autogramm-jäger am vorvergangenen Freitag um den Campingbus herum, in dem sich die Fahrer vom Team Telekom nach der Zieldurchfahrt erholen. Als Savoldelli aussteigt, schlüpft er unbehelligt durch die Menge. Ein paar Jungs blicken ihm nach,

wie er zum Hotel losradelt. „Salmonelli“, feixt einer. Seine Freunde prusten vor Vergnügen.

Einen fremdländischen Rennfahrer anzuhimmeln, nur weil er im magentafarbenen Trikot der deutschen Equipe steckt, damit tut sich das Publikum offenkundig schwer. Seit 1991, als noch der Bundespost-Muff auf dem Image lag, bildete das Team verlässlich so etwas wie die Nationalmannschaft auf Speichenrädern. „Wir hatten das Sympathie-Monopol“, sagt ein wenig wehmütig der Sprintspezialist Erik Zabel. Der Fernmeldekonzern beherrschte

die hiesige Radszene wie das Festnetz für Ortsgespräche: Laut einer Studie eines Kölner Marktforschungsinstituts verbanden im Vorjahr zwei Drittel der Deutschen den Radsport mit der Telekom.

Doch die Popularität schwindet. Als der ehemalige Tour-de-France-Sieger Jan Ullrich nach seinen Eskapaden im vorigen Herbst dem Team den Rücken kehrte, zog er auch die Aufmerksamkeit mit sich. Sein Comeback nach Knieverletzung und Rennsperre, das Chaos um ausbleibende Gehaltszahlungen und den Lizenzentzug bei seinem neuen Rennstall Coast überschat-

Telekom-Profi Botero: Nur Radsportfreaks ein fester Begriff





Fußball-Star Ballack*: Geschäfte im Bereich Mobilfunk und Internet ankurbeln

teten in den vergangenen Wochen sogar Weltcuperfolge der Telekom-Fahrer.

Besonders schmerzlich wurde das den Verantwortlichen in der Bonner Firmenzentrale Ende April bewusst. Beim Amstel Gold Race am Ostersonntag eilte der Kasache Alexander Winokurow der Weltelite davon – der mediale Nachhall blieb mäßig. Als tags darauf Jan Ullrich beim zweitklassig besetzten Rennen „Rund um Köln“ zum Sieg fuhr, wurde dieser Erfolg hingegen so hochgejazzt, als hätte der sommer-sprossige Held in Rekordzeit Alpe d'Huez gestürmt. „Ihm wollen die Leute stundenlang ins Gesicht schauen“, sagt Hagen Boßdorf, Sportkoordinator und Radsport-Experte bei der ARD. „Ullrich zieht das Publikum vor die Fernseher.“

Boßdorf könnte auch was Nettes über Team Telekom sagen, schließlich wirbt die ARD auf den Trikots der Mannschaft, und die Telekom schaltet TV-Spots bei den Rennübertragungen der Öffentlich-Rechtlichen. Doch der Fernsehmann weiß, dass Deutschland nicht von einem Radsport-Boom erfasst ist, sondern von einem Jan-Ullrich-Hype.

Im Prinzip ist das Phänomen auch dem Telekom-Management bekannt. An Avancen Richtung Ullrich hat es bis zuletzt nicht gemangelt – spätestens seit der gebürtige Rostocker im Frühjahr nach Ablauf der Dopingsperre mit ersten Erfolgen angedeutet hat, dass er es ernst meint mit dem Wandel zu einer skandalfreien und professionellen Lebensführung. Ebenso oft, wie die unterfinanzierte Coast-Mannschaft auseinander zu brechen drohte, tat Telekom-Teamchef Walter Godefroot kund, dass „für Jan bei uns immer Platz wäre“.

Mit der Übernahme der Coast-Equipe durch den italienischen Rennradfabrikanten Bianchi ist diese Option jedoch perdu. Jetzt bleibt dem Team Telekom, etwa im Juli bei der Tour de France, nichts anderes übrig, als auf die neu verpflichteten Ausländer zu setzen: außer Savoldelli auf den kolumbianischen Zeitfahrweltmeister Santiago Botero, 30, und auf Cadel Evans, 26, ein hoch eingeschätztes Talent aus Australien – aus der deutsch dominierten Mannschaft ist eine Interkontinentalauswahl geworden.

In der Bonner Geschäftsführung wird deshalb bereits überlegt, die Sportgruppe im kommenden Jahr in „Team T-Mobile“ umzubenennen. Die Mobilfunk-Sparte macht rund 60 Prozent ihres Umsatzes von knapp 20 Milliarden Euro im Ausland, etwa in den USA und Großbritannien.

Weil die Team-Neulinge bislang nur Radsportfreaks ein fester Begriff sind, sollen sie jetzt einem breiten Publikum ins Blickfeld radeln. In Bayern stiegen vorletzte Woche Savoldelli und Evans in den Sattel, diese Woche soll auch Botero bei der Deutschland-Tour starten. Zumal die drei bislang kaum im Magenta-Dress zu sehen waren: Botero bereitete sich bis Mitte Mai zu Hause in Medellín vor, Evans brach sich bei einem Sturz ein Schlüsselbein. Und Savoldelli stieß im Februar beim Training frontal mit einem Motorradfahrer zusammen – Nasenbein kaputt, an zwei Halswirbeln Knochenteile abgesplittert.

Umso mehr drängt nun die Zeit. Sie müssten lernen, sagt Erik Zabel über die

Pflichteinsätze auf den Bundesstraßen, „mit dem Druck umzugehen, für eine deutsche Mannschaft in Deutschland zu fahren“.

Zabel sitzt in der Gaststube der „Einkehr zur Kleblmühle“, einer abgelegenen Pension im Bayerischen Wald. Über dem Eingang hängt ein mit Tannenzweigen bekröntes Holzschild, auf dem ein Willkommensgruß für das Team prangt.

Drinne läuft zufällig ein Fernseher, ausgerechnet der Bericht über die heutige Etappe der Bayern-Rundfahrt. Zabel schaut sich selbst dabei zu, wie er allen Gegnern mit stampfendem Tritt davonsprintet. Die Gäste an den Nachbartischen klatschen, Zabel dankt lächelnd. „War schon ein bisschen heftig, die Steigung“, kommentiert er seinen Sprint –

für einen Augenblick gerät die Wirtsstube in der Einöde zum „Aktuellen Sportstudio“.

Seit Ullrichs Weggang ist Zabel, sechsmaliger Sprinterkönig der Tour de France, Weltcupsieger und Weltranglisten erster, der unumschränkte Teamkapitän. Als erster Profi hat er vergangene Woche einen Vertrag bis 2005 unterzeichnet. Ihn wollte die Telekom nicht auch noch verlieren. Za-



Tour-Held Ullrich (1997)*: „Immer ein Platz frei“

bel soll in der Phase des Umbruchs die Konstante sein.

Doch mit 32 Jahren fällt es ihm merklich schwerer, bei der Stampede auf der Zielgeraden die Rivalen abzuhängen. „Man hat's bei der vorigen Tour de France gesehen: Auf der Etappe, die ich gewonnen habe, hat alles perfekt gepasst.“ Das Feld war am Schluss dicht zusammengeblieben, ein Mannschaftskollege zog das Tempo mit Zabel am Hinterrad im richtigen Moment an und machte den Weg frei, als

* Oben: nach dem letzten Saison-Heimspiel des FC Bayern am 17. Mai im Münchner Olympiastadion; unten: am 19. Juli beim Anstieg nach Alpe d'Huez.

kein Konkurrent mehr kontern konnte.

Dass alles so perfekt passt, wird von Jahr zu Jahr unwahrscheinlicher. Und für einen erfolgreichen Umbruch bräuchte es ein paar hoffnungsvolle hiesige Talente am Horizont. Doch ein Nachfolger für Zabel ist nicht in Sicht.

„Die deutschen Weltklassefahrer der letzten 20 Jahre kann man an einer Hand abzählen“, sagt Stephan Althoff skeptisch. Der Sponsoringchef der Telekom AG scheint vom Nutzen des rund zehn Millionen Euro teuren Radrennstalls nicht mehr so recht überzeugt. Wer sein schmucklos eingerichtetes Bonner Büro betritt, sieht sofort, worauf das Unternehmen neuerdings vorrangig setzt: Fußball.

An der Stirnwand klebt wie eine Tapeete ein riesiges Foto aus dem Münchner Olympiastadion, davor hängt ein Trikot des FC Bayern mit dem T-Mobile-Schriftzug auf der Brust. Fast die gesamte Mannschaft inklusive Management hat ihre Autogramme auf das Plakat gekritzelt. „Hing mal auf 'ner Messe“, sagt Althoff.

Es sieht aus wie ein Statement.

Bis Mitte 2008 zahlt die Telekom jährlich 20 Millionen Euro an den Rekordmeister. Fußball, sagt Althoff lapidar, „das ist eine andere Liga“. Es sei illusorisch zu glauben,



Team-Neuling Savoldelli: „Offensivere Fahrweise“

dass ein Radteam einen ähnlichen Status erreicht wie ein europäischer Spitzenclub.

„Wenn wir mit Santiago Botero eine Werbekampagne machen“, sagt Althoff, „müssen wir erst mal erklären: Das ist Botero, einer der erfolgreichsten Radrennfahrer der Welt.“ Das Kunststück, das Mercedes mit dem Formel-1-Weltmeister Mika Häkkinen gelang – einen drögen Finnen zum sympathischen Propagandisten einer deutschen Marke zu machen –, traut der Telekom-Mann keinem Radprofi zu: „Selbst ein Lance Armstrong wäre von der Reichweite nicht gut genug.“

Im Übrigen geht es dem Kommunikationsmulti längst nicht mehr vorrangig um Imagewerte und Bekanntheit. Das Sportengagement soll konkret die Geschäfte im Bereich Mobilfunk- und Internet-Dienste

ankurbeln – und da wird der FC Bayern mit Stars wie Michael Ballack oder Giovane Elber als Plattform hoch geschätzt.

Über die Website „FCBayern.T-Online.de“ lassen sich Eintrittskarten ordern. Dieses so genannte e-ticketing dient als Testlauf für die Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland. Dort wird die Telekom als einer der Großsponsoren auftreten – der Preis: 40 Millionen Dollar.

So viel ist sicher: In den nächsten Jahren wird sehr viel Geld für den Fußball benötigt. Ob für das Radteam genügend übrig bleibt, muss sich erst herausstellen. Einstweilen sieht es Althoff als „Anreiz, ein anders zusammengestelltes Team mindestens auf dem gleichen Niveau zu halten. Zu zeigen, dass uns nicht nur das Glück half, Ullrich und Zabel gehabt zu haben“.

Rennstallchef Walter Godefroot hat zum Saisonstart klare Vorgaben aus Bonn erhalten. Statt sich auf das Highlight Tour de France zu konzentrieren, soll das Team sich das ganze Jahr über „aggressiv präsentieren“ und eine „offensivere Fahrweise“ pflegen.

Bis Ende 2005 läuft noch der Sponsoringvertrag der Telekom mit ihrem Radsport-Ableger. Ein halbes Jahr später beginnt die Fußball-WM.

DETLEF HACKE



Profi Albertz mit Freundin*
„Jeder läuft rum, wie er will“

Jörg Albertz, nachdem er beim HSV im vergangenen Herbst nicht mal mehr auf die Ersatzbank durfte und sich „verarscht“ fühlte. Als sein Berater die chinesische Ostküste als Arbeitsplatz ins Gespräch brachte, wusste der Mittelfeldmann „absolut nichts von China und von seinem Fußball. Da schluckt man schon“. Albertz greift zur Zigarette: „In der ersten Nacht in Shanghai wollte ich nur noch eins: nach Hause. Das war mir alles zu viel.“

Inzwischen sind Albertz und seine Freundin Mirjana Bogoević, 23, Miss Germany 2001, fest entschlossen, sich an die exotischen Verhältnisse anzupassen.

„Es ist doch traumhaft, ein anderes Land kennen zu lernen und dabei seinen Beruf auszuüben“, schwärmt er. Keck ruft der Profi „Wei“ („Hallo“) und „Ni hao“ („Guten Tag“) in sein Handy.

Mehr braucht er nicht: Mit seinen serbischen Trainern und den zwei anderen Ausländern aus Bulgarien und Honduras verständigt er sich auf Englisch mit schottischem Akzent, das er während seiner fünf Jahre bei den Glasgow Rangers gelernt hat. Mit den chinesischen Teamkollegen unterhält er sich per Handzeichen.

Shanghai, wie Hamburg eine Hafenstadt mit internationalem Flair, verströmt ihm den Wechsel durch westlichen Luxus: Seine 250-Quadratmeter-Villa liegt zwischen Rasenflächen und Golfplatz weit weg vom quirligen Zentrum am Meer.

Albertz' Nachbarn im amerikanischen „Links“-Wohnpark sind Amerikaner, Neuseeländer und Deutsche. Abends sieht er Spielfilme auf den Kanälen HBO oder Star-TV. Die Deutsche Welle überträgt, wenn auch knapp, Nachrichten aus der Bundesliga. Billig ist dieser Lebensstil nicht: Ein Haus kostet über 4000 Euro im

FUSSBALL

Im Reich der Mittel

Über hundert Ausländer spielen in Chinas Profiligas. Viele von ihnen haben in Europa keinen Club mehr gefunden. Die Gagen sind verlockend, doch das Leben ist gewöhnungsbedürftig.

Ohne Cara und Luca wäre es nichts geworden mit China. Also wollte der Fußballprofi Jörg Albertz, 32, von den Clubmanagern von Shanghai Shenhua erst einmal wissen, ob er mit Cara, einem Schäferhund, und Luca, einem Labrador, in der Stadt spazieren gehen könne, „ohne dass sie in einem Kochtopf landen“. Die Bosse versprachen freies Geleit, die Vierbeiner kamen im klimatisierten Frachtraum, von einer Quarantäne wurde abgesehen – und der gebürtige Rheinländer nahm die Herausforderung China an.

Doch nun steht Albertz mit Cara und Luca etwas verblüfft vor dem Century Park im Stadtteil Pudong und hat es mit einem renitenten Torwächter zu tun, der ihm den Eintritt verwehrt: „Tiere nicht erlaubt.“ Um den blonden Deutschen sammeln sich im Nu zwei Dutzend Shanghaier, die nicht ihn, den neuen Sportstar der Millionenmetropole, sondern ängstlich die riesigen Viecher anstarren, an denen noch die deutschen Steuermarken hängen.

Für seine Haustiere hat Albertz dieser Tage mehr Zeit, als ihm recht sein kann. Vom Hamburger SV im Februar abgeschoben, durfte er bei Shanghai Shenhua („Blume Shanghai“) erst fünf Meisterschaftsspiele absolvieren. Die Kritiken waren positiv, dreimal siegte das Team, doch dann kam das „Schwere Akute Respiratorische Syndrom“ (Sars) übers Land, und die Profiligen mussten ihren Betrieb unterbrechen.

Albertz ist einer von mehr als hundert europäischen, afrikanischen und amerikanischen Fußballern, die ihr Geld im Reich der Mitte verdienen. Sie alle sind Pioniere in einer Nation, die trotz ihrer 1,3 Milliarden Einwohner zu den Fußballzweigen gehört. Zwar qualifizierten sich die Chinesen für die letzte Weltmeisterschaft, doch die drei Spiele gingen klar verloren, ohne dass ihnen auch nur ein Treffer gelang. Erst seit neun Jahren besitzt das Land eine Profiligas, in dieser Saison kämpfen 29 staatliche und private Vereine in zwei Klassen um Meisterschaft und Aufstieg. Der deutsche Elektromulti Siemens sponsert den Wettbewerb der oberen 15.

Bis auf die Armeemannschaft Ba Yi haben inzwischen alle Clubs internationale Spieler verpflichtet. Jedem Verein ist es erlaubt, bis zu vier Ausländer anzuheuern, drei davon dürfen gleichzeitig auf den Platz. Oft körperlich überlegen und ausgebuffter als die chinesischen Balltreter, dirigieren sie nicht selten das Spiel.

Zum großen Sprung ins ferne Shanghai entschied sich

* Oben: mit dem NBA-Basketballer Yao Ming (r.) in der TV-Sendung „Stars gegen Sars“ am 11. Mai in Shanghai; unten: im Spiel gegen Guangzhou am 7. April in Gansu.



China-Legionär Gascoigne (l.): Mut oder Verzweiflung

Monat, der Verein schießt nur rund 540 Euro zu.

Einkaufen gehen Albertz und seine Freundin in den französischen Supermarkt „Carrefour“ oder in einen deutschen Lebensmittelladen auf der anderen Seite des Huangpu-Flusses. Albertz: „Da trifft man sich mit Deutschen. Das ist schön.“

Dass Albertz' Profileben seit fast acht Wochen nur noch aus Training und Übungsspielen gegen die zweite Garnitur des Vereins besteht, wird allmählich zum Problem: „Ein Profi will gefordert werden“, sagt er. Noch ist unklar, wann die Saison wieder beginnt. In seiner Not erwog

ungesund“, fragt sich Albertz. Und als nach einem Spiel in Chengdu chinesisches Essen serviert wurde, flüchtete er mit den anderen Ausländern zu McDonald's.

Zum Glück ist da Liu Xiaofei – eine freundliche Chinesin, die an der Sporthochschule Köln promovierte und später bei Werder Bremen in der Merchandising-Abteilung gearbeitet hat. Sie spricht perfekt Deutsch, kennt beide Fußballwelten und ist für Albertz und seine Freundin eine Art seelischer Notanker in der Fremde.

Liu leitet die Vermittlungsagentur Aplas, die Berufskicker nach China holt. „Früher waren die Ausländer in China sehr billig

will, erhoffen sich die Funktionäre, dass ihre Kicker von den Ausländern lernen.

Der Amerikaner Gerardo Laterza, 28, tingelt seit fünf Jahren durch die Liga. „In Europa habe ich es nicht geschafft“, gesteht der gebürtige Venezolaner, „aber in China geht es mir prima.“

Mittlerweile spricht er ein wenig Chinesisch und beginnt sich in die Denkweise seiner Mitspieler einzufühlen. So hat er gelernt, dass der raue Ton der europäischen Profis nicht gut ankommt: „Du musst vorsichtig sein“, sagt er, „wenn du deine Leute anschreiest, werden sie sauer und spielen dich nicht mehr an.“

Laterza ist inzwischen bei Gansu Tianma („Himmliches Pferd“) in Lanzhou gelandet – zweite Liga, Viertletztter. Die knapp 2000 Kilometer von Shanghai entfernte Stadt liegt am Gelben Fluss und besitzt so viele heruntergekommene Staatsfabriken, dass die Bewohner die mit Abstand schmutzigste Luft in ganz China einatmen.

Der Amerikaner lebt im Vier-Sterne-Hotel Legend im Zentrum. Von der Decke des Foyers hängen rot-goldene Volants, das Restaurant serviert Steaks und Spaghetti. Seine Arbeitsstelle, das Sieben-Meilen-Fluss-Stadion, repräsentiert dagegen die harte chinesische Wirklichkeit. Es bröckelt und rostet, die Abfälle vom letzten Spiel liegen auf den Treppen. Die Zuschauer sitzen auf Beton. Wenn Laterza nach dem Schlusspfiff an der Reklametafel mit der Schauspielerin Gong Li und an den grün uniformierten Anti-Aufuhr-Militärs ins Stadioninnere trabt, erwartet ihn als Umkleidekabine eine bessere Abstellkammer.

Dennoch kam das trübe Lanzhou für ihn in den Wochen vor der Sars-Zwangspause dem Fußballhimmel sehr nahe. Neben ihm kickte eine Legende: der Engländer Paul Gascoigne, 36. „Das ist eine Ehre, mit einem solchen Spieler in einer Mannschaft zu sein“, schwärmt Laterza.

Doch ob Laterza von Gascoigne, den die Chinesen „Jia-si-ke-yin“ rufen, noch allzu viel lernen wird, scheint ungewiss. Zwar hatte das Enfant terrible gegen sein Heimweh ein paar trinkfeste Kumpel aus England mitgebracht, als der Spielbetrieb aber unterbrochen wurde, flog Gascoigne in die USA, um in einer Klinik Alkohol und Depressionen zu bekämpfen.

Viele Fans in Lanzhou fürchten, dass er nicht zurückkehrt. Wegen der abgesagten Spiele ist der Club knapp bei Kasse. Erst neulich haben sich Laterza und die anderen Ausländer beim Fußballverband über ausstehende Gehälter beschwert.

So wird Paul Gascoigne, der Mann, der ehemals in Wembley oder Rom die Massen betörte, für die Chinesen womöglich auf immer verschollen bleiben. Kurz vor seinem US-Trip hat er über die kargen Verhältnisse in Lanzhou philosophiert: „Ich habe in der ganzen Welt gespielt. Ich liebe Fußball. Ich würde auch in Afghanistan spielen.“

ANDREAS LORENZ



Fans von Shanghai Shenhua: Fußballspiele nur noch im Fernsehen?

der Verband sogar, die Spiele ohne Zuschauer anzusetzen und sie stattdessen alle live im Fernsehen zu übertragen. Weil die Zahlen neuer Sars-Fälle abnehmen, haben die Fußballfunktionäre die Zentralregierung gebeten, den Betrieb Mitte Juni, spätestens Anfang Juli wieder freizugeben.

Fußball, das hat Albertz nach drei Monaten erkannt, ist in China voller Merkwürdigkeiten. Bei den staatlichen Vereinen wie Shenhua reden oft lokale Parteifürsten bei der Mannschaftsaufstellung mit, die Schiedsrichter sind häufig parteiisch. „Sie pfeifen selten gegen die Heimmannschaft“, sagt Albertz.

Zu den Schwächen des chinesischen Fußballs zählt der Deutsche auch die mangelnde Disziplin der Profis: „Da läuft jeder rum, wie er will.“ Anweisungen des Trainers würden oft nicht ernst genommen: „Manche hören nicht richtig zu, die quatschen nur.“

Ungewohnt ist für ihn auch, dass es nach dem Schlusspfiff sofort zurück ins Hotel geht: „Vielleicht denken die, Duschen ist

und sehr schlecht“, sagt sie. „In dieser Saison ist das Niveau höher.“ Albertz soll für sie nur der Anfang sein: Derzeit träumt Liu Xiaofei von einem Transfer des Schalkeers Andreas Möller.

Für einen Fußballer aus Europa gehört allerdings eine große Portion Mut oder Verzweiflung dazu, in diese fremde Fußballwelt im Fernen Osten einzutauchen: Nur die Stars bekommen einen Dolmetscher. Viele Legionäre verlassen selten ihr Hotelzimmer – außer zum Training und zu den Spielen, die teilweise mit extremen Reise Strapazen verbunden sind. Denn mal kicken sie im teils tropischen Yunnan, mal im hoch gelegenen Sichuan, dann wieder in der Steppe der Inneren Mongolei.

Andererseits lohnt sich der China-Kick: Während in Europa wegen des Sparzwangs vieler bislang wohlhabender Vereine etliche Profis in die Arbeitslosigkeit entlassen werden, ist in Peking oder Shanghai eine Jahresgage von einer Million Dollar, wie Liu sagt, „nicht unrealistisch“. Weil China auch im Fußball zur Großmacht aufsteigen

AUSSTELLUNGEN

Mit Wut zum Ruhm

Wer Bauwerke für die Ewigkeit schaffen will, sollte die Gegenwart mit kritischer Distanz betrachten. So lautete das Erfolgsrezept des Architekten Gottfried Semper (1803 bis 1879), des Schöpfers solcher Prachtbauten wie der Dresdner Oper und des Wiener Burgtheaters. Weder gefiel dem Hamburger sein Studienort Paris („Mist- und Hurtenpfütze“), noch begeisterte er sich für den Klassizismus seiner Kollegen („geistlose Nachäfferei“) – was ihn nicht davon abhielt, selbst in historischen Formen zu bauen. Dresden, wo er 15 Jahre lebte, lehrte und baute, empfand er immerhin als „göttlich“. Der Trubel, der nun anlässlich seines 200. Geburtstages veranstaltet wird, hätte womöglich sogar Semper gefallen. Von Donnerstag an feiert das Münchner Architekturmuseum in der Pinakothek der Moderne das „Semper-Jahr“: mit einer opulenten Schau, einem Werkverzeichnis und einigen Entdeckungen (bis 31. August, anschließend in Zürich). Viele Entwürfe seien bislang nicht bekannt gewesen, schwärmt Winfried Nerdin-



Semper-Entwurf für einen Pavillon der Londoner Weltausstellung 1851

ger, Direktor des Architektur museums. Dass ausgerechnet die Semper-Stadt Dresden keine Geburtstagsausstellung plant, hätte den Baukünstler erbost und erstaunt auch Nerdinger: „Die Dresdner haben das Semper-Jahr einfach verschlafen.“

POP

Die Rhythmen der Mode

Ohne penibel ausgetüftelte Klangkulissen stolzieren die Models bei den Modedefiles in Mailand, London oder Paris schon lange nicht mehr über den Laufsteg. Top-Designer wie Paul Smith, Vivienne Westwood oder Dries van Noten sorgen dafür, dass ihre Klamotten zu passenden Rhythmen exklusiver DJs den Einkäufern und Journalisten präsentiert werden. Die Compilation „The Music from the Fashion Week“ (George V Records) stellt nun auf zwei CDs 22 Titel vor, die prägend waren

für die diesjährigen Schauen. Auffallend: Ähnlich wie bei der Mode dominiert auch in der Musik hemmungsloses Zitieren. So waren Queen of Japan für Paul Smith mit einer elektronisch aufgepeppten Version des Rod-Stewart-Klassikers „Do Ya Think I’m Sexy“ vertreten, und die Japanerin Hanayo hat für Dolce & Gabbana „Joe Le Taxi“ von Vanessa Paradis nachgesungen. Die musikalischen Reminiszenzen an die Schauen sind allemal billiger als die Designer-Fummel – aber mindestens ebenso hip.



STEVE WOOD / ACTION PRESS

Van-Noten-Modell

LITERATUR

Trau keinem beim Radio

Als die USA in den Krieg eintreten und sich gegen Sabotageakte deutscher Spione im eigenen Land rüsten, sitzt der mäßig erfolgreiche Schriftsteller Jack Dulaney in Kalifornien wegen einer Prügelei und Widerstand gegen die Staatsgewalt im Knast – und bricht aus, um seiner in lebensgefährliche Bedrängnis geratenen einstigen Liebe Holly Carnahan aus der Klemme zu helfen. Doch erst mal heißt es, die Ex-Geliebte zu finden. Am Ende einer kuriosen Irrfahrt stößt Dulaney seine Holly in einem Kaff in New Jersey auf, wo sie unter anderem Namen bei einem Radiosender und als Sängerin in einer Strandbar arbeitet und vorgibt, ihn nicht zu kennen. Und dann sind da noch diese beiden merkwürdigen Deutschen, die für den Sender arbeiten. Sind sie Spione oder gar Mörder? Das Radio „geht dir ins Blut und verdirbt dich für alles an-

dere“, schreibt der US-Autor John Dunning, 60, der früher selbst eine Radiosendung moderierte. In seinem etwas verschachtelten, aber spannenden

Roman „Die Radiosängerin“ blickt er auf die Blütezeit des Hörfunks und der aufwendig inszenierten Hörspiele in den vierziger Jahren zurück. Die rasant erzählte Story lässt Jack Dulaney Karriere als Hörspielautor machen – und ihn immer tiefer in ein Dickicht aus Mord, In-

trige und Verschwörung geraten. Als dann eines Tages ein altes Hörspielskript mit viel politischem Zündstoff auftaucht, begreift Dulaney nach und nach: Um dem Mörder und dessen tödlicher Obsession auf die Schliche zu kommen, muss er das Skript auf Sendung bringen – mit entscheidenden Änderungen.

John Dunning: „Die Radiosängerin“. Aus dem Amerikanischen von Thomas Haufschild. Verlag Rütten & Loening, Berlin; 560 Seiten; 24,90 Euro.



THEATER

Zadek lässt den Planwagen ziehen

Erst spät hat der große Mann zu Brecht gefunden. Nur ein einziges Mal hat Peter Zadek, 77, immer noch der frischeste aus der Altherrenriege deutscher Regisseure, bislang ein Sprechstück des Erfinders des epischen Theaters inszeniert: „Der Jasager und der Neinsager“, 1993 am Berliner Ensemble (BE), der ehemaligen legendären Brecht-Bühne.

Nun hat sich Zadek im benachbarten Deutschen Theater Brechts Anti-Kriegs-Stück „Mutter Courage und ihre Kinder“ vorgenommen. Die Premiere ist am Donnerstag dieser Woche. Den Planwagen der Titelfigur zieht diesmal Zadeks Stamm-Protagonistin Angela



ROSWITHA HECKE

Winkler, Vadim Glowna

Winkler über die Bühne. Zadek hält die „Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg“ über die Marketenderin Anna Fierling, die am Krieg verdient und darüber zwar drei Kinder, aber nicht ihren Erwerbstrieb verliert, für das beste Stück über „normale Menschen im Krieg“.



ULI PERREY / DPA

Erener (M.) beim Grand Prix Eurovision in Riga

SCHLAGER

„Schönheit wird verstanden“

Die türkische Sängerin Sertab Erener, 38, über ihren Erfolg beim Grand Prix Eurovision in Riga und die Kunst des Bauchtanzes

SPIEGEL: Frau Erener, am 24. Mai haben Sie als erste Interpretin aus der Türkei den Grand Prix gewonnen. Bauen Ihre Landsleute Ihnen schon Denkmäler?

Erener: Ja, so ähnlich. Ich werde hier behandelt wie eine Königin, die Regierung ehrt mich auf Empfangen, und die Bevölkerung ist wie im Rausch. Manchmal ist es fast ein wenig unheimlich – die jungen Mädchen auf der Straße sehen alle aus wie ich, und ein Konzert in Istanbul, das wir kurzfristig angesetzt hatten, war innerhalb einer Stunde ausverkauft.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass Sie den Bemühungen der türkischen Regierung um einen EU-Beitritt einen Dienst erwiesen haben?

Erener: Zumindest denken das die Politiker. Gestern hat mir unser Regierungschef persönlich dafür gedankt, dass ich mit meinem Sieg seine politische Arbeit vereinfacht hätte.

SPIEGEL: Welchen Anteil hatte Ihre erotische Bauchtanz-Show am Erfolg?

Erener: Die Performance ist beinahe so wichtig wie das Stück. Hier hat sich gezeigt, dass türkische Konzepte von Schönheit auch in anderen Ländern verstanden werden. Im vergangenen Jahr ist übrigens eine Türkin zur „Miss World“ gekürt worden. Und in Cannes hat gerade ein türkischer Film den Großen Preis der Jury gewonnen.

Kino in Kürze

„Ganz und gar“. Was ihm fehle, fragt die Frau vom Arbeitsamt. „Eigentlich nur mein Bein“, sagt Torge. Nach einem Sturz vom Gerüst ist der junge Zimmermann aber vor allem seelisch ein Krüppel; die mitleidigen Blicke seiner Freunde hasst er so wie einst Kapt'n Ahab den Moby Dick. Torge (David Rott) wehrt sich mit Zynismus: Einem befreundeten Paar schenkt er zur Hochzeit eine Urne mit den Resten seines Unterschenkels, und beim Werben um Lisa (großartig: Mira Bartuschek), vielleicht die Frau seines Lebens, lässt er sich auf eine gewagte Wette ein. Das größte Risiko sind allerdings die Macher dieses Films eingegangen bei dem Versuch, ohne den in deutschen Produktionen über junge Erwachsene sonst üblichen Hose-runter-Humor



Bartuschek in „Ganz und gar“

von Torges Schicksal zu erzählen. Das Experiment ist ganz und gar geglückt: Mit lakonischem Witz, manchmal melancholisch, aber nie sentimental, zeigen Maggie Peren (Buch) und Marco

Kreuzpaintner (Regie), wie man die ersten Schritte ins Erwachsenenleben geht – und sei es auf nur einem Bein.

„28 Days Later“ ist es um die britische Insel nicht gut bestellt: Ein Virus hat nahezu die gesamte Bevölkerung in Zombies verwandelt. In Bildern, die so aussehen, als würden sie vor den Augen des Zuschauers verwesen, entwirft Danny Boyle („Trainspotting“) eine düstere Zukunftsvision, die durch gelegentliche Blutbäder farblich etwas aufgelockert wird. Nach einem starken Beginn und eindringlichen Szenen in einem entvölkerten London verpasst Boyle die Chance, das Zombie-Genre zu revitalisieren, weil er mit seinen Hochleistungs-Untoten, die wie im Zeitraffer töten, nur Gemetzel anrichtet, aber keine Spannung erzeugt.

KUNST

Ikone mit Phallus

Star-Fotograf Robert Mapplethorpe zeigt sie als verschmitzte alte Dame mit blitzenden Augen zwischen vielen Lachfalten, die unterm Arm ganz leger eine wuchtige Phallus-Skulptur trägt. Mehr als 20 Jahre ist es her, dass dieses Bild entstand, und die damals Porträtierte, die Künstlerin Louise Bourgeois, war vitale 70 Jahre alt. Nun, mit über 90 Jahren, ist sie erfolgreicher denn je. Im vergangenen Jahr wurden ihre manchmal unverblühten, meistens aber eher geheimnisvoll bis bedrohlich wirkenden Zeichnungen und Skulpturen auf der Kasseler Documenta gefeiert; anschließend in diversen anderen Museen zwischen Dänemark und Österreich. Die gebürtige Französin Bourgeois, die seit 1938 in New York lebt und mittlerweile als amerikanische Ikone gilt, kann das kaum beeindrucken. Den Kunstmarkt schon. Weil der Handel gern jedes Ruhmeshoch nutzt, schlossen sich Galerien von Zürich bis London sofort mit Verkaufsausstellungen an. Vom kommenden Mittwoch an will auch Berlin die

Grande Dame der Nachkriegs-Moderne mit einer Schau in der Akademie der Künste ehren (bis 27. Juli). Im New Yorker Whitney Museum sind vom 14. Juni an außerdem ihre in schlaflosen Nächten entstandenen legendären „Insomnia“-Zeichnungen zu sehen. Wenige Tage später beginnt in der Schweiz die wichtigste Kunstmesse der Welt, die Art Basel. Wen wundert's, dass dort gleich zehn Galerien Bourgeois-Arbeiten anbieten. Natürlich zu Rekordpreisen.



THE ROBERT MAPPLETHORPE FOUNDATION. COURTESY A+C ANTHOLOGY

Bourgeois-Porträt von Mapplethorpe

SCHRIFTSTELLER

Bei Reich-Ranicki überm Sofa

Eine Bücherwand daheim kann jeder haben. In der guten Stube von Deutschlands prominentestem Literaturkritiker aber ist eine Wand ausschließlich für Zeichnungen und Drucke reserviert – streng literaturbezogen: Porträts von Shakespeare bis Thomas Bernhard hängen da eng beieinander. Marcel Reich-Ranicki, der an diesem

Montag 83 wird, sammelt mit Leidenschaft, seit er 1967 ein Brecht-Porträt des Zeichners Gustav Seitz erhalten hatte. Nicht so sehr um bedeutende Kunstwerke geht es ihm dabei, sondern um Bildnisse von Autoren, die ihm nah waren und sind. „Meine Bilder“ heißt ein stattliches Buch, das soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen

ist (336 Seiten; 29,90 Euro) und neben den Bildern muntere Erläuterungen des Kritikers enthält, in denen er die Porträtierten, etwa den Feuilletonisten Alfred Polgar, einfühlsam skizziert. Ein Selbstporträt von Günter Grass, ein Geschenk des Doppelkünstlers, entlockt ihm geradezu eine Liebeserklärung. In dieser Woche werden 69 der Reich-Ranicki-Bilder von der Wand genommen und nach Lübeck transportiert, wo sie vom 22. Juni an im Buddenbrookhaus gezeigt werden sollen; im Oktober wird die Ausstellung dann in Frankfurt am Main gezeigt.



BERT BOSTELMANN / BILDFOLO



Reich-Ranicki, Polgar-, Grass-Darstellung

KUNST

Exzesse des Körperwahns

Selten war eine Epoche so aufs Äußere fixiert wie die der Generation Silikon. Doch während Werbung, Schönheitschirurgie und Fitnessindustrie den perfekten Body als Ideal feiern, zeigen sich viele Künstler und Lifestyle-Ästheten fasziniert vom Glamour des Makels.

Daniele Buetti hat nur Augen für die Schönsten der Schönen, und selbst die erscheinen ihm noch nicht aufregend genug. Deshalb tätowiert der Schweizer Künstler die teuersten Fotomodelle der Welt, und zwar so, dass sie anschließend richtig scheußlich aussehen. Wie geschwollene Narben wölben sich auf zarten Armen und blassen Wangen die Schriftzüge von Luxusmarken wie Christian Dior, Gaultier oder das doppelte C von Chanel.

Keine Sorge, Buetti, 46, vergreift sich nicht an den Claudia Schiffers und Naomi



MAGDALENA VASTERS, 2000-2001 (L.); VG BILDKUNST, BONN 2003 (R.)



Abbildung aus „Digital Beauties“, Buetti-Werk „Nothing to live or die for“, Tran Ba Vangs Bild „Ohne Titel“ (u.): Neue Baupläne für die Physis

Campbells dieser Welt, sondern sticht mit der Nadel in Hochglanz-Abbildungen. Gruselig wirken seine Verunstaltungen (die in einem neuen Buch zu bewundern sind) trotzdem*. Erster Eindruck beim Betrachter: autsch. Zweiter: Gut, dass die Stilperfektionistin Coco Chanel das nicht mehr erleben muss.

Buettis Mix aus Glamour und Grausamkeit verkauft sich hervorragend, seit Jahren gilt er als Star des Kunstmarkts. Dabei

ist er als Prophet einer schaurigen Vision unterwegs.

Denn die Makellosigkeit, die er zerstört (und so erst recht in den Blickpunkt rückt), ist schon an sich nur durch Torturen möglich: durch Schlankheitskuren, Fitnesswahn, plastische Chirurgie und anderes Schönheitsdoping. Die Zeiten, als Maler ihre Musen und Männermagazine ihre Playmates in aller natürlichen Pracht präsentierten, sind ein für alle Mal vorbei. Heute kann der Körper meist nur beeindrucken, wenn an ihm sichtbar manipuliert wurde.



* Christoph Doswald (Hg.): „Daniele Buetti“. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern; 256 Seiten; 39,80 Euro.

Hemmungslos wird das neue Körperbewusstsein in der Kunstwelt zelebriert. Derzeit dürfen etwa die Besucher der Kunsthalle Rotterdam über eine Ausstellung namens „Playboy Fotografie“ staunen: Die Damen auf den Bildern sehen allesamt so aufgerüstet aus, als hätte jemand mit Skalpellen und Silikon nachgeholfen.

Auch die junge Generation unter den Geisteswissenschaftlern und Soziologen treibt der Körperwahn um: So waren sich am vorvergangenen Wochenende die Teilnehmer des Kongresses „Utopische Körper“ an der Berliner Volksbühne darüber einig, dass sich alle gesellschaftspolitischen Paradiesvorstellungen mittlerweile auf den Körper verlagert haben. Die These jedenfalls lautete: „In Fitnesskult und Risikosport, gebräunten Urlaubsleibern und Cyberpunks sowie pornografischen und biotechnologischen Phantasien scheinen sich alte Menschheitsträume zu realisieren.“

Gemeint ist: Was interessiert uns die Weltpolitik, wenn wir mit unseren überflüssigen Pfunden zu kämpfen haben? Der moderne Mensch müht sich nicht deshalb leidend um Katharsis, damit er sich zu einem besseren Menschen entwickelt, sondern es geht darum, im Tanga knackiger zu wirken.

tünchten kleine Makel mit Kosmetik; die Gymnastik ist eine Erfindung der griechischen Antike.

Die zeitgemäße Steigerung heißt: obsessiver Masochismus. Nur wenn sich der Mensch körperlichen Gefahren aussetzt, sich lebenslang durchs Fitness-Martyrium quält und sich möglichst auch noch der Retusche durch die plastische Chirurgie aussetzt, ist er im dritten Jahrtausend angekommen. Der Muskelkater allein reicht nicht mehr als Lebenselixier. Ich lasse Botox spritzen, also bin ich.

Schon im vergangenen Jahrzehnt lautete die Frage: schweißtreibendes Laufband oder bequemes Fettabsaugen unter Narkose? Oder beides? Demnächst könnte die Gentechnik alle Probleme bereits vor der Geburt lösen.

Vorher will der Kölner Taschen Verlag – der mit Büchern etwa über Leonardo und „Digital Beauties“ erfolgreich zwischen Kunst, Lifestyle und Erotik angesiedelt ist – noch Hilfestellung leisten. Seit über zwei Jahren arbeitet Verlegerin Angelika Taschen an einem Buch über Schönheitsoperationen. Spätestens 2004 soll das „so etwa 600 bis 700 Seiten umfassende“ Mammutwerk erscheinen und auch eine Art

einmal auf der Düsseldorfer Königsallee umschauen.“

Spieglein, Spieglein an der Wand sind überflüssig, wenn die Nachbarin oder der Kollege wie der eigene Zwilling aussieht. Die mächtigsten Götter in der antiken Mythologie, allen voran Zeus, schlüpfen auch schon gern in fremde Körper – aber sie konnten sich auch ruck, zuck zurückverwandeln. In der realen Gegenwart aber werden Fashion Victims von Face Victims abgelöst.

Was ist noch Original, was optimierte Fälschung? Picasso sagte in den zwanziger Jahren, Kunst sei keine Wahrheit, sondern „eine Lüge, die uns die Wahrheit begreifen lehrt“. Nur, muss das auch für jedes Durchschnittsgesicht gelten?

Die (selbst ernannte) Künstlerin Orlan, wohnhaft in Paris, lässt ihr Gesicht seit vielen Jahren ummodellieren – und wirkt mittlerweile wie ein Monster, das nicht einmal ein moderner Frankenstein züchten könnte. Orlan ist Dauergast im OP; ihre Metamorphose lässt sie auch schon mal auf Monitore in Museen übertragen. Ärgerlich ist für die Dame nur, dass dieser bluttriefende Exhibitionismus kaum jemanden mehr aufregt in Zeiten, in denen der US-



Fotografie aus „Playboy“-Schau, Buetti-Bild „Chanel“, Ruff-Aufnahme aus der Serie „Nudes“: Schönheit auf schmerzhaften Abwegen

Die Veranstalter des Kongresses wollten ihrem Publikum neben Erkenntnisgewinn auch Unterhaltung bieten. Deshalb luden sie nicht nur zu kunstwissenschaftlichen Vorträgen – mit so drolligen Titeln wie „It always rains gold in pornotopia“ –, sondern engagierten auch ein paar Masseure und eine Fitnessweltmeisterin, die vorführen durfte, zu welch schneigem Muskelprotz sich die eigene Anatomie hintrimmen lässt.

Nicht erst das narzisstische 21. Jahrhundert ist darauf fixiert, den Körper (neuglobal: Body) einem straffen Idealbild anzunähern. Schon die frühen Ägypter über-

Werkkatalog der führenden plastischen Chirurgen enthalten.

Früher waren es außer Michael Jackson meist alternde Hollywood-Diven, die sich regelmäßig auf den OP-Tisch begaben. Heute gilt: Ob Mann, ob Frau, Teenager oder Rentner, Japaner oder Südländerin – sie alle streben mit Hilfe von Bleichmitteln, Implantaten und Kinnkorrekturen einer Einheitsmimik entgegen. Die Globalisierung fördert ein uniformes Gesicht: „Individualität gilt als Makel“, hat Verlegerin Taschen erkannt und meint: „Da muss man sich doch nur

Fernsehsender ABC live bei Schönheitsoperationen zugegen ist.

Es ist noch nicht lange her, da ließ sich die Interpretations-Elite etwa von der Gentechnologie hysterisieren. Philosophen wie Peter Sloterdijk raunten von einer neuen „Menschenzüchtung“; Kunstwissenschaftler erfanden flugs abgedrehte Begriffe wie „Transgene Kunst“.

Die Künstler selbst gingen unbekümmert vor. Weil das größte anzunehmende Schreckensbild in den späten neunziger Jahren Klon hieß, duplizierten sie sich mit viel Spaß schon mal selbst: wie der Brite

Paul Smith, der auf seinen Fotos in mehrfacher Ausführung zur Bierflasche greift.

Die in Australien lebende Künstlerin Patricia Piccinini, die als eine der „aufregenden jungen Künstlerinnen“ ihrer Heimat gilt (und schon als einer der Stars der im Juni beginnenden Kunst-Biennale von Venedig), wurde mit gruselig futuristischen Skulpturen bekannt. In Venedig zeigt sie etwa spielende Klonkinder, ihre „Game Boys Advanced“, und ein „Stilleben mit Stammzellen“. „Was ist schon normal, was ein Mutant?“, fragt Piccinini. Und was liegt im Trend?

Heute scheint es, als könnte für echte Trendsetter nur ein virtuell anmutender Körper, der wirkt wie frisch aus dem Cyberspace geschlüpft, optimale Aufmerksamkeit auf sich ziehen. „Matrix“ lässt grüßen: Möglichst digital und dabei am besten so wie die Computerspiel-Heldin Lara Croft auszusehen ist das Ziel – und auch eine Kunst. Vor allem, wenn man gestern noch mit der Superblondine Pamela Anderson verwechselt werden wollte.

Eine Schau in der Galerie der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig

sitzt, ist die Haut“, erkannte der Dichter Paul Valéry (1871 bis 1945) – und die ist nun endgültig zum letzten Abenteuerspielplatz geworden.

Das Londoner Kaufhaus Selfridges, bekannt für ausgefallene Marketing-Kampagnen, hat diesen Zeitgeist-Spleen erkannt und genutzt. So wurde die Kundschaft vor kurzem mit einem mehrwöchigen Werbe- und FKK-Spektakel namens „Body Craze“ zum Gucken und Konsumieren angeregt. Tattoo- und Piercing-Schausteller, Tänzer, Akrobaten und Künstler zeigten den Körperkult in allen Variationen.

Auf Geheiß des Fotografen Spencer Tunick drängelten sich zum Beispiel Hunderte von nackten Komparsen auf Rolltreppen und zwischen Verkaufsvitrinen. Man könne heutzutage nicht einmal mehr eine Käseprobe kaufen, ohne fast zwangsläufig ein paar Nackten zu begegnen, lästerte der britische „Guardian“.

Der Prominenz schien's zu gefallen. Die Popdiva Kylie Minogue kam zur Eröffnungsparty; Jerry Hall, Ex-Gefährtin von

Werbeabteilung von Selfridges freute sich über die „brutalen Perversionen“ mit der menschlichen Haut.

In der Kunstwelt gehört der Schmerz am eigenen Leib längst zu den bewährten Attraktionen. „Phantom der Lust. Visionen des Masochismus in der Kunst“ heißt eine Ausstellung in der Neuen Galerie in Graz. Sie ist Teil eines Festivals, das noch bis Ende August an den Schriftsteller Leopold von Sacher-Masoch erinnern will – an den Mann, der im 19. Jahrhundert so gern über erotische Grausamkeiten philosophierte und der den Weg ins neue Millennium ebnete: „Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert Sacher-Masochs sein“, prophezeien die Veranstalter.

Die Besucher der diesjährigen Kulturhauptstadt Graz sollen erleben, wie sich Sacher-Masochs Gedankenspiele durch zeitgenössische Kunst aktualisieren lassen – wobei heute glamouröser und steriler gequält wird als in den sechziger Jahren, der Zeit der schmutzigen Körper-Aktionisten.

Die Künstlerin Irene Andessner, ein österreichisches Enfant terrible, spielt in ihren Video-Auftritten die Peitsche schwingende erste Gattin Sacher-Masochs. Gilles Berquets Fotografie „Mechanische Puppe“ aus dem Jahr 2001 zeigt eine sehr lebendige Frau, nur nähert sich ihrer Brust gerade eine Furcht erregende Schraubzwinge. Eine andere Dame, fotografiert und digital aufgemotzt von Nicole Tran Ba Vang, scheint sich gerade selbst aufzuschnüren – wie ein Mieder liegt die Haut auf ihrem Körper.

Das Werk kann als Sinnbild gelten. Es hat den Anschein, als fühlte sich die halbe Menschheit nicht mehr wohl in der eigenen Haut. Zugleich war selten eine Epoche so körperfixiert wie die heutige – aber nur, wenn es um die eigene Perfektion geht. Fremdkontakte werden im Posthumanismus weitgehend ausgeschlossen.

Stellvertretend für all die heimlichen Erotik-Autisten begibt sich der deutsche Fotokünstler Thomas Ruff seit Jahren ganz offiziell ins Internet, um das Porno-Angebot zu sichten. Er hat sich die wildesten Bilder von Kleinstorgien und Lolita-Schönheiten heruntergeladen, sie digital verwischt, auf Fotopapier gezogen und zur Kunst erklärt. Für einen Abzug in der Größe 140 mal 110 Zentimeter verlangen Ruffs Galeristen (demnächst auf der Kunstmesse Art Basel) schon mal 25 000 Euro.

Schöne neue Phantasiewelt. Früher oder später ereilt das Alter und dazu die ein oder andere Gebrechlichkeit dann doch jeden, sogar den übermenschlichsten Adonis.

Rechtzeitig daran erinnern wollte der französische Künstler Gilles Barbier. In seinem Wachsfigurenkabinett „Altersheim“ kann sich Superman nur noch mit einer Gehhilfe fortbewegen, aber wenigstens ist er nicht allein: Catwoman, Batmans Gegenspielerin, etwa hat sich lahm, träge und schlaff in einen Fernsehsessel geplazt.

ULRIKE KNÖFEL



Selfridges-Kampagne mit Gast Minogue und Aktion von Tunick: FKK bis zur Käsetheke

widmet sich alten und neuesten Bauplänen für die Körperkonstruktion. Unter dem Motto „Bellissima“ simulieren Künstler die „Herstellung von Schönheit“, warnen vor „Rückwirkungen auf reale Körper“ – und stellen den Zuschauern die Frage, ob „die Suche nach Schönheit auf gefährliche Abwege führt“.

Offenbar. Denn viele der besonders Körperbewussten sind ihrer eigenen Perfektion schon wieder überdrüssig. Warum sonst wird der aufgepöppelte Körper gleich wieder tätowiert, operiert, gepierct und gequält? „Das Tiefste, was der Mensch be-

Mick Jagger, posierte im Schaufenster als Venus. Entgegen vielen Gerüchten und zur Enttäuschung der Kundschaft tauchte sie dann doch bekleidet auf.

Eigentlich ging es bei dem ganzen Brimborium sowieso nicht um den nackten Körper, sondern darum, was man mit ihm anstellen kann: Das australische Supermodel Elle McPherson zog sich aus, um sich öffentlich mit Latex anpinseln zu lassen. Und ein paar Extrem-Artisten geißelten sich in einer Show, die als „schmerzhaftes Entertainment“ angepriesen wurde und in der auch Fleischhaken eine Rolle spielten. Die

FILM

Mit dem Dolch im Gewande

„Hero“ von Zhang Yimou ist Chinas teuerstes Kinospektakel. Jetzt läuft das Kung-Fu-Opus in den Kinos an.



YOSHIO SATO / LI ZHUORONG CONSTANTIN

Hongkong-Star Cheung in „Hero“: Weibliche Anmut des Säbelschwingens

Die Einführung des Handkantenschlags in die Welt-Kinogeschichte – sie ist dem Amerikaner Bruce Lee zu verdanken, der vor gut 30 Jahren in Hongkong zum Action-Star aufstieg – hat mehr dafür getan, den Osten dem Westen nahe zu bringen als, etwa zur selben Zeit, Nixons Besuch bei Mao. Der Vorzug der martialischen Künste Asiens gegenüber den Western-üblichen Feuerwaffen liegt natürlich, im Kino, ganz im Auge des Betrachters: Man hat mehr davon.

Nach dem Vitalitätsschub, den einst der Spaghetti-Western Hollywoods Pferdeopern verpasste – durch die scharfe Beschleunigung jedes Kugelwechsels zum einen und zum anderen durch die Erhebung des Berufskillers zum idealtypischen Helden –, haben die Hongkong-Künste den stärksten Einfluss auf das globale Spektakel-Business ausgeübt: Seit John Woo die Schießerei mit Zeitlupen-Pathos in Mode gebracht hat, wird von einem Berufskiller erwartet, dass er beidhändig gleichzeitig schießen, aber auch stahlhart wie ein Karatemeister mit Schwarzem Gürtel zuschlagen kann.

Auf diesem Weg ist der kleine, quicke Chinese Jackie Chan zum berühmtesten Filmstar der Welt aufgestiegen, und der amerikanisierte Taiwaner Ang Lee hat seinen Landsleuten in „Tiger and Dragon“ vorgeführt, wie man die Staccato-Schläge-

reien durch Schwertkampf-Choreografien nach Art der Peking-Oper verfeinert und zu einer eigentlichen Kung-Fu-Kinokunst erhebt. Da stehen wir nun und staunen.

Den westlichen Höhepunkt des Booms stellt natürlich das Phänomen „Matrix“ dar, dessen Macher einst ihren primären Ehrgeiz daransetzten, einen erstklassigen Hongkong-Film mit amerikanischen Darstellern zu Stande zu bringen, wobei ihr wichtigster Komplize ein berühmter chinesischer Action-Choreograf war.

Dem stellt sich nun als östlicher Gipfel Zhang Yimous Film „Hero“ gegenüber, der den aus Peking stammenden, aber längst nach Hongkong und Hollywood abgewanderten Star Jet Li in seine Heimat zurückbringt (flankiert von zwei der größten Hongkong-Stars: Maggie Cheung und Tony Leung) und in einer rauschhaften Historienphantasie die klassischen Kampfkünste mit unvergleichlicher artistischer und ästhetischer Virtuosität feiert.

Der Zweikampf als Zeremoniell, als Ritual, als heilige Handlung, als Selbstzweck: Es lässt sich wunderbar davon schwärmen, mit welchem Raffinement Zhang dieses Fest der Schönheit inszeniert, wie atemberaubend sein australischer Fotograf Christopher Doyle die Kamera über das Türkisgrün eines spiegelnden Bergsees, den Ockerton einer Wüstenszenerie oder das herbstliche Gold eines Eichenhains dahinfliegen lässt, mit welch tänzerischer Anmut die Heroinnen (nach chinesischer Theatertradition den Männern durchaus gleichwertige Kämpferinnen) ihre Schwerter schwingen oder wie ausgeklügelt die Märchenkostüme der japanischen Ausstatterin Emi Wada sich die Spielregeln von Zhangs Farbdramaturgie zu Nutze machen – aber ach, irgendwann ist es einfach zu viel des Schönen, zu viel des Guten. Das Auge, übersättigt, will nicht mehr; der Film ist vor lauter Kunst nichts mehr als Kunst.

Seltsam, auf welchen Wegen der Unruhegeist Zhang Yimou diesen Gipfel der Künstlichkeit erklommen hat. Mitte der neunziger Jahre, nach dem politisch allzu brisanten Film „Leben!“, der in China noch immer verboten ist, schien er sich unauffällig gemacht zu haben durch volkstümliche Basisarbeit, die kaum nach Festivalerfolg im Westen schielte (zwei empfindsame Dorfschulgeschichten, zwei deftige Großstadtkomödien, zuletzt „Happy Times“), dazwischen eine importierte Chinoiserie, die wenig zu ihm passen wollte, die Pompinszenierung von Puccinis „Turandot“ in Pekings Verbotener Stadt – und nun also, doch überraschend, bei der Berlinale-Premiere die Erklärung, ein großer, purer Kung-Fu-Film sei schon immer sein Traum gewesen, und den habe er sich mit „Hero“ erfüllt.

„Hero“ gilt, durchaus glaubhaft, als der teuerste Film, der je in China gedreht wurde, und er erinnert merkwürdig an jenen, der vor ein paar Jahren als der bislang teuerste chinesische Film präsentiert wurde: „Der Kaiser und sein Attentäter“ von Zhangs frühem Kompagnon und Rivalen Chen Kaige. In „Hero“ geht es um denselben, vor gut 2200 Jahren verstorbenen Kaiser und seine Angst vor Mördern, allerdings nicht (wie bei Chen) um eines der historisch verbürgten Attentate auf ihn, sondern als fiktives Kampspektakel um die tödliche Rivalität zwischen verschiedenen Attentätern und als Ideendrama um eine gleichnishafte Auseinandersetzung mit der Moral des Herrschermords.

Idealistischer Klassiker-Stoff also, schon im 19. Jahrhundert als Abitur-Aufsatzthema beliebt und auch besonders von Schiller geschätzt, der den Tyrannenmörder mit der Armbrust oder dem Dolch im Gewand agieren und sogar einen Selbstmordattentäter mit päpstlichem Segen auftreten ließ. Zhang gewinnt, kein Wunder, dem Diskurs zwischen Kaiser und Mörder um Gewalt und Gegengewalt nicht eigentlich neue Ideen ab, doch einen neuen Theatercoup. Und wo er seinen Blick auf die meditative, ja spirituelle Seite der Kampfkunst richtet, öffnet sich eine verblüffende Verbindung zur Kalligrafie.

Einer jener Spitzen-Starkiller, von denen der Film handelt, hat sich in jahrelanger Konzentration als Kalligraf geübt und fetzt nun mit schrubberbreitem Pinsel das Ideogramm für „Krieg“ so wuchtig aufs Papier, dass sich sogar der Kaiser davon beeindruckt zeigt.

Krieg gut? Krieg böse? Der Kaiser ist ein Kriegskaiser, und er legitimiert das Blut der Hunderttausende, das er vergießt, mit der Überzeugung, wenn alle Feinde besiegt seien, werde ewiger Friede ausbrechen. Das Pathos, mit dem Zhang und sein Komponist Tan Dun diese kaiserliche Botschaft untermalen, ist gewaltig, doch die Geschichte der letzten 2200 Jahre gibt ihm leider nicht so recht Recht.

URS JENNY

KINO

Gestern ein König

Vor sechs Jahren brachte er den Knüller „Titanic“ ins Kino, seither plagt James Cameron eine Krise – und die Frage: Hat das heutige Hollywood keine Arbeit für seine kreativsten Köpfe mehr?



Leonardo DiCaprio und Kate Winslet in „Titanic“: *Triumph über alle Budgetgrenzen*

Triumphierend reckte er den Arm empor, der glorreiche Sieger der teuersten Materialschlacht, die Hollywood je geschlagen hatte, und erklärte das ganze Kino zu seinem Reich: „I’m king of the world!“, rief James Cameron im Frühjahr 1998 bei der Oscar-Verleihung, als er gleich drei Trophäen für seinen Film „Titanic“ erhielt, der gerade Kassenrekorde brach.

Diesen Satz sollte er noch oft bereuen. Denn selbst in Hollywood gibt es für Größenwahn eine Grenze – und für Neid keine. Also wartete die halbe Traumfabrik fortan auf den Sturz des selbst ernannten Herrschers, war die Presse begierig, Cameron einen Zacken nach dem anderen aus der Krone zu brechen.

Doch Cameron, 48, tat seinen Gegnern nicht den Gefallen, Schiffbruch zu erleiden – er drehte einfach keinen Spielfilm mehr. Stattdessen unternahm er einen Selbstversuch, um herauszufinden, wie tief ein Mann sinken kann, der einmal ganz oben war. Er tauchte mehrere tausend Meter tief zu zwei Schiffswracks hinab – dem des 1941 gesunkenen deutschen Zerstörers „Bismarck“ und dem der „Titanic“ – und kehrte mit zwei Dokumentarfilmen vom Meeresgrund zurück: „Expedition: Bismarck“ und „Ghosts of the Abyss“ (zu Deutsch etwa: „Geister der Tiefe“), eine maritime Spurensuche im Bauch der „Titanic“ in 3-D.

Der nächste Film ist immer der schwerste. Diese Erfahrung machte nicht nur Cameron. Eine Woche nachdem die „Titanic“ im Dezember 1997 anlief, kam „Jackie Brown“ ins Kino – und blieb bis heute die letzte Regiearbeit von Hollywoods Wunderkind Quentin Tarantino. Hat die Traumfabrik für ihre erfolgreichsten Regisseure keine Arbeit mehr?

Ganz so weit ist es noch nicht. In Cannes wurde immerhin viel über Tarantinos neues Werk „Kill Bill“ geredet, das angeblich immer noch nicht fertig ist, aber im Oktober in die Kinos kommen soll. Die dort gezeigten Filme, auch „Ghosts of the Abyss“, verkamen dagegen eher zu Randereignissen. Dennoch zeigt auch Tarantinos Lavieren: Megalomanische Regisseure mit Geniebonus wie Cameron und Tarantino



EVERETT COLLECTIONS



Cameron in der Oscar-Nacht (1998)
Wie tief kann ein Mann sinken?

tun sich in Hollywood mit ihren neuen Projekten immer schwerer.

Klar, mit dem Erfolg wird man wählerisch. In Cannes wurde Cameron vor dem Hotel Carlton mit Werbe-Aufbauten für das Anfang Juli startende Action-Spektakel „Terminator 3“ konfrontiert. Die Figur des von Arnold Schwarzenegger gespielten künstlichen Menschen ist Camerons Schöpfung. Mit dem ersten Film begann 1984 seine steile Karriere, 1991 ließ er die Fortsetzung folgen.

Den dritten Teil hat nun ein anderer Regisseur namens Jonathan Mostow inszeniert. Cameron, ganz überzeugter Autorenfilmer, sagt, ihn hätte das Projekt nur interessiert, wenn er selbst das Drehbuch geschrieben hätte. Und alles, was ihm zu diesem Stoff einfiel, habe er bereits erzählt.

Doch die Frage lautet: Was hat der Mann überhaupt noch zu erzählen? „Über das Leben zu ebener Erde werden genug Filme gedreht“, sagt er gereizt. „Das überlasse ich anderen. Die können das besser. Aber die sind nicht im Stande oder haben keine Lust, das zu machen, was ich mache. Mich faszinieren der Weltraum und die Meerestiefe. Ist es falsch, Filme über Dinge zu machen, die einen interessieren? Straßen, Autos, teure Restaurants – das ist nicht meine Welt.“

Cameron hat eine eigene Vorstellung von Exklusivität – er will an Orte gelangen, an denen niemand vor ihm war, zumindest nicht mit einer Kamera. Das macht ihn in einem Hollywood, das immer mehr auf Fortsetzungsfilm setzt, zum Außenseiter. Von Mai bis August kommen in den USA 18 Fortsetzungen oder Remakes wie „3 Engel für

„Ghosts of the Abyss“-Szene
Erkundung des Geisterschiffs

Charlie – Volle Power“, „Bad Boys 2“ oder „Natürlich blond 2“ ins Kino.

Ironischerweise hat Cameron in seiner Karriere selbst gleich drei Fortsetzungen inszeniert, darunter den für sieben Oscars nominierten Horrorfilm „Aliens – Die Rückkehr“ (1986). Dem Kino erschloss er mit ihnen allerdings stets technisch-ästhetisches Neuland. Vielleicht sollte man „Ghosts of the Abyss“ so sehen: als Nachfolgewerk zu „Titanic“, als Fortsetzung eines Films, der sich nicht fortsetzen lässt.

So hat er nichts Besseres zu tun, als fünf Jahre nach seinem Oscar-Triumph für „Ghosts of the Abyss“ auf Werbetour zu gehen. Halb verschattet flaniert er durch die Lobby eines Londoner Kinos. Er trägt einen blauen Anzug, der ihm nicht steht, weil ihn auch der teuerste Stoff der Welt nicht so gut kleidet wie ein Taucheranzug. Ein wenig wirkt er wie ein Vertreter, der seine Kundschaft davon überzeugen will, dass er einen Schatz gehoben hat.

„Kein menschliches Wesen wird die ‚Titanic‘ je mit bloßer Hand berühren können“, erzählt Cameron. „Dort unten ist und bleibt sie unberührbar. Aber wir sind mit unseren Kameras in ihr Inneres eingedrungen.“

Dann nestelt er unruhig an seinen Ärmeln und erwartet die nächste Frage wie eine Breitseite. Hollywood macht seine größten Sieger zu Paranoikern. Man spürt, unter welchem inneren Druck dieser Mann ständig steht. Dass James Cameron je entspannt ist, kann man sich kaum vorstellen.

Männer wie er brauchen zum Ausgleich womöglich den größtmöglichen äußeren Druck – sei es den Erfolgsdruck Hollywoods oder den Wasserdruck des Ozeans. Weil Cameron der erste Filmregisseur im All sein wollte, trainierte er im russischen Weltraumzentrum; in einer Zentrifuge erfuhr er, wie es sich anfühlt, wenn Tonnengewichte auf den Körper zu pressen scheinen.

Eigentlich ist Cameron für das heutige Hollywood also wie geschaffen. Dort steigt mit den gewaltigen Budgets stets auch der Erwartungsdruck auf den Regisseur. Wohl deshalb stehen immer mehr Brüderpaare wie die Wachowskis („Matrix Reloaded“) oder die Coens („Fargo“) hinter der Kamera: weil man vier Schultern braucht, um die Verantwortung für einen Film zu tragen. So macht die Leistung, die „Titanic“-Produktion gestemmt zu haben, Cameron noch immer zum Titanen der Traumfabrik.

Wenn man das Geld mit beiden Händen zum Fenster rauswirft, kommt es durch die Tür wieder herein, lautet eine alte Hollywood-Regel. Vielleicht versenkte Cameron bei den Dreharbeiten zu „Titanic“ die Millionen deshalb so locker, wie Touristen im Urlaub Münzen in Brunnen werfen.

Bevor das Werk, dessen Kosten sich am Ende auf 200 Millionen Dollar beliefen, ins Kino kam, ging in Hollywood die Angst um, ein einziger Film könnte auf einen



Fortsetzungsfilme „Matrix Reloaded“, „Terminator 3“, „Der Herr der Ringe – Die zwei Türme“: *Die Traumfabrik setzt auf bewährte Stoffe*

Schlag zwei der traditionsreichsten Studios ruinieren: 20th Century Fox und Paramount hatten sich zusammentun müssen, um „Titanic“ zu finanzieren.

Und es gab nicht wenige in der Branche, die auf diesen Super-GAU hofften: Nur er, glaubten sie, könnte dem grassierenden Gigantismus in Hollywood Einhalt gebieten. Doch es kam anders: Die ungeheuerliche Summe von über 1,8 Milliarden Dollar spielte „Titanic“ allein an den Kinokassen ein und ebnete weiteren Super-Produktionen wie der „Herr der Ringe“-Trilogie oder den „Matrix“-Fortsetzungen den Weg.

Cameron schuf ein Hollywood, das keine Grenzen des Budgets und des Aufwands mehr zu kennen scheint und in dem es für

ihn nun unmöglich ist, einen Film zu machen, der die Erwartungen nicht enttäuscht. Egal, was er in Angriff nähme, er wäre schon vorher ein Gescheiterter. Und so flüchtet er vor Hollywood – so hoch hinaus und so tief hinab wie möglich: ins All oder auf den Meeresgrund.

Die Geister der Tiefe, die Cameron rief, wird er einfach nicht mehr los. Der Dokumentarfilm ist Camerons Versuch, der „Titanic“-Euphorie, die er selbst ausgelöst hat, auf den Grund zu kommen. Und vielleicht hofft er dort zu finden, wonach Hollywood seit je sucht: den Stoff, aus dem die Träume sind, den Schlüssel des Erfolgs.

Über 100 Millionen Dollar soll Cameron an „Titanic“ verdient haben. Dafür kann

man sich eine Menge kaufen, aber eines wohl nicht: Gelassenheit. Er habe viele Projekte, raunt er. Als Nächstes werde er einen Spielfilm in 3-D drehen. „Ich schreibe gerade die dritte Fassung des Skripts, fange Ende des Jahres mit den Dreharbeiten an und bringe den Film 2005 ins Kino.“

Cameron sagt dies in einem Tempo, das jeden Zweifel hinwegfegen soll. Doch worum geht es in dem Film? „Das ist top secret! So geheim wie das Manhattan Project.“ Ein Filmprojekt – so geheim wie die Erfindung der Atombombe? Ein Vergleich, den man nur belächeln kann. Doch Cameron lächelt nicht. In seinem Gesicht findet sich keine Spur von Ironie. Dieser Mann meint es ernst.

LARS-OLAV BEIER



Autor Apel
Den Spieß umgedreht

LITERATUR

Hausmann mit Joint

Der Germanist Friedmar Apel erzählt in „Das Buch Fritze“ von den tragikomischen Abenteuern eines Pechvogels – ein listig-furioses Romandebüt.

Früher hat das Beten noch geholfen. „Denn Du bist der Gott der Liebe und des Erbarmens“, hört Fritze von den Großeltern. Aber schon bei der Story vom streng bewachten Garten Eden kommt dem Buben eine Idee: „Hinten ist noch offen, man muss nur den Draht wegmachen.“ Das findet Oma gar nicht lustig: „Der Paradiesgarten hat keine Hintertür.“

Fritze mag es nicht glauben. Immer wieder wird er nach Hintertüren suchen, und immer wieder landet der Held von Friedmar Apels Roman „Das Buch Fritze“ dabei auf der Nase: als Schulschwänzer, Fußballer, Liebhaber, Dealer und Erzähler, als V-Mann, Bauzeichner, Versicherungsvertreter und Vater**. Nicht einmal im Gefängnis macht Fritze eine gute Figur. Bloß kesse Sprüche hat er jederzeit parat.

Seltsamer als der tragikomische Verweigerer ist eigentlich nur, wer ihn erfunden hat: ein gestandener Literatur-Professor in Bielefeld, der gelegentlich Rezensionen für die „Frankfurter Allgemeine“ schreibt, vor allem aber viel Gelehrtes über Goethe, Kleist oder zum Thema „Deutscher Geist und deutsche Landschaft“ verfasst hat.

Davon lässt sich Friedmar Apel, 54, bei seinem gewitzten Erzähldebüt allerdings kaum etwas anmerken – schon gar nicht, dass er sich dienstlich momentan hauptsächlich in so genannten Strukturkommissionen damit plagen darf, wie der Lehrplan endgültig bürokratisiert werden kann.

Lustvoll und listig blättert er auf, was Fritzes Notizhefte erzählen: Die Geschichte „von einem, der versucht hat, dem Leben zu halten, was es ihm versprochen haben will“. Wie dieser Satz die Maßstäbe umkehrt, dreht auch Fritze jeden Spieß am liebsten so lange um, bis er sich wieder auf ihn selbst richtet.

Im stockkatholischen Eichsfeld, gleich hinter der noch jungen Zonengrenze, beginnt diese Quertreiber-Existenz; fromme Floskeln werden Fritze bis zuletzt durch den Kopf gehen. Schon bald freilich darf das Kind nach Familienabsprache in den Westen fliehen. Mutter liebt den Wodka, Vater redet vom „inneren Schweinehund“, den man besiegen müsse. Vergebens:

Fritze isst Brotsuppe, und ihm wird schlecht, und er bricht in den Teller. Was rauskommt, sieht genauso aus, wie was drin ist, fällt kaum auf, sagt Fritze. Die Geschwister kichern, und es hagelt Ohrfeigen, und der Vater sagt, das ist ja widerlich, und Fritze soll in die Küche an den Katzentisch.

Zwischen dem Zigeunermädchen Ramona vom Rummelplatz, der Schwedin Lena, zu der er unabgemeldet nach Göteborg trumpt, und Genia („Redet schlaue daher, aber ist flach wie ein Brett, sagt Fritzes Mutter“) stolpert der Antiheld unerschrocken ins Leben. Schon die Schulzeit allerdings endet im Desaster, nachdem Fritze sämtliche Oberstufen-Klassenbücher fachmännisch und dekorativ im Parkteich versenkt hat.

Zwölf „Stationen“ des Schicksals verzeichnen die angeblichen Notizhefte, und jede wird untermalt vom Echo der vielen Sprachklänge, die ein gewitztes Kind so aufsnappt: Volksliedfetzen, ein medizi-

nisches Gutachten, Märchentöne und Mörike-Verse, Songzeilen wie „Die Zeit des Zögerns ist vorbei“ von den Doors und eine Gebrauchsanleitung zum Kiffen, all das formt sich zu einem komisch-lakonischen Puzzle der Nachkriegsjahrzehnte.

Fritze fährt mit der Oma nach Berlin, damit sie mal rauskommt. Bei der Grenzkontrolle in Marienborn hat die Oma Angst. Haben Sie Waffen dabei, fragt der Grenzer. Wieso, sagt Fritze, braucht man die hier. Da kommt der Alexander TS in den Schuppen und wird durchsucht.

Fast schon logisch, dass es in Berlin mit dem Abitur ebenso wenig klappt. Erst lässt sich Fritze ausgerechnet mit der Vermieterin ein, dann zeigt ihm das Hippie-mädchen Mirja die Liebe in freier Natur, aber auch die Freuden von LSD und anderen neuartigen Genussmitteln. Nach Murphys Gesetz, dass die schlimmste denkbare Wendung immer auch eintritt, wird er prompt erpressbar, muss den Heroinkurier spielen und landet als Drogen-Wrack bei den entsetzten Eltern.

Zur Karikatur verkommt der Schelm dennoch nie. Noch als lethargischer Schmerzens-Hausmann („Morgens ein Joint, und der Staubsauger ist dein Freund“), der sogar der eifrigen Suchttherapeutin das Wort im Munde umdreht, verdient sich Fritze schmunzelndes Mitleid und die Hoffnung, irgendwie werde er vielleicht noch die Kurve kriegen.

Das Wunder bleibt natürlich aus – dafür ist es Apel mit seiner Parodie auf Hiobs Leiden und den Kreuzweg denn doch zu ernst. Ganz mag der Sprachjongleur es eben nicht verhehlen, dass sein umgekippter Bildungsroman bei allem Jokus auch als Bilanz gemeint ist: Seine Mär vom traurigen Schlingel porträtiert Deutschland schärfer als manch ein dickes Geschichtsbuch.

JOHANNES SALTZWEDDEL



Hippie-Leben im Film*: Liebe in freier Natur, LSD und andere Genussmittel

* Szene aus dem Film „Rote Sonne“ von Rudolf Thome (1969) mit Uschi Obermeier (l.).

** Friedmar Apel: „Das Buch Fritze“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 192 Seiten; 7 Euro.

Belletristik

- 1 (3) **Eric-Emmanuel Schmitt**
Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran Ammann; 12 Euro
- 2 (1) **Nuala O'Faolain** Ein alter Traum von Liebe Claassen; 22,90 Euro
- 3 (2) **Ildikó von Kürthy** Freizeichen Wunderlich; 17,90 Euro
- 4 (4) **Jeffrey Eugenides** Middlesex Rowohlt; 24,90 Euro
- 5 (–) **Donna Leon**
Die dunkle Stunde der Serenissima Diogenes; 19,90 Euro

Verborgene Schatzkammern, Sammler und üble Machenschaften: Commissario Brunetti ermittelt im Kunsthandel
- 6 (5) **John Grisham** Die Schuld Heyne; 25 Euro
- 7 (6) **Paulo Coelho** Der Alchimist Diogenes; 17,90 Euro
- 8 (8) **Henning Mankell** Die Rückkehr des Tanzlehrers Zsolnay; 24,90 Euro
- 9 (9) **Yann Martel** Schiffbruch mit Tiger S. Fischer; 19,90 Euro
- 10 (10) **Amelie Fried**
Liebes Leid und Lust Heyne; 20 Euro
- 11 (7) **Walter Moers** Rumo & Die Wunder im Dunkeln Piper; 26,90 Euro
- 12 (20) **Tim Parks** Doppelleben Kunstmann; 24,90 Euro
- 13 (11) **Judith Hermann** Nichts als Gespenster S. Fischer; 17,90 Euro
- 14 (15) **Marianne Fredriksson**
Geliebte Tochter W. Krüger; 19,90 Euro
- 15 (14) **Elke Heidenreich/Bernd Schroeder**
Rudernde Hunde Hanser; 15,90 Euro
- 16 (13) **Henning Mankell** Tea-Bag Zsolnay; 24,90 Euro
- 17 (19) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch Carlsen; 22,50 Euro
- 18 (12) **Sándor Márai**
Wandlungen einer Ehe Piper; 19,90 Euro
- 19 (16) **Stephen King**
Im Kabinett des Todes Ullstein; 22 Euro
- 20 (–) **Emma McLaughlin/Nicola Kraus**
Die Tagebücher einer Nanny Manhattan; 21,90 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Michael Moore** Stupid White Men Piper; 12 Euro
- 2 (2) **Stefan Effenberg** Ich hab's allen gezeigt Rütten & Loening; 19,90 Euro
- 3 (3) **Allan Pease/Barbara Pease**
Warum Männer lügen und Frauen immer Schuhe kaufen Ullstein; 16,95 Euro
- 4 (5) **Inge Jens/Walter Jens**
Frau Thomas Mann – Das Leben der Katharina Pringsheim Rowohlt; 19,90 Euro
- 5 (4) **Emmanuel Todd** Weltmacht USA – Ein Nachruf Piper; 13 Euro
- 6 (6) **Ulrich Janßen/Ulla Steuernagel**
Die Kinder-Uni – Forscher erklären die Rätsel der Welt DVA; 19,90 Euro
- 7 (8) **Werner Tiki Küstenmacher/Lothar J. Seiwert**
Simplify your life Campus; 19,90 Euro
- 8 (11) **Wolfgang Büscher** Berlin – Moskau Eine Reise zu Fuß Rowohlt; 17,90 Euro
- 9 (9) **Jana Hensel** Zonenkinder Rowohlt; 14,90 Euro
- 10 (13) **Angelica Domröse** Ich fang mich selbst ein – Mein Leben Lübbe; 19,90 Euro
- 11 (10) **Udo Ulfkotte** Der Krieg in unseren Städten – Wie radikale Islamisten Deutschland unterwandern Eichborn; 19,90 Euro
- 12 (12) **Peter Scholl-Latour** Kampf dem Terror – Kampf dem Islam? Propyläen; 24,90 Euro
- 13 (–) **Norman Mailer** Heiliger Krieg: Amerikas Kreuzzug Rowohlt; 12,90 Euro
- 14 (7) **Hans-Christian Huf** Mit Gottes Segen in die Hölle – Der Dreißigjährige Krieg Econ; 25 Euro
- 15 (14) **Königin Noor** Im Geist der Versöhnung – Ein Leben zwischen zwei Welten List; 24 Euro
- 16 (17) **Eric Laurent** Die Kriege der Familie Bush – Die wahren Hintergründe des Irak-Konflikts S. Fischer; 16,90 Euro
- 17 (19) **Spencer Johnson** Die Mäuse-Strategie für Manager Ariston; 14,90 Euro
- 18 (18) **Klaus Bednarz** Östlich der Sonne – Vom Baikalsee nach Alaska Rowohlt; 19,90 Euro
- 19 (–) **Anonyma**
Eine Frau in Berlin Eichborn; 19,90 Euro

Mit leerem Magen und kühlem Verstand überlebt eine Berlinerin die Rache der Sieger am Ende des Zweiten Weltkriegs
- 20 (15) **Mariam Lau** Harald Schmidt Ullstein; 18 Euro



Bühnenhelden Tschirner, Stadlober
Packende Geisterbeschwörung

von Benjamin Leberts Roman „Crazy“ und ist seitdem gut im Geschäft; Tschirner, die im Hauptberuf noch für MTV als Moderatorin agiert, durfte gerade erst die abtrünnige Traumfrau in der Kinoversion von „Soloalbum“ darstellen – mit diesem Buch begann einst Benjamin von Stuckrad-Barre seine Autorenkarriere.

Überraschend ist nur, dass das Kinopop-Paar Tschirner und Stadlober nun nicht vor der Kamera zum ersten gemeinsamen Schaulaufen antrat, sondern auf einer Theaterbühne. Im Malersaal des Hamburger Schauspielhauses ließen sich die beiden am vergangenen Donnerstagabend zusammen mit fünf weiteren jungen Darstellern für ihren Beitrag zu einem „Trainspotting“-Spektakel feiern – für beide, die nie an einer Schauspielschule lernten, war's das Debüt an einer großen Bühne.

Die Inszenierung, von dem freischaffenden Regisseur Nils Daniel Finckh, 34, als Gastproduktion unter dem Dach des krisengeplagten Schauspielhauses platziert, sorgte denn auch für ungewohnten Radau.

Fernsehreporter drängelten sich im Foyer, allerlei sonst eher theaterferne Presseleute pressten sich in die Zuschauersitze – und staunten schon mal darüber, wie jung und hübsch die meisten der Premierenbesucher waren: Viele der Mädchen wirkten so auf Ähnlichkeit mit Mitspielerin Tschirner getrimmt, als wären sie für ein Musiksender-Moderatorinnen-Casting angetreten.

„Klar ziehen wir ein junges Publikum an“, hatte Stadlober schon vor Vorstellungsbeginn posaunt, „auch wenn viele Leute nur kommen, um mich mal grandios scheitern zu sehen. Oder vielleicht auch, weil sie in Nora verliebt sind.“ Ganz ohne nähere Motiv-Erforschung darf man festhalten: Der Auftritt der jungen Kinohelden hatte sich so schnell herumgesprochen, dass sämtliche Hamburger Vorstellungen ohne viel Werbung schon zwei Wochen vor der Premiere ausverkauft waren.

Mit der womöglich von manchen erhofften Kunst-Katastrophe wurde es dann aber nichts: Der Regisseur Finckh schaffte es, aus der von Drogenelend und jugendlicher Verzweiflung erzählenden Textvorlage des schottischen Autors Irvine Welsh eine konzentrierte, knapp eineinhalb Stunden kurze Geisterbeschwörung zu basteln – so präzise choreografiert und mit schönem Witz angereichert, dass man den auf

dem gleichen Stoff basierenden Kino-Welterfolg „Trainspotting“ aus dem Jahr 1996 glatt (zumindest für eine kurze Weile) vergessen konnte.

Danny Boyles „Trainspotting“-Film ist ein bunter und drogenverrückter Bildersturm, in dem verwegene junge Typen die Härten und Wonnen eines Lebens im Rausch feiern, den Heroin-Flash als idealen Fluchtweg aus einem Spießleben mit Bausparvertrag und voller klebriger Langeweile preisen: „Nimm den besten Orgasmus, den du je hattest, multiplizier ihn mit 1000, und du bist noch nicht einmal nah dran“, heißt die berühmteste Stelle im Film.

In Finckhs Bühnenversion kommt sie überhaupt nicht vor. Weniger von Drogen als von der Verrohung und Einsamkeit, die dazu führt, dass man überhaupt Suchtmittel in sich hineinstopft, berichten die fünf Männer und zwei Frauen, die sich hier in einem Abbruchhaus herumdrücken. Außer ein paar schrundig aufgeplatzten Tapeten, einer abgeschabten Badewanne und insgesamt acht Kloschüsseln gibt's nicht viel an Kulisse. Statt Action wie im Kino zeigt der Bühnenregisseur eine oft beklemmende Revue aus mal witzigen, mal drastischen Horror-Nummern.

Mal drücken sich die sieben in einer Schlange vor einer imaginären Badezimmertür herum und machen dabei ulkige Verrenkungen, mal hüpfen die beiden Mädchen blutbeschmiert in die Wanne und erzählen von Abtreibung und Babytod: Immer aber hält der Abend, der von ein wenig Beethoven-Musik und ein paar Pop-songs zusammengehalten wird, eine erstaunliche Spannung – und das ist tatsächlich in erster Linie dem Schauspieler Stadlober zu verdanken (obwohl ein paar seiner Mitspieler auch schwer beeindruckten).

Das fast stumme, aber sehr anrührende Mädchen, das die Tschirner spielt, stößt dieser Kerl immer wieder weg, weil er schon mit sich selber nicht klarkommt. Die eckigen Gesten, die zitternde Unsicherheit, mit der er unter seinen Kumpanen kauert, dementieren die Coolness seiner mit kehrliger Stimme vorgetragenen Aufschneidergeschichten.

Es ist, mehr für Stadlober als für die dann doch leicht unterforderte Nora Tschirner, ein glänzendes Debüt – auch wenn ganz Schlaue natürlich einwenden werden, dass der junge Schauspieler hier einen Mistkerl spielt, der seinem realen Charakter womöglich nicht unähnlich ist. So hat er sich in Talkshows ein bisschen zu selbstgefällig als spät berufener Punkrocker inszeniert und bei Harald Schmidt einen fast schon legendär peinlichen Auftritt absolviert.

Aber Schwamm drüber: „Das waren lauter Fehler, pubertärer Quatsch halt“, sagt der Schauspieler Stadlober am Premierenabend. Und schickte gleich drohend hinterher: „Meine Pubertät ist noch lange nicht zu Ende.“

WOLFGANG HÖBEL

THEATER

Wehmutströpfе im Abbruchhaus

Junge Kinostars spielen in Hamburg erstmals zusammen auf der Bühne – und bescheren dem krisengeplagten Schauspielhaus einen Überraschungshit.

Er gilt als begabtestes Großmaul des deutschen Kinos, sie als dessen süßeste Nervensäge. Er ist gesegnet mit einer schlaksig-zappeligen Körpersprache und einem blauen Strahlblick, sie mit üppigen Schmoll-Lippen, einer deutlich dem Quietschen zuneigenden Stimmlage und dem Mut zum rotzfrechen Drauflosplappern.

Klarer Fall, dass Nora Tschirner, 21, und Robert Stadlober, 20, dringend zusammenkommen mussten. Im Kino sind sie beide vor allem durch Verfilmungen neuerer deutscher Jugend-Bestseller aufgefallen: Stadlober spielte vor drei Jahren den Helden der höchst gelungenen Adaption



Autorin Ackermann, angebliche Gesprächspartner Bin Laden, Mandela: Tolle Geschichten ohne saubere Belege

AUTOREN

Paradies und Hölle

Eine selbst ernannte Kriegsreporterin fasziniert Verlage und Fernsehsender. Doch Fakten im Bestseller des Ex-Models über Afrikas Kriege sind erfunden oder dubios.

Ihr Leben zwischen Glamour und Horror ist der Traumstoff für jeden Talkmaster: Seit Wochen tingelt Ulla Ackermann, 47, Ex-Model und Ex-Gattin eines römischen Adligen, schon durch die Shows der Republik – von Biolek zur NDR-Schaubude, vom ZDF zu diversen Radio-Interviews, von Lesung zu Lesung.

Ihr Sachbuch „Mitten in Afrika“ wird vom Verlag Hoffmann und Campe als dramatisches Werk einer „ehemaligen High-Society-Madonna“ hochgejubelt, die zwischen Paradies (ihrem Haus am Meer mit Dienstpersonal im kenianischen Mombasa) und Hölle (den Massakern in Uganda, Somalia und Ruanda) pendelte. Das Werk verkauft sich glänzend und schaffte es gar für fünf Wochen auf die SPIEGEL-Bestsellerliste.

Nur: Manche Fakten des Bestsellers sind erfunden, journalistische Volltreffer dubios, Zeugen dummerweise tot. Und ihre angeblich sensationellen Filme mag die Reporterin bislang auch nicht zeigen. Erstaunlich, dass der seriöse Buchverlag Hoffmann und Campe ihr Manuskript weitgehend ungeprüft druckte.

Die Kölnerin Ackermann, die bislang harmlose Reiseführer über Afrika veröffentlichte, will laut ihrem Buch für den britischen Fernsehsender CBT und die italienische TRN als Kriegsreporterin gearbeitet haben. Freilich existiert in England kein Sender namens CBT – und in Italien keiner namens TRN. Sie habe ihren Sendern „versprochen, sie nicht wirklich zu nennen, und daran halte ich mich“, behauptet Ackermann nun auf SPIEGEL-Nachfrage.

In dem vom Verlag ausdrücklich als Sachbuch deklarierten Werk lässt das Ex-Model kein Massaker aus – und immer will sie hautnah dabei gewesen sein. So will die Fernsehjournalistin erlebt haben, wie im Juli 1993 vier Journalisten vom Mob in Mogadischu niedergemetzelt wurden. In einem Ausbildungslager für Selbstmordattentäter in Somalia will sie einen „großgewachsenen Mann“ getroffen haben, „der aus einem Zelt auf uns zutrat, uns die Hand reichte und mit leiser Stimme fragte, warum wir hier seien“: Osama Bin Laden.

Tolle Geschichten, nur sauber belegt, etwa durch Zeugenaussagen, sind viele nicht. Ihr Tonmann wurde, so schreibt Ackermann, in Ruanda von einer Handgranate zerfetzt, ihr Kameramann starb bei einem Flugzeugabsturz. Und viele Details ihrer farbigen Schilderungen taugen kaum als Beweise, da Afrika-Kenner sie für unwahrscheinlich halten.

So will Ackermann im somalischen Bürgerkrieg amerikanische Kampffljets über Mogadischu gesehen haben, sie erzählt von Bunkern, in denen sie ausharrte. Und beim Bürgerkrieg in Ruanda habe sie israelische Elite-Soldaten beobachtet, die plündernde Hutu-Soldaten in Schach hielten – weder von den Jets noch von den Bunkern oder

den Israelis wussten westliche Journalisten bislang zu berichten.

Und obwohl der Kreis der Afrika-Korrespondenten überschaubar ist und man sich kennt, gelang es Ackermann offenbar, im Verborgenen zu recherchieren. Weder die Korrespondenten von ARD oder ZDF noch die der „Süddeutschen Zeitung“ oder der „taz“ hatten bis zum Erscheinen des Buches von ihr gehört. Keiner von ihnen hat die auffallende Blondine mit ihrem Kamerateam auch je im Einsatz gesehen oder kann sich an einen ihrer angeblich sensationellen Berichte erinnern. „Jeder Journalist, der vor Ort gearbeitet hat, weiß, dass viele Ackermann-Behauptungen schlicht falsch sind“, sagt der ehemalige ARD-Radio-Korrespondent Michael Franzke. „Das Buch von Frau Ackermann ist nicht authentisch“, kritisiert „taz“-Korrespondentin Bettina Gaus, die sechs Jahre lang in Kenia und am Horn von Afrika arbeitete.

Dabei gelang Ackermann einst gar eine journalistische Sensation: Sie habe Nelson Mandela auf der Gefangeneninsel Robben Island besucht – und später nach 1980 noch einige Male im Gefängnis in Pretoria, wie sie auf Nachfrage präzisiert. Laut Mandelas Autobiografie war er aber von 1964 bis zur Freilassung 1990 niemals in Pretoria. Ahmed Kathrada, Vertrauter Mandelas und 24 Jahre lang sein Mithäftling, ist fassungslos: „Das stimmt nicht.“

Bei Hoffmann und Campe haben die Verantwortlichen wenig Belege für Ackermanns Geschichten: „Ich bin kein Afrika-Fachmann“, rechtfertigt sich Lektor Jens Petersen, „wir ziehen acht bis zehn Titel im Halbjahr durch. Und als uns Frau Ackermann sehr emotional ihr Projekt vorstellte, da hörte sich das schon sehr erlebt an.“

ALMUT HIELSCHER

AFP (L.); GEORG BOCKMÜHL / WDR (M.); ANNA ZIEMINSKI / AFP (R.)

POP

Gelobt sei die Diebeskunst

Die britische Band Radiohead kehrt auf ihrer neuen CD zu jenen Hymnen zurück, die ihr einst ein Millionenpublikum bescherten – und neckt patriotische Amerikaner.

Seinem Ruf als genialer und menschenscheuer Sonderling ist der Mann einiges schuldig – und so beantwortet Thom Yorke Fragen oft flüsternd und mit beinahe vollständig geschlossenen Augen. Weil er sich offenbar vor dem auf ihn gerichteten Journalistenmikrofon fürchtet, hat er sich schon zu Beginn des Interviews verschreckt auf die Rückenlehne seines Stuhls geflüchtet.

Zehn Minuten später aber springt Yorke überraschend auf, bestellt eine Flasche Champagner in die Hotelsuite und erzählt sehr aufgedreht, wie er als Student mal mit Kater neben einem Kommilitonen-Paar aufwachte, das nicht bloß splinternackt war, sondern es unmittelbar neben ihm auf einem Stuhl lautstark trieb. Woraus Yorke, 34, gelernt hat: „An Freitagen muss man es einfach krachen lassen.“

Yorke, der wie seine Mitmusiker im britischen Oxford lebt, hat es mit den eindringlichen, hoch melodischen Rocknummern seiner Band zu schönem Ruhm gebracht. Das amerikanische Fachblatt „Rolling Stone“ preist sie als „einfallsreichste britische Rockband der letzten Dekade“; das britische Magazin „Q“ wählte das Radiohead-Album „OK Computer“ aus dem Jahr 1997 sogar zum zweitbesten britischen Album aller Zeiten, gleich nach dem Beatles-Werk „Revolver“.

Leider haben Yorke und seine Mitstreiter in den vergangenen Jahren mit neueren Werken nicht wenige ihrer alten Fans vergrault: Als wollten sie unbedingt das Kritikergerede widerlegen, ihre Musik erinnere an die besseren Zeiten der Oldtimer-Band Pink Floyd, zelebrierten die Radiohead-Jungs ein paar Alben lang ein diffus zerfranstes Avantgarde-Geschrammel. Das spiegelte zwar vermutlich sehr genau die seelische Zerrüttung der Künstler wider, ansonsten aber nervte es schwer.

Nun jedoch soll das neue Radiohead-Album „Hail to the Thief“ (Capitol/EMI) eine große Läuterung belegen. Das kommende Woche erscheinende Werk wird vorab zumal von britischen Kritikern als eingängiges Meisterwerk gelobt; der Buhei und die Heimlichtuerei, die um die CD veranstaltet werden, sind erheblich.

So veröffentlichte der aufgeregte Londoner „New Musical Express“ schon Monate vorher eine Liste jener Songs, die das „am sehnlichsten erwartete Album des Jahres“ enthalte. Andere Fachleute rätselten, was das bunte Cover des neuen Werks – es zeigt eine Art Straßenkarte mit aufgemalten Schlagwörtern wie „Oil“ und „BangBang“ – wohl genau bedeute. Zudem gab es auf die Tickets einer gerade absolvierten, total ausverkauften Radiohead-Clubtournee einen solchen Run, dass die Band an das Internet-Auktionshaus

Tatsächlich ist das jüngste Radiohead-Werk entspannter und wieder deutlich zugänglicher geraten als seine Vorgänger: eine Rückkehr zu jenen gepflegt verschachtelten Kunstrocks-Melodien, denen die wimmernd sehnsüchtige Stimme Thom Yorkes eine angenehme Melancholie verleiht.

Dazu, dass auch die wüsteren Momente des Albums hübsch angenehm klingen, trug wohl auch die Sonne von Los Angeles bei: Dort spielten die Radiohead-Musiker das Album in einem Studio ein, in dem schon Frank Sinatra und die Beach Boys zu Werke gingen. Zudem gaben sich die Briten zum ersten Mal in ihrer Karriere gut gelaunt dem Glamour-Rummel hin, besuchten Filmpremieren und hippe Restaurants. „Wir haben den ganzen Hollywood-Zoo ausgiebig begafft – und es war super“, berichtet Yorke.

Auch der Titel des Albums ist amerikanischen Ursprungs: „Hail to the Thief“ („Gepriesen sei der Dieb“) ist eine Anspielung auf mögliche Unregelmäßigkeiten bei der Wahl von US-Präsident George W. Bush. Dass sie mit dieser Frechheit einen Boykott amerikanischer Händler und Medien riskieren, ist den Musikern klar. „Logisch sind wir nervös, aber das ist es wert“, sagt Yorke.

Ansonsten sinniert das Quintett aus Oxford darüber, ob man den Vertrag mit dem EMI-Konzern, der mit dem neuen Album ausläuft, überhaupt verlängern solle. Wozu sie denn noch eine Plattenfirma bräuchten? „Wir debattieren sehr angeregt“, sagt Thom Yorke. Der Erfolg des Mediums Internet nämlich sei gigantisch.

Dabei geriet Yorke vor einigen Monaten außer sich vor Wut, als Demo-Versionen der neuen Songs im Netz landeten – was bei einem Album, dessen Titel die Kunst des Diebstahls preist, nicht ganz unkomisch ist. Yorke wollte die Veröffentlichung des längst fertigen neuen Albums vorziehen. Aber die Manager der EMI lehnten ab, weshalb der Künstler nun die mangelnde Beweglichkeit der großen Konzerne beklagt.

Toll an der Vorstellung, ganz ohne die Hilfe einer Plattenfirma auszukommen, sei nicht nur die Hoffnung, dass ihn dann niemand mehr zur Produktion von Hitsingles und Videoclips dränge, sagt der Bandleader. Das Allerschönste daran wäre, „dass ich nie wieder ein Interview geben müsste“. Thom Yorke grinst, nimmt einen Schluck Champagner und schließt die Augen.

CHRISTOPH DALLACH



Radiohead-Sänger Yorke: Glamour-Nachhilfestunden in Hollywood

EBay appellierte, den Handel mit den Eintrittskarten zu untersagen.

Klar, dass bei all dem Rummel die Mitglieder der Band Nervenstärke zeigen müssen. Sich an den Zustand des Berühmtseins zu gewöhnen sei ihm sehr schwer gefallen, sagt Thom Yorke. „Lange fühlte ich mich, als hätten wir unseren Erfolg jemandem weggenommen, der ihn mehr verdient hat. Schuld war schon ein dominierendes Gefühl der letzten Jahre“, wispert er und starrt aus dem Hotelfenster. Yorkes amerikanischer Freund Michael Stipe, der als Sänger der Band R.E.M. ein paar Jahre zuvor Ähnliches erlebte, riet ihm, den Verstand öfter mal auszuschalten. „Ist nicht so einfach, aber hilft sehr!“ Zum großen inneren Frieden habe er, sagt Yorke, aber erst mit der Geburt seines Sohns Noah im Februar 2001 gefunden.

Werbeseite

Werbeseite

MEDIZIN

Verhalten von Raucherkindern

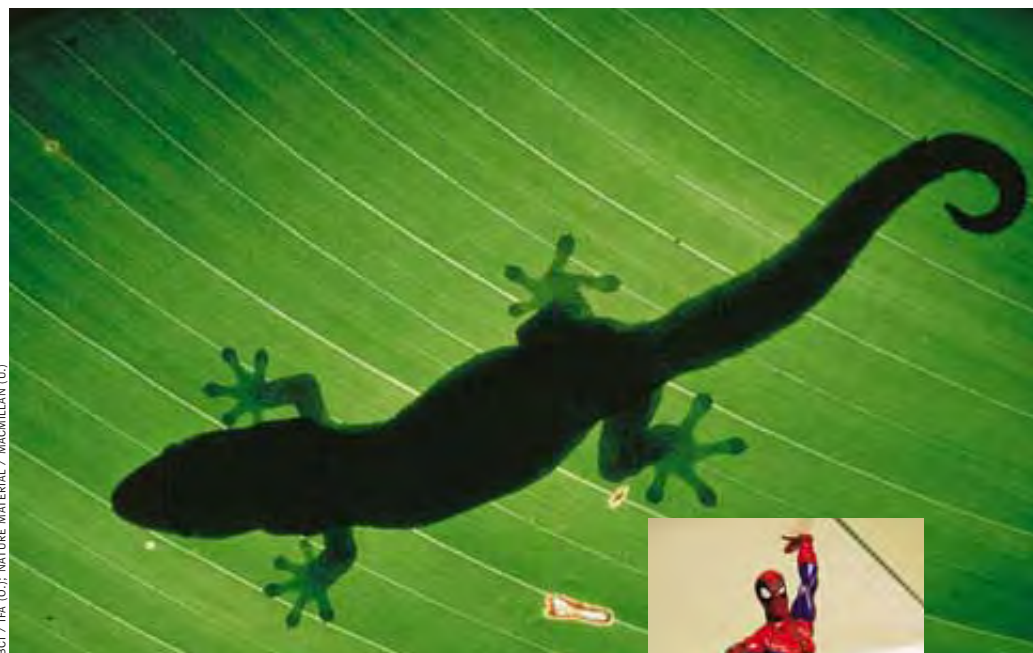
Selbst moderates Rauchen in der Schwangerschaft verändert das Verhalten von Babys auf dramatische Weise, melden amerikanische Ärzte jetzt in der Zeitschrift „Pediatrics“: Im Unterschied zu 29 Sprösslingen von Nichtraucherinnen erwiesen sich 27 Raucherinnenkinder nach ihrer Geburt als zappeler, erregbarer, verkrampfter, anfälliger für Stress und schwerer zu trösten. Bekannt war bisher nur, dass Rauchen zu niedrigem Geburtsgewicht führt. Das kann aber nicht die Ursache für die jetzt beobachteten Verhaltensauffälligkeiten sein, da in der Studie nur Raucherbabys mit normalem Geburtsgewicht berücksichtigt wurden. In ihrem auffälligen Betragen ähnelten sie den Kindern von drogensüchtigen Müttern, die während der Schwangerschaft Kokain oder Heroin konsumieren. Je höher die Nikotinkonzentration im Mutterleib, desto stärker gestört waren die Kinder. Selbst wenn eine Mutter nur sechs bis sieben Zigaretten pro Tag raucht, ist ein Effekt messbar.



Fötus in 18. Schwangerschaftswoche

L. NILSSON / EIN KIND ENTSTEHT / MOSAIK VERLAG

BCI / IFA (O.J.): NATURE MATERIAL / MACMILLAN (U.S.)

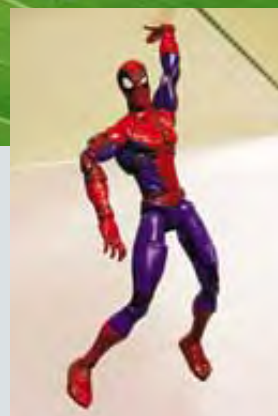


Gecko unter Palmblatt, Spider-Man-Puppe im Klebetest

MATERIALFORSCHUNG

Kleben wie ein Gecko

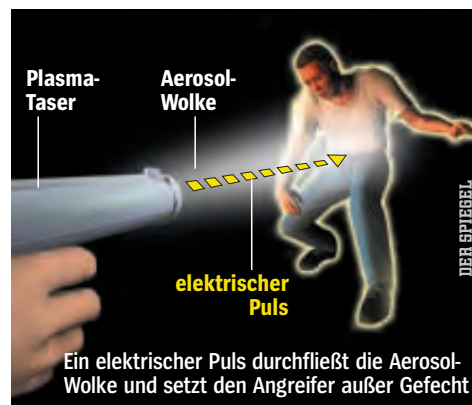
Kein Wirbeltier auf Erden geht so leichtfüßig die Wände hoch wie ein Gecko. Unter seinen Fußsohlen wachsen Millionen feinsten Härchen: Ein jedes von ihnen wird durch physikalische Wechselwirkungen vom Untergrund angezogen – was in der Summe die imposante Haftkraft ergibt. Forscher aus Manchester und Tschernogolowka in Russland haben nun ein wieder verwendbares und trockenes Klebeband nach dem Gecko-Prinzip entwickelt, meldet das Fachblatt „Nature Materials“. Sie haben dazu die Natur kopiert und ein Band mit winzigen Plastikärmchen (dünner als ein tausendstel Millimeter) hergestellt. Zunächst fand das künstliche Gecko-Band auf unebenen Oberflächen allerdings keinen Halt: Es war zu steif – nur wenige der Ärmchen hatten Kontakt mit dem Untergrund. Doch als die Wissenschaftler ihren Prototyp aus einem geschmeidigeren Kunststoff herstellten, trat der Gecko-Effekt ein. Eine Spider-Man-Puppe (40 Gramm schwer), in deren linker Hand ein Haftflickchen befestigt war, ließ sich unter eine Glasfläche kleben. Für Versuche mit Menschen war kein Haftmaterial mehr übrig. Doch die Forscher haben errechnet: Normalgewichtige Zeitgenossen, die Handschuhe mit dem Klebeband trügen, könnten damit an der Decke hangeln.



WAFFENTECHNIK

Keulenschlag mit Elektrowolken

Eine Waffe, die an den Phaser aus „Raumschiff Enterprise“ erinnert, wird von der Rheinmetall W&M in Ratingen entwickelt. Der „Plasma-Taser“, so der Name des Prototyps, tötet sein Opfer nicht, sondern versetzt ihm einen Elektroschock, der ihn kurzzeitig außer Gefecht setzt. Auf einem Kongress in Karlsruhe wurden unlängst erste Bilder präsentiert. Sie zeigen, wie die Waffe eine dunkle Gaswolke versprüht, durch die Sekundenbruchteile später eine Art Blitz fährt. Wer von dem elektrischen Keulenschlag erfasst wird, dessen Nervensystem soll vorübergehend lahm gelegt werden. Vergleichbare Elektroschockwaffen werden seit vorletztem Jahr von deutschen Polizisten erprobt. Bei diesen herkömmlichen Tasern werden zwei Pfeile verschossen, die beim Aufprall über dünne Kabel unter Spannung gesetzt werden. Der Plasma-Taser indes arbeitet drahtlos und kann mehrfach feuern.



Ein elektrischer Puls durchfließt die Aerosol-Wolke und setzt den Angreifer außer Gefecht

ARCHÄOLOGIE

„Gold an Stelle von Kichererbsen“



Günter Dreyer, Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Kairo, über einen jetzt entdeckten, vermutlich rund 3000 Jahre alten Goldschatz

SPIEGEL: Wo haben Sie Ihre Entdeckung gemacht?

Dreyer: In der Pharaonenstadt Abydos stießen wir in einer Sandgrube auf zwei etwa 40 Zentimeter hohe Tongefäße. In ihnen fanden wir Hunderte von kleinen Plättchen: schön glatt poliert, aus dunkelblauem Lapislazuli bester Qualität – insgesamt sechseinhalb Kilogramm. Zudem fanden wir etwa 700 Gramm zerknüllte Goldbleche.

SPIEGEL: Was schließen Sie daraus?

Dreyer: Vermutlich wurde das Gold von einem Sarg abgerissen, der damit bedeckt war. Die Lapislazuliplättchen gehörten auch zur Dekoration.

SPIEGEL: Wer hat die Verzierung abgenommen?



DAI KAIRO

Krug mit Goldblech und Lapislazuli

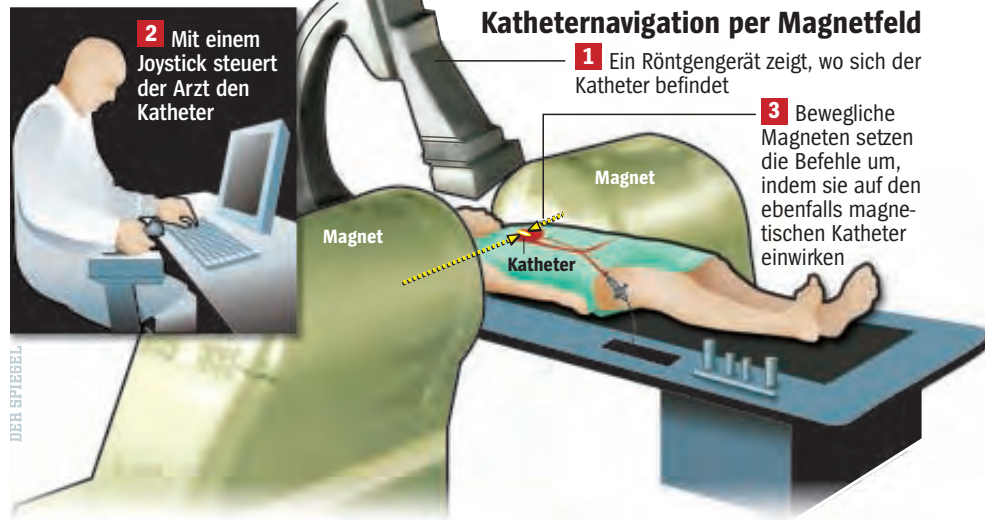
Dreyer: Vielleicht waren es Grabräuber, die auf dem Friedhof von den Priestern erappt wurden. Die Goldbleche ließen sie auf der Flucht zurück. Die Nekropolenverwaltung hat die Diebesbeute geborgen und dem Totengott Osiris als Opfergabe dargebracht.

SPIEGEL: Das klingt ja wie ein Krimi.

Dreyer: Ungewöhnlich ist auch, dass das Gold Osiris dargebracht wurde. Normalerweise sind solche Opferkrüge leer oder enthalten nur Kichererbsen.

SPIEGEL: Die ägyptischen Behörden haben Ihnen den Schatz sofort weggenommen. Können Sie ihn untersuchen?

Dreyer: Unser Goldfund wurde unter strikter Bewachung registriert, gewogen, versiegelt und dann abtransportiert. Ich gehe aber davon aus, dass wir den Schatz später studieren dürfen.



MEDIZINTECHNIK

Mit dem Joystick durchs Herz

Eine Methode, um Katheter in bislang kaum erreichbare Körperregionen zu manövrieren, wird derzeit im Hamburger Krankenhaus St. Georg erprobt. Die neuartige Technik macht sich die Magnetkraft zu Nutze: Links und rechts des Operationstisches befinden sich zwei Magneten; sie sind groß wie Autoreifen und können hin und her bewegt werden. Auch an der Spitze des Katheters ist ein Magnet, winzig wie der Kopf einer Stecknadel. Der Operateur sitzt während des Eingriffs vor einem Computerschirm, der den Röntgenblick in das Innere des Patienten zeigt, und steuert die Katheterspitze mit einem Joystick: Die zwei großen Magneten verändern daraufhin ihre Posi-

tion und zwingen mit ihren Feldern den Mini-Magneten in die gewünschte Lage. Bisher lenken Ärzte Katheter mit der Hand – was großes Geschick erfordert. Mit der neuen Technik indes lässt sich das Instrument bis auf den Millimeter genau dirigieren. Überdies ist der vordere Teil weicher und beweglicher als bei herkömmlichen Geräten – die Gefahr, den Patienten zu verletzen, sinkt. Die Hamburger Mediziner zählen zu den ersten weltweit, die mit dem neuartigen Magnet-Katheter ins Herz vorstoßen. Aber nicht nur Herzpatienten könnten profitieren. Auch für Eingriffe im Magen-Darm-Trakt oder im Gehirn eröffnet das Instrument neue Perspektiven.

BOTANIK

Blühende Geschichte

Sommerastern aus China, Goldlack aus dem östlichen Mittelmeerraum oder Strohblumen aus Australien – was in mitteleuropäischen Gärten blüht, hat oftmals eine weite Reise hinter sich. Die Geschichte der 500 häufigsten Gartenzierpflanzen Mitteleuropas hat nun der Potsdamer Geobotaniker Heinz-Dieter Krausch in dem Nachschlagewerk „Kaiserkron und Päonien rot ...“ (Dölling und Galitz Verlag; 536 Seiten; 165 Abbildungen; 49,80 Euro) zusammengetragen. Mehr als zehn Jahre lang recherchierte er in historischen Gartenzeitschriften, Reiseberichten und Florenwerken, wie genau Prachtkrokus, Trompetenwinde oder Pantoffelblume in hiesige Gärten gelangten. Krausch studierte Schriften der Äbtissin Hilde-



gard von Bingen und des Universalgelehrten Albertus Magnus, wertete lateinische Kräuterbücher aus und glich historische Pflanzenbezeichnungen mit heutigen Artnamen ab: „Manchmal kam ich mir vor wie ein Kriminalkommissar.“ So er-

fährt der Leser, wie die erste Kunde von der Existenz des Fliebers Mitte des 16. Jahrhunderts nach Frankreich gelangte, oder dass schon Griechen und Römer Lilien in ihren Gärten schätzten. Das Buch zeugt von der Leidenschaft früher Gartenfans fürs Fremde. Adlige hätten Pflanzenjäger in der Renaissance in alle Welt ausgesandt, um ihre Gärten zu bereichern. Krausch: „Mindestens 90 Prozent der heutigen Gartenpflanzen stammen aus dem Ausland.“

Vorstoß zur Wüstenwelt

Eine Armada von Raumsonden startet zum Mars. Bei dem größten Erkundungsprogramm seit den Mondflügen liefern sich Europäer und Amerikaner einen spannenden Forschungswettlauf: Wer findet als erster Leben auf einem fremden Planeten?



Forschungsziel Mars: „Der Planet war auf dem besten Wege, eine zweite Erde zu werden“

Ab 2007 kann jeder mal zum Mars reisen. Der All-Tourist wird in ein enges Spezialraumschiff gebeten. Schon wenig später gleitet er aus dem lachsfarbenen Himmel des Wüstenplaneten herab.

Meilenweit geht es über rote Sanddünen hinweg. Dann tauchen schroffe Gebirgszügen

auf. Die Maschine kippt nach rechts ab, durchquert steile Schluchten. Ein breiter Graben erscheint im Blickfeld. Das sieht nach einem ausgetrockneten Flusslauf aus.

Plötzlich rüttelt ein heftiger Staubsturm an dem Fluggefährt. Notlandung! Der Amateur-Astronaut muss aussteigen. Aufgeregt

kraxelt er über verrostete Felsen. Seltsam nur: Er trägt gar keinen Raumanzug – obwohl die extrem dünne Mars-Atmosphäre kaum Luft zum Atmen enthält.

Möglich machen will dieses technische Wunder Gerhard Neukum mit der von ihm entwickelten Weltraumkamera HRSC. Stolz

„Am Computer können wir daraus ein perfektes Relief der Oberfläche schaffen.“

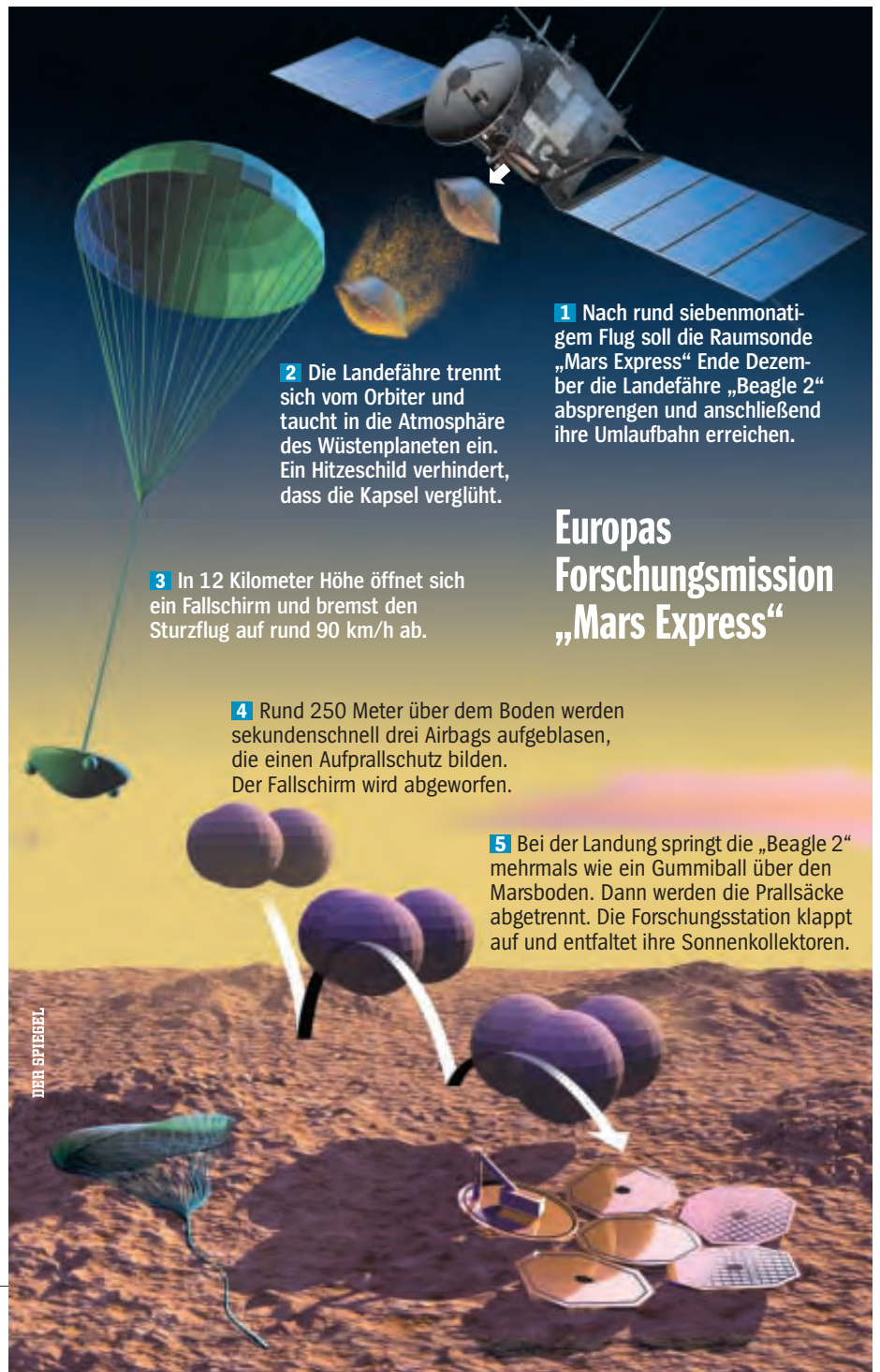
Neukums Mars-Reisende müssen dann nur noch eine Cyberbrille aufsetzen, schon beginnt der virtuelle Ausflug zum Nachbarplaneten. „Wir werden den Leuten wirklichkeitsgetreue Flüge und Spaziergänge auf dem Mars anbieten – das wird ein Knüller.“

Doch dazu muss Neukums Superkamera erst einmal ganz real zur Wüstenwelt fliegen. Am Montag dieser Woche soll sie mit der europäischen Raumsonde „Mars Express“ auf die Reise gehen. Sobald der Orbiter in eine Umlaufbahn eingeschwenkt ist, fängt die Kamera mit der Arbeit an.

Jahrelang soll sie jeden Winkel des Planeten erfassen. Per Funk erreichen die Bild-daten die irdische Bodenstation. Jeden Tag werden drei Gigabyte übertragen – mehr als

die Datenmenge einer SPIEGEL-Ausgabe. Durch Auswertung der Fotos könnten die Forscher enträtseln, warum der Mars einst austrocknete, wohin sein Wasser verschwand und weshalb auf dem Planeten so starke und lang andauernde Wirbelstürme entstehen. „Von diesen Daten“, hofft Neukum, „werden wir noch Jahrzehnte zehren.“

Von der Umlaufbahn aus soll der „Mars Express“ auch den Landeplatz seiner „Beagle 2“ fotografieren. Die Landefähre, benannt nach Charles Darwins legendärem Expeditionsschiff, ist eine weitere Attraktion an Bord der Raumsonde. Kurz vor der Ankunft wird sie von dem Orbiter abgesprengt und beginnt mit dem Landeanflug (siehe Grafik). Die unbemannte Forschungsstation soll im tiefgefrorenen Boden nach Spuren außerirdischer Organis-



Europas Forschungsmission „Mars Express“

zeigt der Planetologe von der FU Berlin ein schuhkartongroßes Modell. „Die Kamera wird dreidimensionale Farbbilder vom Mars funken, und zwar in nie gezeigter Auflösung“, verspricht der Raumfahrt-veteran, der schon am Apollo-Programm beteiligt war und Mondfelsen untersuchte.

men fahnden. „Ein aufregendes Unternehmen“, schwärmt Neukum.

Gäbe es kleine grüne Marsmännchen, müssten sie es jetzt mit der Angst kriegern – die Erdenmenschen starten in diesem Jahr eine Invasion. Denn die Europäer sind nicht die Einzigen, die zum Mars aufbrechen. Auch die Amerikaner fliegen hin.

Ebenfalls in dieser Woche, voraussichtlich am Sonntag, soll eine Delta-II-Rakete vom Weltraumbahnhof Cape Canaveral abheben und den amerikanischen „Mars Exploration Rover 1“ ins All schießen. Ende Juni folgt ein weiteres Elektromobil der Nasa. Die rollenden Kundschafter sollen auf der eisigen Wüstenwelt unter anderem nach Spuren von Wasser suchen, dem wichtigsten Lebenselixier.

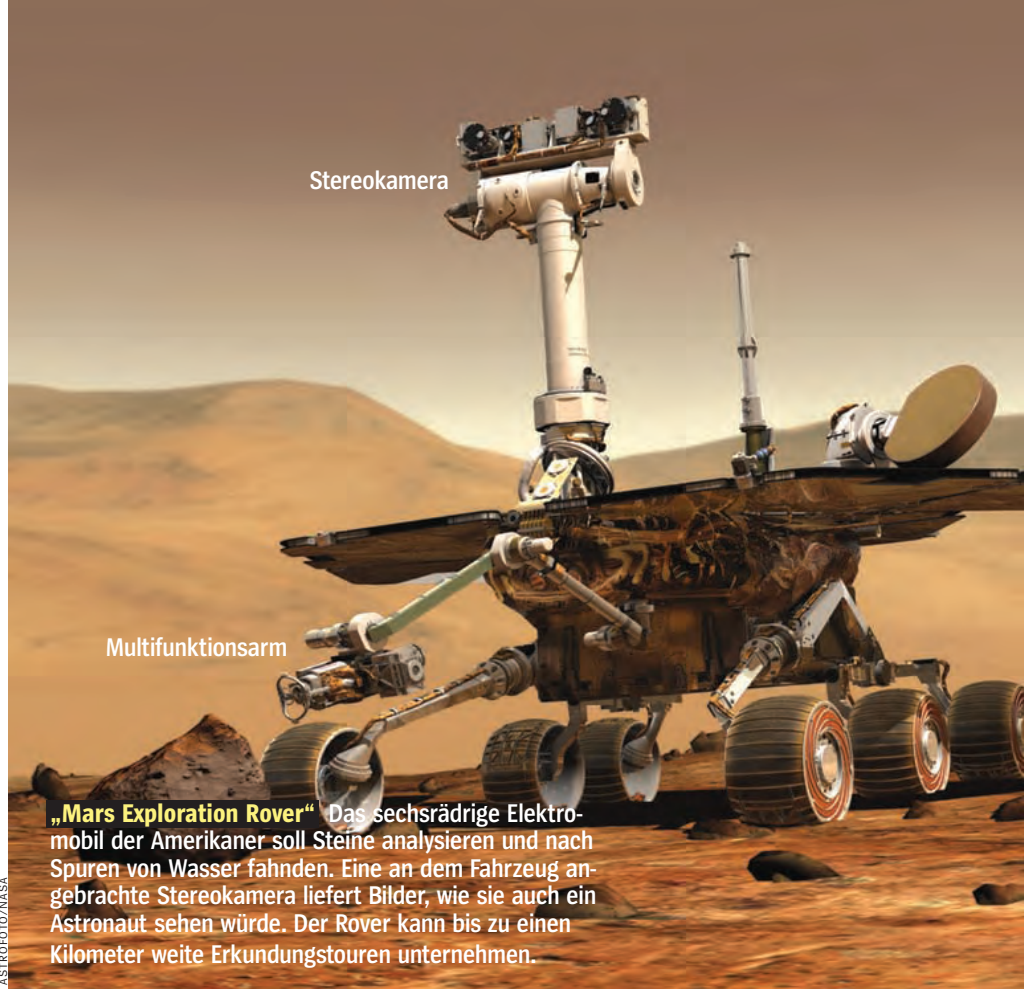
Quasi als Vorhut umkreisen bereits seit längerem die US-Sonden „Mars Global Surveyor“ und „Mars Odyssey“ den Wüstenplaneten. Allein die „Surveyor“-Sonde hat über 100 000 Bilder gesendet. Ihre Daten helfen, Landeplätze für die nun startenden Roboter zu finden.

Mit der Armada der Forschungssonden beginnt das ehrgeizigste Erkundungsprogramm seit den Mondflügen. Und erstmals kommt es dabei im All sogar zu einem Forschungswettbewerb zwischen Alter und Neuer Welt.

Wenn alles glatt läuft, erreicht der europäische „Mars Express“ als Erster das Ziel – und zwar schon am zweiten Weihnachtsfeiertag. Die US-Vehikel treffen voraussichtlich im Januar ein.

Zur gleichen Zeit wird auch noch „Nozomi“ („Hoffnung“) am Mars erwartet. Der japanische Wettersatellit düst bereits seit fünf Jahren durchs Sonnensystem. Weil er Probleme mit seinen Antriebsraketen hatte, dauerte der Flug so lange.

Kein Zweifel, nie zuvor stand ein ferner Himmelskörper so sehr im Mittelpunkt wie jetzt der Mars. „Er ist ja auch der erdähn-



„Mars Exploration Rover“ Das sechsrädrige Elektromobil der Amerikaner soll Steine analysieren und nach Spuren von Wasser fahnden. Eine an dem Fahrzeug angebrachte Stereokamera liefert Bilder, wie sie auch ein Astronaut sehen würde. Der Rover kann bis zu einen Kilometer weite Erkundungstouren unternehmen.

lichste Planet im Sonnensystem“, sagt Neukum. „Die Geschichte seines Ursprungs lässt uns hoffen, dass dort irgendwann einmal Leben entstanden ist. Er war auf dem besten Wege, eine zweite Erde zu werden.“

So geht es den Forschern bei ihrem Aufbruch zum Wüstenplaneten im Kern darum, ein uraltes Rätsel zu lösen: Sind wir Menschen allein in der „Leichengruft des Alls“ (Jean Paul)? Oder hat sich direkt vor unserer Haustür eine faszinierende Parallel-Evolution abgespielt?

„Schon die Entdeckung einer einzigen außerirdischen Mikrobe, die sich nachweisbar unabhängig vom Leben auf der Erde entwickelt hat“, konstatiert der australische Physiker Paul Davies, „wäre mit Recht als das größte wissenschaftliche Ereignis aller Zeiten zu bezeichnen.“

Aus Sicht von Astrobiologen ist der Mars dafür ein aussichtsreicher Kandidat. Gab es dort womöglich in grauer Vorzeit einmal primitive Pflanzen und Tiere? Haben einige Kreaturen gar unter der Oberfläche überlebt?

Die Fachleute sind sich einig: Antworten werden nur auf dem Himmelskörper selber zu finden sein.

Für die Europäer ist die Reise zum Mars noch aus einem weiteren Grund eine historische Zäsur. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte schießt die europäische Raumfahrtagentur Esa eine eigene Raumsonde zu einem fremden Planeten.

Viele Länder waren am Bau des Satelliten beteiligt. Die wissenschaftlichen Instrumente kommen aus Großbritannien, Frankreich, Italien, Schweden sowie aus Deutschland, wo auch die Solarzellen gefertigt wurden. Die Spanier bauten die Kommunikationsantenne, die Schweizer den Flugkörper. In Italien wurden die Bauteile montiert, in Frankreich der Bordcomputer programmiert.

„Das ist sicher nicht der effizienteste Weg, aber so müssen wir es eben in Euro-



Planetenforscher Neukum (r.): Virtueller Ausflug zur Nachbarwelt

* In der Schutzhülle befindet sich die Weltraumkamera HRSC.



„Beagle 2“-Landekapsel Die Landefähre der Europäer stellt ein stationäres Forschungslabor dar. Wichtigstes Instrument ist der an einem Greifarm befestigte Bohrer „Pluto“. Er soll Bodenproben entnehmen, die dann vor Ort auf Spuren von Leben untersucht werden.

pa machen“, erklärt Rudi Schmidt, Projektleiter der „Mars Express“-Mission, ein Österreicher.

Nicht einmal für den Start werden die Amis noch gebraucht: Als Trägerrakete dient eine russische Sojus-Fregat, die vom kasachischen Raumbahnhof Baikonur abhebt.

„Schon bald empfangen wir die ersten europäischen Bilder vom Mars“, schwärmt Rudi Schmidt. Bisher waren die Forscher aus Deutschland, England oder Italien bestenfalls als Partner bei US-Planetenmissionen an Bord. Sie mussten sich dabei mit der Rolle zahlender Passagiere begnügen. Und oft waren sie sogar nur Zaungäste, wenn die Nasa mal wieder mit viel Pathos die Eroberung des Universums in Angriff nahm.

„Mars Express“ ist, wie es aussieht, nur ein Anfang. Die Europäer wollen zunehmend auch im Weltall eigene Wege wagen. So beschlossen die Esa-Mitgliedstaaten nach jahrelangem Gezerre vergangene Woche, ein autonomes Satelliten-Navigationssystem zu errichten. Mit Hilfe der „Galileo“-Satelliten können Autofahrer, Segler oder Wanderer bald zentimetergenau wissen, wo sie sich gerade befinden. Rainer Hertrich, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Luft- und Raumfahrtindustrie, feiert das über drei Milliarden Euro teure Vorhaben als eines der „ehrgeizigsten gemeinsamen Technologieprojekte unseres Kontinents“.

Mit allen Tricks hatten die Amerikaner bis zuletzt versucht, „Galileo“ zu verhin-

dern. Sie fürchteten die Konkurrenz für ihr eigenes Satelliten-Ortungssystem GPS, das ungenauer arbeitet und von den US-Militärs jederzeit abgeschaltet werden kann. Doch die europäischen Regierungen ließen sich am Schluss nicht mehr beirren.

„Wir Europäer müssen damit aufhören, nur unsere Nasen am Fenster platt zu drücken“, fordert der britische Planetologe Colin Pillinger, der als Vater der Landefähre „Beagle 2“ gilt. „Auch unsere Öffentlichkeit hat eine Show verdient, wie sie das amerikanische Publikum schon seit Jahrzehnten genießt.“

Was PR-Schnickschnack angeht, hat die bislang als verstaubt geltende Esa schon dazugelernt. So fliegt mit dem „Mars Express“ ein Pott echter Rennwagen-Farbe von Ferrari zum Roten Planeten – ein Werbegag, für den die Esa nicht einmal eine Gebühr von Ferrari verlangte.

Und die Landefähre „Beagle 2“ wird sofort nach der geglückten Landung eine kurze Melodie an die irdische Bodenstation funken, die von der Britpop-Gruppe Blur extra für die Mission komponiert wurde; die Mars-Musik hört sich an wie ein Handy-Klingelton.

Aber auch wissenschaftlich könnten die Europäer den Amerikanern die Schau stehen. Denn die beiden US-Rover sind lediglich eine Weiterentwicklung des „Sojourner“-Elektromobils, dessen nur meterweite Fahrten durch die Mars-Wüste vor sechs

Jahren zu einem globalen Medienereignis hochstilisiert wurden. Auch die neuen Vehikel werden wieder von Stein zu Stein rollen, ihre Reichweite beträgt nun immerhin bis zu einem Kilometer. Schwenkbare Stereokameras zeigen genau das, was ein Astronaut auf dem Mars erblicken würde.

Sicher wird die Nasa wieder spektakuläre Panoramabilder aus einer fremden Welt präsentieren. Doch die Geheimnisse des Wüstenplaneten werden die amerikanischen Rover vermutlich nicht lösen.

Die Europäer hingegen haben die Chance, auf eine echte Sensation zu stoßen. Denn die „Beagle 2“ verfügt über einen Roboterarm, an dessen Spitze ein Spezialbohrer steckt. Damit lassen sich auf dem Mars Bodenproben aus anderthalb Meter Tiefe entnehmen.

+++ Erde und Mars kommen sich in diesem Sommer nahe wie seit fast 60 000 Jahren nicht mehr. +++

„Noch nie ist ein Mensch ins Innere des Mars vorgedrungen“, sagt Planetenforscher Lutz Richter vom Deutschen Zentrum für Luft und Raumfahrt (DLR) in Köln, der den Bohrer zusammen mit russischen Ingenieuren entwickelt hat. Der Clou: Mit einem chemischen Labor an Bord der „Beagle 2“ lassen sich die Proben direkt vor Ort analysieren.

Wird der Bohrer unter der Oberfläche auf außerirdische Organismen stoßen? Die Esa schürt solche Erwartungen. „Mars Ex-

press' ist die bislang am besten geeignete Mission, um Leben auf dem Mars zu finden', heißt es in einer Esa-Verlautbarung. Und dann folgt der kühne Satz: „Es wird keinen Platz mehr geben, wo es sich verstecken kann.“

Das amerikanische Wissenschaftsmagazin „Discover“ fragt bereits besorgt: „Wird die abenteuerliche europäische Sonde eher Leben auf einem anderen Planeten finden als die Nasa?“

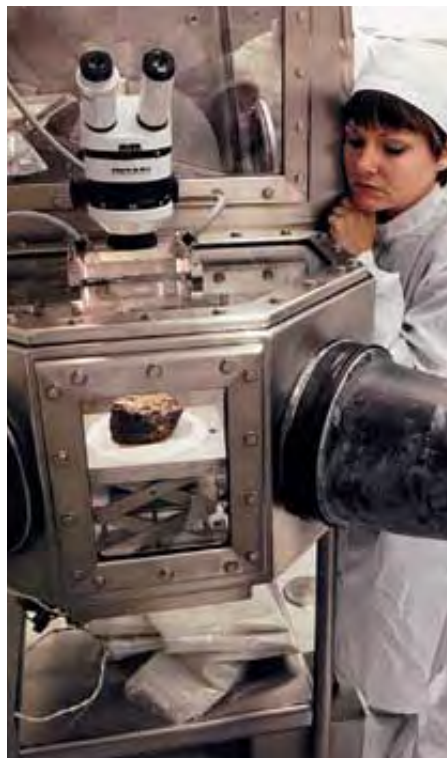
Die Mars-Forscher selbst nehmen das Duell eher gelassen. Trotz aller Rivalität werden sie sich gegenseitig helfen, wo sie nur können. So dient eine US-Sonde der „Beagle 2“ als Relaisstation, um ihre Daten zur Erde zu übertragen. Viele US-Forscher haben zudem Experimente an Bord der europäischen Mission – und umgekehrt.

Aufgefangen werden die vom „Mars Express“ gefunkten Daten im Übrigen auch von den weltweiten Riesenantennen des amerikanischen „Deep Space Network“ – und zwar immer dann, wenn die einzige eigene Empfangsstation, die die Europäer seit kurzem in Australien betreiben, mit der Datenflut hoffnungslos überlastet ist.

Doch erst einmal müssen all die Raumsonden überhaupt ihr Ziel erreichen. „Flüge zum Mars sind immer eine riskante Sache“, gibt DLR-Forscher Richter zu bedenken. Von allen bisher zum Nachbarplaneten geschossenen Sonden kam nicht einmal jede zweite an. Die Übrigen explodierten schon beim Start, gingen während des Fluges verloren, rasten kurz vor der Landung vorbei oder zerschellten auf seiner Oberfläche.

Neukum beispielsweise kam seine erste Superkamera abhanden, als die russische Sonde „Mars 96“ kurz nach dem Start in den Pazifik plumpste: „Ich hatte aber noch eine Reservekamera, die ich unbedingt ins All bringen wollte. Es fehlte nur ein Raumschiff.“ Also versuchte er mit einigen Kollegen, eine eigene europäische Mission auf die Beine zu stellen – die Geburtsstunde der „Mars Express“-Mission.

Doch auch die erste europäische Mars-Sonde hätte beinahe der Totalausfall er-



Mars-Meteorit im Labor
Verseuchung durch Alien-Mikroben?

eilt. Gerade noch rechtzeitig vor dem Abtransport nach Baikonur entdeckten Techniker, dass die Energieversorgung defekt war. Ohne Strom hätte der „Mars Express“ keinen Pieps von sich gegeben. „Und wie es immer so ist, war es das am schwersten auszutauschende Bauteil“, stöhnt Projektleiter Schmidt.

Peinliche Pannen passieren immer wieder. Vor vier Jahren verglühte der Nasa-Wettersatellit „Mars Climate Orbiter“, weil die Techniker bei den Berechnungen metrische (Meter, Kilogramm) und anglo-amerikanische Einheiten (Fuß, Pfund) verwechselt hatten.

Wenn eine Landefähre heil am Mars ankommt, steht ihr das Schwierigste noch bevor. Als extrem gefährlich gilt das Aufsetzen auf der Oberfläche. Bei fast allen Versuchen

der Russen etwa kam es zu Bruchlandungen. Nur ein einziges Mal erreichte eine russische Kapsel heil den Boden – doch kurz darauf brach der Funkkontakt ab.

Die „Beagle 2“ verwendet (ebenso wie die US-Rover) eine Landetechnik, die bei der Pathfinder-Mission erstmals erfolgreich angewendet wurde. Schneller als eine Geschossstrecke stürzt die 65 Kilogramm schwere Landeeinheit herab. Ein Bremsfallschirm entfaltet sich. Dennoch schlägt die „Beagle 2“ noch mit über 90 Stundenkilometern auf.

Um den Brutalo-Aufprall zu dämpfen, werden kurz vor der Landung sekundenschnell drei Riesen-Airbags aufgeblasen. Wie ein Gummiball hüpft die „Beagle 2“ ein paar Mal über den Mars-Boden. Dann klappt die unbemannte Forschungsstation auf wie eine überdimensionale Taschenuhr.

So weit die Theorie. Bei Tests jedoch zerplatzten die Prallsäcke wie Luftballons. DLR-Mann Richter: „So etwas kann schon mal vorkommen.“

Immerhin ist der Landeplatz, die Tiefebene Isidis Planitia in der Nähe des Äquators, eine eher ruhige Gegend. Wenn die „Beagle 2“ eintrifft, hat dort gerade der Frühling begonnen. Vergleichsweise wenige Tornados brausen dann über das Land. Und die Temperaturen in der Eiswüste sind für marsianische Verhältnisse mild: Nachmittags wird es bis minus zehn Grad warm.

Auch die Landeplätze für die amerikanischen Elektromobile wurden sorgfältig gewählt. Aus 155 möglichen Zielorten suchte die Nasa unter anderem den Gusev-Krater aus. Vor langer Zeit schwappte darin vermutlich ein gigantischer See.

Mit einer am Mainzer Max-Planck-Institut für Chemie entwickelten Röntgenspürnase soll einer der beiden US-Rover die dort herumliegenden Felsen inspizieren. „Wenn die Steine jemals irgendwo im Wasser lagen“, so Kosmo-Chemiker Johannes Brückner, „wird unser Gerät das erschnüffeln.“

Dass Amerikaner und Europäer zur gleichen Zeit aufbrechen, ist kein Zufall. In diesem Sommer kommen sich Erde und Mars so nahe wie seit fast 60 000 Jahren nicht mehr – das verkürzt die Reisedistanz

Invasion der Roboter

Geschichte der Mars-Missionen

1962 Die Sowjetunion schickt die Sonde „Mars 1“ auf die Reise. Noch während des Flugs verstummt die Kapsel.

1965 Als erster irdischer Flugkörper erreicht die amerikanische Raumsonde „Mariner 4“ den Nachbarplaneten. Während ihres Vorbeiflugs funkt sie 21 Fotos zur Erde.

1971 Der sowjetische Roboter „Mars 2“ zerschellt beim Landeversuch. Der Nachfolger „Mars 3“ kommt zwar heil am Boden an, kann aber nur wenige Fotos heimfunken.

1972 Von der Umlaufbahn aus fotografiert der US-Orbiter „Mariner 9“ fast den gesamten Planeten. Auf den Bildern sind riesige Vulkane und Schluchten zu erkennen.



„Viking“-LandeBild

1976 Zwei „Viking“-Sonden landen weich auf der Mars-Oberfläche, senden Landschaftsaufnahmen und suchen in Bodenproben vergeblich nach Spuren von Leben.

1997 Mit der Pathfinder-Mission erreicht erstmals ein Roboterfahrzeug den Mars und erkundet die nähere Umgebung. Im gleichen Jahr erreicht der „Mars Global Surveyor“ den Planeten. Bis heute hat der Orbiter mehr als 100 000 Digitalbilder übertragen.

1999 Die Nasa verliert kurz hintereinander gleich zwei Sonden: Weder der „Mars Climate Orbiter“ noch der „Mars Polar Lander“ erreichen ihr Ziel.

enorm. „Wir sparen viel Treibstoff und kommen schneller ans Ziel“, freut sich „Mars Express“-Projektleiter Schmidt.

Wie nahe der Mars uns wirklich kommt, wird jeder bald selbst am Nachthimmel erleben können. Für einige Monate erstrahlt der rote Planet heller als der hellste Fixstern Sirius. Sternwarten und Planetarien fürchten Panikreaktionen. Viele Menschen, so glauben die Forscher, werden den Mars für ein Ufo halten. „Bild“ alberte bereits: „Stößt er mit der Erde zusammen?“

+++ Der Wüstenplanet, glaubte Immanuel Kant, sei von „vollkommeneren Wesen“ bewohnt als die Erde. +++

Mars-Hysterie ist kein neues Phänomen. Ihre Sehnsüchte, aber vor allem ihre Ängste, haben die Menschen zu allen Zeiten auf die feuerrote Nachbarwelt projiziert. Kaum ein anderer Himmelskörper hat die Phantasie so sehr bewegt.

In vielen Kulturen wurde er wegen seiner Farbe mit Blut und Feuer in Verbindung gebracht. Die Babylonier hielten ihn für den Wohnsitz von Nergal, jenem schrecklichen Gott, der Seuchen und Tod über die Menschen brachte. Leuchtete der Planet besonders hell am Himmel, so eine babylonische Keilschrifttafel, war großes Unglück zu erwarten. Die Römer verehrten ihn als Gott des Krieges.

Als Unglücksbringer galt der Planet bis ins Mittelalter. „Der Mars beherrscht Katastrophen und Krieg“, steht in einer deutschen astrologischen Handschrift aus dem 15. Jahrhundert. „Von cholerischer Verfassung, beeinflusst er insbesondere Angehörige des männlichen Geschlechts im Alter von 42 bis 57 Jahren.“

Mit der Aufklärung wandelte sich die Art der Bedrohung, die vermeintlich von ihm ausging. An die Stelle von Kriegsgöttern und unheilvollen Kräften traten überlegene und aggressive Marswesen. Immanuel Kant etwa war überzeugt, dass die geistigen Fähigkeiten mit wachsendem Abstand von der Sonne rasch zunehmen. Die Nachbar-



2001 Die US-Sonde „Mars Odyssey“ schwenkt in eine Umlaufbahn ein und beginnt unter anderem damit, die genaue Zusammensetzung der Planetenoberfläche zu bestimmen.

2003 Der bislang ehrgeizigste Forschungsanriff auf den Mars beginnt. Neben zwei amerikanischen Missionen startet mit dem „Mars Express“ erstmals auch eine europäische Sonde zum Roten Planeten.

DER SPIEGEL



Start einer Sojus-Rakete (in Baikonur): Nicht einmal jede zweite Mars-Sonde kam an

welt, folgerte der Philosoph, sei mithin von „vollkommeneren Wesen“ bewohnt als die Erde.

Vor etwas über hundert Jahren schien der Nachweis einer marsianischen Zivilisation unmittelbar bevorzustehen. Mit seinem Fernrohr entdeckte der Mailänder Astronom Giovanni Schiaparelli seltsame Linien auf dem Mars. Sein 1878 veröffentlichter Mars-Atlas wurde zur Wertsensation.

Schiaparellis Linien beruhten, wie sich später herausstellte, zwar nur auf einer optischen Täuschung. Doch viele Gelehrte hielten sie damals für künstlich angelegte Kanäle. Mit dem gigantischen Bewässerungssystem, so eine weit verbreitete Spekulation, leiteten die Bewohner der Wü-

stenwelt das Wasser der vereisten Polkapfen in die trockene Äquatorgegend um.

Von der Mars-Begeisterung inspiriert, verfasste der Schriftsteller H. G. Wells 1897 die Science-Fiction-Erzählung „Der Krieg der Welten“, in der die Marsianer die Erde angreifen. Gegen ihre Strahlenkanonen bleiben die Menschen machtlos. Im letzten Moment retten irdische Bazillen, gegen die die Invasoren keine Abwehrkräfte besitzen, die Menschheit vor der Ausrottung.

Bis Mitte des letzten Jahrhunderts wurde ein solch schauriges Alien-Szenario durchaus als reale Bedrohung gefürchtet. 1938 löste Orson Welles in New York eine Massenpanik aus, als er im Radio eine Hörspielfassung vom „Krieg der Welten“ sen-

dete. Tausende hielten den Bericht für echt und flüchteten aus der Stadt.

Erst mit leistungsstarken Teleskopen erkannten die Astronomen, dass die Mars-Atmosphäre äußerst dünn und es dort auch sonst eher ungemütlich ist. Allenfalls einfache Organismen, so ihr Fazit, könnten dort existieren.

Als dann vor knapp 30 Jahren die amerikanischen „Viking“-Sonden auf dem Nachbarplaneten landeten, schienen sich selbst diese vagen Hoffnungen zu zerschlagen. Die Roboter, die Gesteinsproben von der Oberfläche kratzten und vor Ort untersuchten, stießen auf keinerlei Lebensformen.

Spökenkicker mögen die ernüchternden Befunde bis heute nicht akzeptieren. Auf einigen „Viking“-Fotos haben sie ein sphinxähnliches „Gesicht“ ausgemacht, das sie für ein kilometergroßes Monument einer untergegangenen Hochkultur halten. Geologen haben indes bei der genaueren Auswertung nachgewiesen, dass es sich nur

+++ „Wir dachten, im Weltraum stirbt alles – doch unsere

Heubazillen erwiesen sich als zähe Burschen.“ +++

um eine Gesteinsformation handelt, die durch ein besonderes Spiel von Licht und Schatten als künstliches Gebilde erscheint.

Andererseits gibt es in jüngster Zeit auch bei den Planetenkundlern einen erstaunlichen Meinungsumschwung. Immer mehr Forscher bezweifeln, dass die negativen Befunde der „Viking“-Mission wirklich das letzte Wort sind.

Die wachsende Zuversicht, auf dem Mars wenigstens Spuren einzelliger Organismen zu finden, hat mit neueren Entdeckungen auf der Erde zu tun: Expeditionen brachten in letzter Zeit ans Licht, wie erstaunlich anpassungsfähig das Leben ist.

Erdoberfläche und Meere sind demnach nur ein kleiner Teil der belebten Natur. Tief im Erdinnern haben sich Mikroben in verborgenen Ökosystemen eingenistet, die offenbar unabhängig von der Außenwelt existieren – unter relativ ähnlichen Bedingungen, wie sie auch unter der Mars-Oberfläche erwartet werden.

Bakteriensporen können sogar tagelang im Weltraum überleben, wie deutsche For-



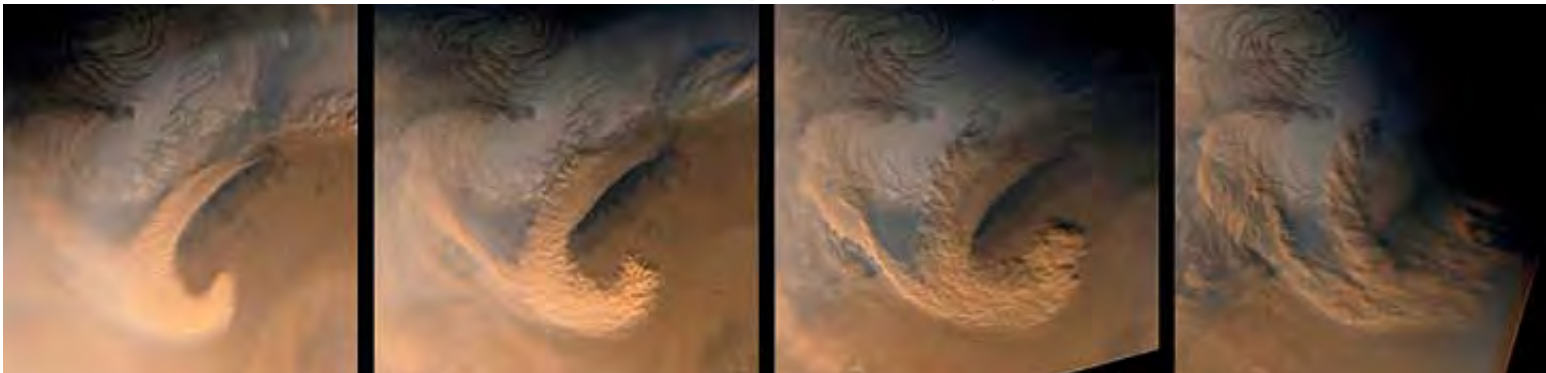
Mars-Landschaft*: Wie verlorene Inseln ragten vor 3,8 Milliarden Jahren die Kontinente aus

scher herausfanden. „Das war eine Riesenüberraschung“, erklärt die Mikrobiologin Gerda Horneck, die am DLR die Sporenversuche leitete. „Wir dachten, im Weltraum stirbt alles – doch die von uns getesteten Heubazillen erwiesen sich als ungeheuer zähe Burschen.“

Für das Experiment beförderte Horneck die Sporen mit einem russischen „Foton“-Forschungssatelliten ins All. Zwei Wochen

lang wurden die – unterschiedlich stark abgeschirmten – Mikroben-Proben dem Weltraum ausgesetzt. Bei der späteren Untersuchung im Labor machte die Forscherin eine erstaunliche Entdeckung: Selbst von jenen Sporen, die vollkommen ungeschützt gewesen waren, hatte ein Teil überlebt. Horneck: „Einige der Biester sind einfach nicht totzukriegen. Und wir haben keine Ahnung, warum.“

Entstehung eines Staubsturms auf dem Mars*: Die extrem dünne Atmosphäre enthält kaum Luft zum Atmen



NASA / JPL



NASA / ASTROFOTO

einem kilometertiefen Ozean

Die extreme Weltraumkälte und das Vakuum jedenfalls machten den Mikroben nur wenig aus. Allein die aggressive UV-Strahlung der Sonne vertrugen sie überhaupt nicht. Doch schon eine dünne UV-Schutzschicht aus Staub und Sand reichte aus, um die Überlebensrate drastisch zu erhöhen.

Diese Experimente würden erklären, weshalb die „Viking“-Sonden bloß tote Materie fanden. Anders als die Erde verfügt der Mars nicht über eine schützende Ozonschicht. Die zerstörerische UV-Sonnenstrahlung hat die Oberfläche des Wüstenplaneten deshalb sterilisiert.

Ganz anders könnte es hingegen knapp unterhalb der lebensfeindlichen Oberfläche aussehen. Schon in wenigen Zentimeter Tiefe wären Organismen vor der tödlichen UV-Strahlung geschützt.

Wurde bei der „Viking“-Mission also an der falschen Stelle gesucht? Haben die



Planetenforscher Richter*: Roboter als Maulwurf

früheren Sonden einfach nicht tief genug gegraben?

Astrobiologen wie Horneck halten das für gut möglich. Mit großer Spannung erwartet die Forscherin daher die Wühlarbeiten der „Beagle 2“. „Wenn jemals einfache Organismen auf dem Mars entstan-

den sind“, glaubt Horneck, „dann werden sie sich in Nischen verkrochen haben, wo sie bis heute überleben konnten.“

Die Expedition der „Beagle 2“ könnte auch den jahrelangen Streit entscheiden, ob die Entdeckung von Mars-Leben längst gelungen ist. Vor sieben Jahren hatten Nasa-Forscher auf einer weltweit übertragenen Pressekonferenz eine angebliche Sensation verkündet: In einem vom Mars abgesplitterten Meteoriten, der nach jahrtausendelangem

Irrflug in die Antarktis gefallen war, seien versteinerte Bakterien gefunden worden – die angeblich ersten Spuren von außerirdischem Leben. Einige Gelehrte verstiegen sich daraufhin sogar zu der Behauptung, dass die Erde regelmäßig durch Alien-Mikroben verseucht werde. Doch die

* Oben: Die Aufnahme der Raumsonde „Global Surveyor“ zeigt Vulkane und Gräben in der Tharsis-Region, bläulich-weiße Wassereiswolken umgeben die Vulkangipfel; unten: am 30. Juni 1999 am Nordpol; rechts: mit einem Modell des Mars-Bohrers „Pluto“.

meisten Fachleute reagierten skeptisch. Die Überreste, so der Einwand, könnten ebenso gut von irdischen Mikroben stammen, die im Laufe der Zeit in den herabgestürzten Meteoriten eingedrungen seien. „Leider lässt sich eine Kontamination nie ausschließen“, sagt Horneck. „Die Viecher kriechen ja in jedes Gestein hinein.“

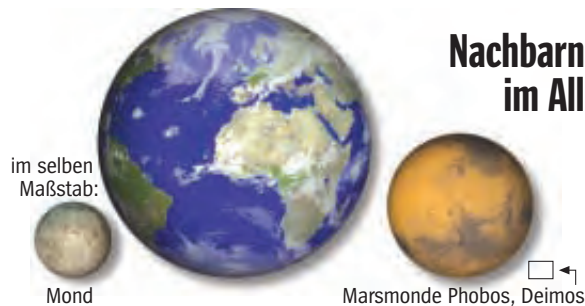
Nur auf dem Mars selbst, so erkannte auch Planetenforscher Pillinger, lässt sich die Frage klären. Der britische Professor, der selbst in Mars-Meteoriten Lebensspuren gefunden haben will, bedrängte daher die Esa-Manager, auf die geplante Mission „Mars Express“ unbedingt auch eine Landefähre mitzunehmen. Um die von ihm konzipierte „Beagle 2“ bei der Esa durchzusetzen, bemühte Pillinger sich um Spenden von Unternehmen.

Nach einer sicheren Landung könnte die „Beagle 2“ schon bald mit den Grabungen beginnen. Zuvor müssen Kameras an Bord aber die nähere Umgebung sondieren. Auch dauert es, bis die Solarzellen die Lithium-Ionen-Batterie aufgeladen haben.

Spätestens Mitte Januar nächsten Jahres soll es losgehen: „Beagle 2“ fährt den Roboterarm mit dem Bohrer an der Spitze aus. Dann beginnt der Vorstoß in den Untergrund.

Wie genau der „Pluto“ genannte Bohrer funktioniert, demonstriert sein Erfinder in einer Kölner Experimentierhalle. In seinen Händen hält Richter eine Metallröhre, die aussieht wie eine Silvesterrakete. „Im Innern befindet sich eine Art Hammer, der die Bohrspitze vorantreibt“, erläutert der Forscher. „Durch diese Stöße wird Pluto nach und nach in die Erde gerammt.“

Um den künstlichen Maulwurf zu testen, hat Richter einen mit feinem Sand gefüllten Bottich aufgestellt. Für Probebohrungen saugt er die Luft ab und kühlt den Behälter stark ab. „Dann ist alles wie auf dem Mars – bis auf die Farbe natürlich.“



	ERDE	MARS
Dauer eines Jahres in Erdtagen	365,24 Tage	686,98 Tage
Rotationsdauer	24 h	24 h, 40 min
Äquatordurchmesser	12 756 km	6794 km
mittlerer Luftdruck in Millibar	1014	6,4
Atmosphäre	Stickstoff 78 % Sauerstoff 21 % Argon, CO ₂ u. a. 1 %	CO ₂ 95 % Stickstoff 3 % Argon u. a. 2 %
mittlere Temperatur	+15°C	-63°C

Klack, klack, klack hämmert sich der Kölner Pluto in den künstlichen Mars-Boden. Es sieht aus, als wäre der Bohrer ein überdimensionaler Nagel, der in die Wand geschlagen wird. Pro Stunde kommt er etwa einen Meter voran.

Auf dem Mars wird es vermutlich nicht ganz so schnell gehen. Stößt Pluto gegen einen Stein, schaltet er sich automatisch ab und wartet auf neue Befehle. Und das kann dauern.

Höchstens einmal am Tag, wenn eine der Orbitalsonden den Landeplatz überfliegt, haben die Forscher für wenige Minuten Funkkontakt zur „Beagle 2“. Dann müssen sie der Station stets eine ganze Liste von Anweisungen einprogrammieren.

Aus diesem Grund rechnen die Wissenschaftler damit, dass sich ein Bohrvorgang über mehrere Tage hinzieht.

Was der Roboter-Maulwurf schließlich zu Tage fördert, ist nur ein Fingerhut voll Mars-Boden. Doch diese wenigen Krümel könnten ausreichen, um den Glauben an die Einmaligkeit irdischen Lebens zu erschüttern.

Zum Moment der Wahrheit kommt es, wenn die Bodenprobe in dem chemischen Labor an Bord der „Beagle 2“ näher untersucht wird. Herzstück der Anlage ist ein so genanntes Gaschromatograf-Massenspektrometer, das die Zusammensetzung der Probe mit höchster Genauigkeit ermittelt. „Alle Entdeckungen werden sofort veröffentlicht“, versichert Richter, „und nicht erst ein halbes Jahr später in „Science“.“

Viel lässt sich schon an dem Verhältnis der Kohlenstoff-Isotope in der Probe ablesen. In allen Lebewesen auf der Erde – ob Eichen, Schleimpilze oder Elefanten – kommt es zu einer Anreicherung von leichtem Kohlenstoff C-12. Findet das Labor der „Beagle 2“ nun auch in der Bodenprobe eine Anreicherung von C-12, wäre dies folglich ein klarer Hinweis auf Lebensformen.

„Das Messinstrument ist so empfindlich“, erläutert Richter, „dass schon Jahrmillionen alte Fossilien von einer Hand voll Mikroorganismen ausreichen würden, um Alarm auszulösen.“

Die Kohlenstoff-Messungen liefern jedoch keinen Hinweis darauf, wie alt die mutmaßlichen Lebensspuren sind – oder



Szene aus dem Science-Fiction-Film „Mars Attacks!“. Kaum ein anderer Himmelskörper hat die Phantasie der Menschen so sehr bewegt



NASA / JPL / ASTROFOTO

Landeeinheit „Pathfinder“ auf der Mars-Oberfläche*: Meterweite Fahrten von Stein zu Stein wurden zu einem globalen Medienereignis

ob gar noch heute Organismen unter der Mars-Oberfläche hausen. Aussagekräftiger wäre es, wenn „Beagle 2“ überdies noch Ausdünstungen von Methan messen würde. Für viele Astrobiologen stünde dann fest: Der Wüstenplanet lebt.

Aber werden die Messungen von „Beagle 2“ ausreichen, um ein endgültiges Urteil zu fällen? Wäre die Existenz außerirdischer Organismen damit zweifelsfrei bewiesen oder widerlegt?

„Ich fürchte nein“, gibt Mars-Forscher Richter zu. „Auf der Erde würden solche Befunde ganz klar auf die Existenz von Leben hindeuten. Nur: Auf dem Mars gelten vielleicht andere Gesetze.“

Immerhin gilt auch auf dem Mars: Ohne Wasser geht es nicht. Diese Zutat, so glauben die Astrobiologen, ist wohl überall im Universum unverzichtbar, um eine Lebensuppe anzurühren.

Zumindest am Anfang muss es auf dem Mars davon noch reichlich gegeben haben. Vor 3,8 Milliarden Jahren, kurz nach der Entstehung der Planeten, floss auf dem Mars vermutlich sogar weit mehr Wasser als auf der Erde.

Aus neueren Sonden-Daten schließen Geologen, dass weite Teile der heute ausgetrockneten Wüstenwelt in der Urzeit noch von einem über einen Kilometer tiefen Ozean bedeckt waren. Wie verlorene Inseln ragten die Mars-Kontinente aus dem Meer. Mächtige Flutwellen brandeten über das Land, reißende Ströme gruben tiefe Furchen. So entstanden jene kilometerbreiten Täler, die bis heute das Antlitz des Planeten prägen.

* Im Hintergrund: das Elektromobil „Sojourner“ (1997).

Völlig ungeklärt ist bislang, warum der Mars damals fast so warm war, wie die Erde sein konnte – trotz seiner größeren Entfernung zur Sonne. Nach einem Computermodell spien auch auf dem Wüstenplaneten Vulkane Millionen Tonnen Koh-

+++ Innerhalb von zwei Milliarden Jahren verwandelte sich der einst so milde Mars in eine eisige Wüste. +++

lendioxid in die Luft, die Atmosphäre war extrem dicht. In diesem Fall hätte es einen ausreichenden Treibhauseffekt gegeben.

Der Mars wäre demnach ein zweiter Garten Eden gewesen. Wie auf der Erde entstanden womöglich erste primitive Lebewesen.

Doch warum ging das Paradies zu Grunde? Was war der Grund dafür, dass der Mars zu einer Eishölle gefror, während die

Erde aufblühte? Und wohin ist das ganze Mars-Wasser verschwunden?

Manche Planetenforscher gehen von folgendem Szenario aus: Auf beiden Planeten wusch der niederprasselnde Regen allmählich das Kohlendioxid aus der Atmosphäre heraus. Auf der Erde brach die glühende

ne Altersbestimmung ergab: Die Sintflut kann höchstens zehn Millionen Jahre her sein – vielleicht sogar nur wenige Jahrhunderte.

Noch immer grübeln die Forscher über den aufregenden Befund. „Das ist eigentlich vollkommen unmöglich“, sagt Brückner. „Wenn Sie auf dem Mars einen Eimer Wasser auskippen, verdampft es sofort. Das liegt an dem extrem niedrigen Luftdruck. Und das ist schon seit Jahrmilliarden so.“

Wie sind die Rillen dann zu erklären? Der australische Geologe Philip Christensen vermutet, dass es auf dem Mars zuweilen kräftig schneit. Wenn es wieder wärmer wird, bleiben reißende Bäche aus

Die Nasa beispielsweise erwägt, im Jahre 2009 mit einem unbemannten Propellerflugzeug den Planeten abzusuchen. Im gleichen Jahr will sie auch ein mobiles Labor starten.

Nach 2011 will die Esa dann etwas völlig Neues wagen: Ein Roboter-Raumschiff soll auf dem Nachbarplaneten Bodenproben einsammeln und zur Erde bringen. Um eine Verseuchung der Menschheit durch Alien-Mikroben zu verhindern, würden Experten die Fracht zunächst an Bord der Internationalen Raumstation gründlich untersuchen.

Der interplanetare Lastentransport wäre zugleich eine Art Generalprobe für einen bemannten Flug. Wenn die Mission gelingt, wäre erstmals demonstriert, dass Raumschiffe auch aus so riesiger Entfernung heimkehren können.

Manche Experten glauben ohnehin, dass die Menschen selber Hand anlegen müssen, um wirklich Leben auf dem Mars zu finden. Die Möglichkeiten von Raumsonden und Rovern seien viel zu begrenzt.

„Bis heute gibt es noch nicht mal Roboter, die ich mit einer Einkaufsliste in den Supermarkt schicken kann, wie sollen sie dann einen fremden Planeten erkunden“, argumentiert der US-Ingenieur Robert Zubrin, der mit der von ihm gegründeten privaten Mars Society seit langem für einen bemannten Mars-Flug kämpft.

Andererseits haben Nasa-Forscher gerade erst gezeigt, dass sie auch mit unbemannten Raumsonden belebte Himmelskörper sichten können.

Am 8. Mai gelang der „Global Surveyor“-Sonde vom Mars aus ein sensationeller Schnappschuss: Das Foto zeigt eine kleine blaue Sichel, die sich in den Weiten des Universums zu verlieren scheint. Zur Hälfte liegt der Himmelskörper im Schatten. Weiße Wolken ziehen über seine Oberfläche. Rechts oben ist auch noch sein blasser grauer Mond zu erkennen.

Rund 139 Millionen Kilometer ist der Planet entfernt. Für die Forscher gibt es keinen Zweifel: Dort wuseln seltsame Kreaturen herum.

Auf die Idee mit dem Foto war Michael Malin gekommen, dessen Firma die Bordkamera des „Global Surveyor“ betreibt. „Wir haben die letzten sechs Jahre genug Zeit damit verbracht, auf den Mars zu starren“, verkündete Malin seinen Kollegen.

Dann richtete er die ferne Mars-Sonde auf seinen Heimatplaneten aus.

+++ Die Sonde entdeckte bislang unbekannte Wasservorkommen – in Form eines gigantischen Eisozeans. +++

Kruste aber immer wieder auf, und die Vulkane bliesen neues Treibhausgas in die Luft. Der kleinere Mars hingegen kühlte weit schneller ab, die meisten Vulkane erloschen, der Kohlendioxid-Nachschub blieb aus. Seine geringere Masse erschwerte ihm zusätzlich, die Atmosphäre zu halten.

Vor 3,8 Milliarden Jahren nahm das Unheil seinen Lauf: Je mehr die Gashölle schwand, desto kälter wurde es. Weil der Schwund der Atmosphäre zugleich zu einem rapide fallenden Luftdruck führte, verdampfte das flüssige Wasser und entschwand ins All. Innerhalb von zwei Milliarden Jahren hatte sich der Mars in eine eisige Wüste verwandelt.

Doch auch dieses Untergangsszenario ist nur die halbe Wahrheit. Offenbar hat der Planet nicht sein gesamtes Wasser verloren – diese spektakuläre Entdeckung machte vor einem Jahr die US-Sonde „Mars Odyssey“.

Als der Orbiter mit seinen Spähinstrumenten die Wüstenwelt abtastete, registrierte er ab dem 60. Breitengrad bislang unbekannte Wasservorkommen – in Form eines gigantischen Eisozeans direkt unter der Oberfläche.

„Der erste Meter des Bodens“, erläutert Kosmo-Chemiker Brückner, der an der Auswertung der Messdaten beteiligt war, „besteht dort zur Hälfte aus Eis.“ Der US-Physiker Bill Feldman frohlockt: „Das reicht aus, um später einmal eine bemannte Mission zu versorgen.“

Als der Planet einst austrocknete, muss folglich ein beträchtlicher Teil seiner Meere und Seen im Boden versickert und dort gefroren sein. Die wahren Ausmaße des Eisozeans soll nun der „Mars Express“ mit seinem Hochleistungsradar klären.

Noch dramatischer erscheint eine Enttöhlung der US-Sonde „Global Surveyor“, die seit 1997 den Mars umkreist: In der Cerberus-Ebene fotografierte sie geologisch frische Rinnen. Eine mächtige Flutwelle muss diese erzeugt haben. Ei-



Erde mit Mond vom Mars aus aufgenommen*: *Seltsame Kreaturen*

Schmelzwasser unter der bis zu zehn Meter hohen Schneedecke vor dem sofortigen Verdampfen geschützt.

Anderer Forscher tippen eher auf gewaltige Eruptionen heißer Quellen. Vielleicht treten die Sturzbäche so schnell und mit solcher Wucht an die Oberfläche, dass sie tiefe Furchen graben können, ehe sie schließlich verdampfen.

„Heiße Quellen wären natürlich eine ideale Brutstätte für Leben“, sagt Kosmo-Chemiker Brückner. „Aber noch weiß niemand, was sich da wirklich abspielt.“

Keine Frage, es gibt noch reichlich Geheimnisse zu lüften auf dem Mars. Noch bevor ihre Spähsonden und Erkundungsroboter überhaupt ihr Ziel erreicht haben, planen Amerikaner und Europäer deshalb schon zahlreiche weitere Missionen.

* Foto der US-Raumsonde „Mars Global Surveyor“ vom 8. Mai.



Bauer Tochigi, Matsuzaka-Rind Sachi: Päppeln, als handelte es sich um Sumo-Ringer

BIOTECHNIK

Massage im Kuhstall

Zielstrebig wie keine andere Nation treibt Japan das Klonen von Rindern voran: Das Fleisch soll schon bald zum Verzehr zugelassen werden.

In Oshimizu leben rund 9000 Menschen und zwei berühmte Rinder. Die beiden heißen Noto und Kaga, und es geht ihnen besser als vielen menschlichen Einwohnern des tristen Orts an Japans Westküste. In einem prächtigen neuen Stall werden sie von früh bis spät umsorgt. Vor allem die ärztliche Betreuung ist vorbildlich. Denn Noto und Kaga sind Symbole für ein ehrgeiziges Projekt: Japan will als erstes Land der Welt den Verzehr von Fleisch geklonter Kreaturen in großem Maßstab zulassen.

Vor fünf Jahren wurden Noto und Kaga als weltweit erste Rinder mit jener Technik erzeugt, die bei Schaf „Dolly“ für Aufsehen gesorgt hatte: Körperzellen einer Kuh wurden in zuvor entkernte Eizellen verpflanzt und dann in die Gebärmutter einer Leih-Kuh eingesetzt.

Zielstrebig wie keine andere Nation treibt Japan seither das Klonen von Rindern voran: Im ganzen Land produzierten 40 Institute bis Ende Februar 336 Klon-Rinder. Und möglichst noch in diesem Jahr hofft die Regierung in Tokio, geklonte Rinder als unbedenklich für den menschlichen Verzehr deklarieren zu können.

Eine wesentliche Hürde ist bereits genommen: Im April legten Experten im Auftrag des Gesundheitsministeriums Ergebnisse von Versuchen mit Mäusen vor, die teilweise mit Fleisch und Milch geklonter Rinder gefüttert worden waren – ohne nachweisbare Gesundheitsschäden. Ihr Gutachten schlossen die Forscher mit dem Wunsch, dass die Klon-Technik „jetzt, wo



Tiefkühlbehälter mit Rindergewebeproben
Überleben dank Dolly-Technik

der Menschheitstraum Wirklichkeit geworden ist“, zuverlässig voranschreitet.

Das hofft man auch am Labor der Rinderzuchtanlage der Präfektur Mie. Behutsam öffnet Veterinär Masaya Mizutani einen tonnenähnlichen Behälter. Dann steckt er eine Greifzange in die Öffnung, aus der Schwaden von Stickstoff wabern.

Wie in einer Schatzkammer lagern hier bei minus 196 Grad Celsius gefrorene Körperzellen preisgekrönter Rinder. Es handelt sich um Proben so genannter Matsuzaka-Rinder aus der gleichnamigen Zuchtregion. Bei Nippons Gourmets sind sie wegen ihres rot-weiß marmorierten, besonders fetten, weichen Fleisches als Delikatesse heiß begehrt. Auf Auktionen erreicht das Edelvieh Preise von bis zu 50 Millionen Yen (360 000 Euro) pro Stück.

In Zukunft, hofft Mizutani, könnte die Präfektur Mie aus den eingefrorenen Zellen Hunderte Klone züchten und profitabel vermarkten. Dann hätten die Bauern von Matsuzaka zugleich ein Dilemma gelöst: Denn die wertvollen Luxus-Tiere dürfen keinen Nachwuchs gebären, sonst leidet angeblich die Qualität ihres Fleisches.

Das Klonen könnte auch den Alltag von Bauer Jiro Tochigi, 70, revolutionieren. Seit Jahrzehnten gehört Tochigi zu den erfolgreichsten Züchtern preisgekrönter Matsuzaka-Rinder, doch die traditionelle Pflege fordert ihn enorm.

In seinem Kleinbetrieb päppelt Tochigi sechs Tiere einzeln auf, als handelte es sich um Sumo-Ringer. Selbstverständlich nennt

er dabei jedes der Tiere bei seinem Namen. Zärtlich kraut er dem Rind Sachi den Bauch – zutraulich hebt das Tier sein Hinterbein. Dann nimmt Tochigi einen Schluck aus einer Schnapsflasche und prustet den Alkohol als feinen Sprühnebel über Sachis Körper. Mit einer Bürste aus Reisstroh massiert er anschließend das Fell, bis es tief-schwarz glänzt. Sachi sieht zufrieden aus – und eben das ist wichtig, damit das Tier das zarte Matsuzaka-Fleisch ansetzt.

Zu Fressen gibt Tochigi seinen Tieren hochwertiges Getreide und Heu. Doch an einem heißen Tag wie heute verschlägt es Sachi oft den Appetit. Damit er gleichwohl Hunger kriegt, schüttet Tochigi seinem Schützling langsam eine Flasche „Kirin“-Bier in den Hals. Begierig leckt das Tier den Schaum vom Flaschenrand. Zum Schluss dreht Bauer Tochigi die Stereoanlage im Stall auf – denn wenn Nippons Schlagerstar Saburo Kitajima seine Lieder singt, beruhigt das die Tiere.

So bizarr wie in Matsuzaka sieht Rinderpflege nicht überall in Japan aus. Doch teuer ist auch das Fleisch aus konventioneller Zucht. Denn zwischen den engen Terrassenfeldern des bergigen Insellands fehlt oft der Platz für Großfarmen. Die Kleinbauern jedoch können kaum mit den billigen Fleischimporten konkurrieren – deren Anteil schnellte seit der Öffnung von Japans Fleischmarkt 1991 auf rund 60 Prozent.

Im Klonen nach der „Dolly-Technik“ sehen die Agrarbürokraten in Tokio deshalb eine Art Wunderwaffe, um das Überleben der heimischen Viehzucht zu sichern. „Unsere Ziele heißen Veredelung der Rassen und Rationalisierung der Zucht“, sagt Ministerial-Experte Hiroaki Okuchi.

Tokios Klon-Strategie stößt indes auch in der Bauernschaft auf Skepsis. Kritiker verweisen vor allem auf die hohe Zahl von Fehlgeburten und Todesfällen. So verendeten auch in Oshimizu, wo Noto und Kaga leben, alle zuletzt geklonten 13 Rinder vor oder nach der Geburt. Einigen knickten die Vorderbeine weg, andere waren schon als Föten viel zu groß und mussten per Kaiserschnitt entbunden werden.

Deshalb sucht Laborleiter Mitsuo Kita derzeit auch nach einer neuen Leih-Kuh für weitere Klon-Experimente. Die bisherige Leihmutter habe schon zwei Kaiserschnitte hinter sich, „einen dritten können wir ihr nicht zumuten“, sagt Kita.

Allen Rückschlägen zum Trotz ist Kita von der Unbedenklichkeit der bereits geborenen Klon-Rinder wie Noto und Kaga überzeugt. Ohne zu zögern, beteuert er, würde er ihr Fleisch essen.

Aber natürlich geht es dem Klon-Forscher auch um sein eigenes Interesse. Denn wenn nicht bald ein positives Signal aus Tokio kommt, müssen sich die Klon-Pioniere weiter mit bloßen Experimenten begnügen. Und irgendwann, so viel scheint sicher, fließt dann auch nicht mehr so viel Steuergeld.

WIELAND WAGNER

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Ich fürchte um Amerikas Seele“

Der US-Psychiater und Gewaltforscher Robert Jay Lifton über die Gemütsverfassung der Amerikaner, das Supermacht-Syndrom und den apokalyptischen Kampf von Präsident Bush



Robert Jay Lifton

beschäftigt sich seit über 50 Jahren mit den Auswirkungen von Machtmissbrauch, Gewaltanwendung und Massenmord auf die menschliche Psyche. Das Gründungsmitglied der Organisation „Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges“ hat über Nazi-Ärzte geforscht, über KZ-Überlebende, Vietnam-Veteranen, den nuklearen Schrecken und die Seelenlage von Terroristen. Lifton, 78, jetzt Gastprofessor an der Harvard University, gilt zudem als einer der Begründer der „Psychohistory“: Um historische Prozesse besser zu verstehen, nähert er sich ihnen und den handelnden Personen mit dem Handwerk des Psychotherapeuten.

SPIEGEL: Professor Lifton, wie sehr hat der Irak-Krieg die USA verändert?

Lifton: Unsere Gesellschaft ist mit diesem Feldzug tiefgründig verändert worden – und zwar in Richtung auf einen zerstörerischen Fundamentalismus. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich liebe mein Land. Aber ein Patriot zu sein bedeutet für mich, einen kritischen Blick zu wahren auf diese Regierung und ihren Missbrauch von Macht. Deshalb fürchte ich, dass jetzt die amerikanische Seele selbst in großer Gefahr ist. Wir drohen die Grundsätze zu verlieren, die dieses Land für viele von uns zu einem besonderen gemacht haben, ein Bekenntnis zu wirklicher Demokratie zum Beispiel. Stattdessen werden wir zu Tyrannen. Viele Länder sehen uns als die gefährlichste Macht, die es gibt – verständlicherweise.

SPIEGEL: Was genau ist geschehen mit der amerikanischen Seele?

Lifton: Viele Amerikaner – Politiker, aber auch einfache Leute – sind gefangen in dem, was ich Supermacht-Syndrom nenne. Wegen Amerikas gewaltiger technischer und militärischer Macht hat unsere Führung ein Gefühl der Allmacht entwickelt, das gleichzeitig gekoppelt ist an einen christlichen Fundamentalismus. Das Syndrom erzeugt eine seltsame Gemütslage – das Gefühl, Anspruch zu haben auf Unverwundbarkeit. Es liefert eine Rechtfertigung, jeden anzugreifen, den wir, warum auch immer, als Bedrohung unserer Unverwundbarkeit empfinden.

SPIEGEL: Ist das Supermacht-Syndrom mehr als schlicht die Arroganz der Macht?

Lifton: Es hat neue Elemente. Unsere militärische Überlegenheit ist extremer, als es je einer historischen Großmacht vergönnt war. Amerika unterscheidet sich vom britischen Empire, weil Amerika nicht in den verschiedenen Ländern bleiben und sie verwalten will. Amerika herrscht aus der Ferne und manchmal mit schnellen militärischen Vorstößen wie dem Irak-Krieg. Amerikas Machtanspruch aber ist unübertroffen. Ich würde sogar sagen: Amerika will die Geschichte selbst beherrschen.

SPIEGEL: Zu welchem Zweck?

Lifton: Kern des Supermacht-Syndroms ist der immer währende Kampf um absolute Sicherheit. Viele unserer Exzesse im Krieg gegen den Terror haben zu tun mit dieser Vision von Sicherheit, die uns auferlegt, jeden Terroristen auf der Welt zu töten. Unsere Regierung muss dabei zwangsläufig

scheitern, denn Unverwundbarkeit gibt es nicht – nicht für Körper oder Seelen, auch nicht für Nationen, nicht einmal für die einzige Supermacht. Aber der illusionäre Kampf um Unverwundbarkeit zwingt uns, immer stärkere Kontrolle über die Geschehnisse weltweit auszuüben und die Welt immer engstirniger einzuteilen in Kategorien von Gut und Böse. Wir stecken fest in einem Hamsterrad. Die Supermacht kann niemals ruhen.

SPIEGEL: Wie lange halten die USA das durch?

Lifton: Diese Regierung wird scheitern, national wie international. Die Frage ist nur, wie viel Schaden sie bis dahin in der Welt



Ruine des World Trade Center in New York,

und bei uns angerichtet hat. Was derzeit im Irak geschieht, macht deutlich, dass sich absolute Kontrolle unmöglich aufrechterhalten lässt über den Moment des militärischen Siegs hinaus. Die Amerikaner haben große Schwierigkeiten, den Irak zu regieren oder dort eine Demokratie aufzubauen. Hier zeigen sich die wahren Probleme des Supermacht-Syndroms: Es führt dazu, dass sich die Supermacht überhebt.

SPIEGEL: Ist das Syndrom therapierbar?

Lifton: Absolut. Nichts ist unveränderlich. Diese Nation ist trotz allem in der Lage, einen Umschwung herbeizuführen. Die Eiferer lassen sich von ihrem Kurs kaum abbringen, aber sie können isoliert werden.

Internationaler Druck ist dabei hilfreich. Der Widerstand von Deutschland, Frankreich, Russland und China bei den Vereinten Nationen war äußerst wichtig. Amerika ist jetzt stärker isoliert als jemals in seiner Geschichte. Vielleicht ist der Höhepunkt der amerikanischen Supermacht damit auch schon überschritten.

SPIEGEL: Bedeutet Therapie, dass die USA von ihrem globalen Führungsanspruch abrücken müssen?

Lifton: Nein. Die USA müssen ihre Macht nur zurückhaltender und vernünftiger einsetzen. Ich halte es für einen Ausdruck von Reife, wenn die USA die Grenzen ihrer Macht erkennen würden. Ich bezweifle allerdings, dass diese Regierung dazu fähig ist.

SPIEGEL: Warum ist es so schwer für Amerikaner, Verwundbarkeit zu akzeptieren?

Lifton: Wir haben unsere Verwundbarkeit als schmerzvollen Schock am 11. September erlebt. Bis dahin lebten Amerikaner im festen Glauben an ihre Unverwundbarkeit. Dieser Glaube rührt zum Teil her von der Geografie und dem Schutz durch die beiden Ozeane. Er hat aber auch mit der Vorstellung von Amerika als einem Ausnahmeland zu tun, einem Ort, wo vieles

verminderte Fähigkeit oder Bereitschaft, Gefühle zu empfinden. Und es gibt den zutiefst menschlichen Impuls, Sinn zu finden in dem, was geschehen ist. Der Sinn offenbart sich ja nicht im Ereignis selbst. Überlebende und andere konstruieren sich also eine Bedeutung. Und diesen Auftrag verfolgen sie oft mit einer Auf-Leben-und-Tod-Intensität. Bush und seine Berater haben sich dieser Sinnsuche der Amerikaner bemächtigt. Und sie haben eine sehr aggressive Interpretation durchgesetzt – den „Krieg gegen den Terror“.

SPIEGEL: Ist Bush ein Überlebender?

Lifton: Alle Amerikaner sind Überlebende des 11. September, selbst wenn wir nicht direkt in Gefahr waren. Bis zu den Attacken auf die USA war George Bush ein glanzvoller Präsident, der nicht in seinem Amt aufging und nicht einmal viel Zeit damit verbrachte. Mit dem 11. September hat Bush seine Mission im Leben gefunden, die er auf sture und absolute Weise verfolgt. Der Krieg gegen den Terror ist sein Lebenszweck geworden. Die Welt einzuteilen in Gut und Böse ist Teil dieser Mission. Nehmen Sie dazu seine nahezu fundamentalistische Religiosität als wiedererweckter

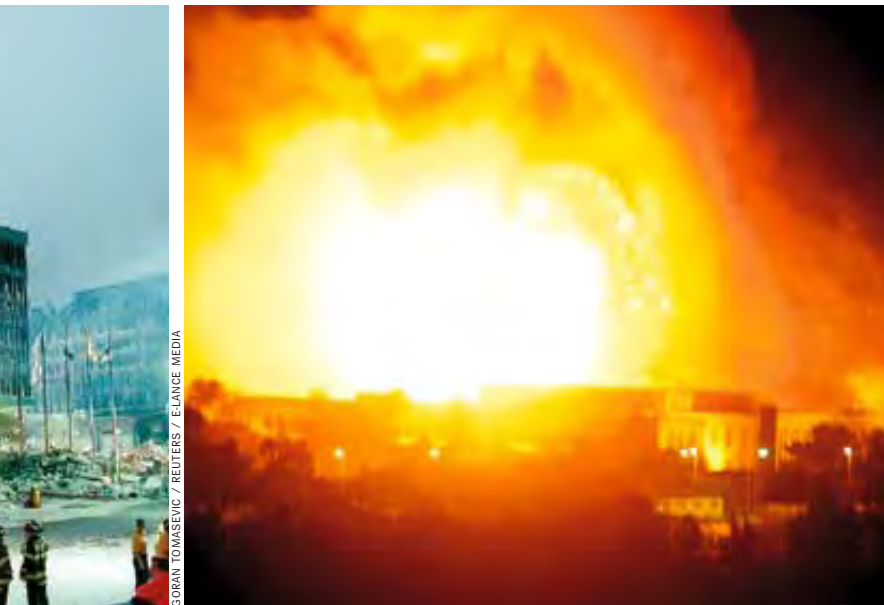
so gefährlich, weil sich, wer sie anwendet, auf heiliger Mission wähnt.

SPIEGEL: Dann ist apokalyptische Gewalt aber eher die Spezialität von Bin Laden?

Lifton: Bei ihm liegt das auf der Hand. Er will zerstören, um die Welt zu säubern, um Amerika zu schwächen, um Ungläubige loszuwerden. Weniger offensichtlich sind die apokalyptischen Tendenzen bei der Bush-Administration. Unsere Führer präsentieren sich selbst als rational und besorgt um die Demokratie auf der Welt. Aber ihre Handlungen lassen ein apokalyptisches Konzept erkennen.

SPIEGEL: Das müssen Sie uns erläutern.

Lifton: Zum Teil offenbart sich dieser Hang in der Rhetorik. Bush spricht von der „Achse des Bösen“ und davon, das Böse in der Welt zu vernichten. Bushs „Krieg gegen den Terror“ kennt keine Grenzen in Zeit oder Raum, er ist unendlich. Sein Ziel ist laut Bush die Vernichtung jedes Terroristen auf der Welt. Wenn alle tot sind, dann werde die Welt frei vom Bösen sein. Dies ist natürlich Unsinn: Wer durch die Welt läuft, um Terroristen zu töten und kriegerrische Politik betreibt, bringt immerzu mehr Terroristen hervor.



GORAN TOMASEVIC / REUTERS / ELANCE MEDIA



CHRIS HONDROS / GETTY IMAGES

Bombardement von Bagdad, US-Präsident Bush beim Besuch eines Marinestützpunkts: „Amerika will die Geschichte selbst beherrschen“

von dem, was andere Länder quält, gar nicht möglich ist.

SPIEGEL: Ist eine verletzte Supermacht zwangsläufig kriegerisch?

Lifton: Überlebende, die nicht mit ihrer Verwundbarkeit zurechtkommen, sehen die Welt oft als feindlich. Ich habe Überlebende infernalischer Gewalt studiert aus Nazi-Vernichtungslagern, aus Hiroshima und Vietnam, und ich habe einige Gemeinsamkeiten gefunden. Die Todesangst hinterlässt einen Abdruck. Manche verfluchen sich selbst – warum haben wir das Ereignis nicht aufgehalten, warum haben wir den Leuten nicht geholfen? Andere erleben, was ich psychische Verhornung nenne, eine

Christ und sein Supermacht-Syndrom – und schon haben Sie die gefährliche Kombination, der die Welt jetzt gegenübersteht.

SPIEGEL: Sie sehen bei George Bush eine weitere Kraft am Werk: Sie haben bei ihm einen Hang zu „apokalyptischer Gewalt“ diagnostiziert. Was soll das sein?

Lifton: Apokalyptische Gewalt bezeichnet die Bereitschaft, enorme Zerstörung anzurichten im Dienst einer spirituellen Säuberung. Eine Welt soll aufhören zu existieren, um Platz zu machen für eine bessere. Ich habe herausgefunden: Man kann nur dann große Mengen von Menschen umbringen, wenn man es im Namen absoluter Rechtfertigung tut. Apokalyptische Gewalt ist

SPIEGEL: Sie halten das für mehr als pathetische Präsidenten-Rhetorik?

Lifton: Allerdings. Apokalyptische Tendenzen offenbaren sich zum Beispiel auch im Strategiedokument zur Nationalen Sicherheit von 2002. Es fordert absolute militärische Hegemonie der USA in allen Regionen der Welt. Kein Land darf uns unsere Stellung streitig machen oder auch nur den Ehrgeiz haben, mit uns gleichzuziehen. Dies ist Teil der Vision, die Welt oder sogar die Geschichte zu kontrollieren. Das Dokument ist sehr direkt. Es heißt ausdrücklich Attacken auf andere Länder gut, notfalls auch im Alleingang. Der Text legt großen Nachdruck darauf, überall in der

Welt Demokratien zu errichten. Auf diese Weise stellt er eine säkulare Version der Idee dar, die Welt zu zerstören, um sie zu retten.

SPIEGEL: Gibt es mehr historische Beispiele für apokalyptische Gewalt?

Lifton: Die Geschichte ist voll davon. Die Nationalsozialisten waren ebenfalls eine säkulare apokalyptische Bewegung. Sie versuchten die Welt biologisch zu reinigen, indem sie die Juden töteten und so ihrer Meinung nach schlechte Gene und Rassen loswurden. Die Kommunisten hatten die Idee, die existierende bourgeoise Welt zu zerstören, um auf ihren Trümmern einen idealen Kommunismus zu errichten. Lange davor kamen die Kreuzritter in den Nahen Osten, um in einem heiligen Krieg Heiden, Muslime und Juden zu töten. Apokalyptische Gewalt ist eine weit verbreitete Neigung von Menschen, sie hat nichts mit einer speziellen Religion oder Gruppe zu tun.

SPIEGEL: Was fasziniert Menschen so daran?

Lifton: Apokalyptische Gewalt ist Teil der universellen menschlichen Mythologie von Geburt und Wiedergeburt, von Zerstörung und Erneuerung, vom Tod als Weg in die Unsterblichkeit. All dies geht zurück auf den Beginn der Geschichte. Und es hat damit zu tun, dass wir die Geschöpfe sind, die wissen, dass sie sterben müssen.

SPIEGEL: Und welchen Nutzen ziehen die Täter daraus?



Siegesfeier nach dem Irak-Krieg
Die Welt zerstören, um sie zu retten?

Lifton: Apokalyptische Gewalt befriedigt zwei starke Bedürfnisse: Spirituelle Veredelung und den Wunsch, einem absoluten Prinzip zu dienen. Bei apokalyptischer Gewalt stirbt der Täter nicht. Er oder sie wird vielmehr Teil einer heiligen Mission, er verweigert sich. Menschen sind Geschöpfe, die immerzu nach Sinn suchen. Der Gedanke gefällt uns, unseren Tod als Teil eines geheiligten Plans zu sehen.

SPIEGEL: Gibt es Kulturen, die immun sind gegen solche Ansichten?

Lifton: Nein. Shoko Asahara, der Führer der Aum-Sekte, die den Giftgas-Anschlag auf die Tokioter U-Bahn verübt hat, kam aus dem eigentlich sehr friedliebenden buddhistischen Kulturkreis. Das Attentat war für ihn der Beginn einer spirituellen Erneuerung der Menschheit – und er bezog sich dabei auf die Geschichte von Armageddon, der wohl extremsten apokalyptischen Geschichte vom alles entscheidenden Kampf zwischen Gut und Böse.

SPIEGEL: Sie haben ein Buch geschrieben über Asahara und darin gewarnt vor einer weltweiten Subkultur der apokalyptischen Gewalt. Meinen Sie, Sie haben damit den 11. September vorhergesagt?

Lifton: Das Ereignis konnte ich natürlich nicht vorhersagen. Aber ich habe gesagt, dass wir mehr Kombinationen sehen werden von ultimativen Eiferern mit ultimativen Waffen. Und sie werden erfolgreicher

sein als Asahara. Diese Einschätzung gilt nach wie vor.

SPIEGEL: Wenn Sie der Bush-Regierung eine Verhaltenstherapie verschreiben könnten – was würden Sie verordnen?

Lifton: Mit Bin Laden kann man sich nicht an einen Tisch setzen, denn er ist ein Fanatiker. Aber man kann versuchen, ihn zu isolieren, und gute Kontakte herzustellen mit seiner Umgebung. Ob das Personen sind oder Länder: Wir müssen ihre Bedürfnisse respektieren und ihnen Alternativen anbieten, um sie und uns davor zu schützen, dass sie sich einer apokalyptischen Bewegung anschließen. Das ist der beste Weg, Terrorismus zu bekämpfen. Gewalt wird manchmal vonnöten sein, aber sie darf nur zurückhaltend und nur in internationalem Rahmen angewandt werden.

SPIEGEL: In Kürze kommen Hunderttausende Soldaten aus dem Irak zurück nach Hause. Glauben Sie, dass sie eingegliedert werden können?

Lifton: Amerika behandelt seine Veteranen danach, wie populär der Krieg war, den sie kämpften. Wer in Vietnam war, bekam einen lausigen Empfang. Dieser Krieg ist, fürchte ich, sehr populär gewesen. Trotz-

dem gibt es natürlich auch hier das Problem, dass Zivilisten für den Krieg zu Killern ausgebildet wurden. Sobald sie wieder nach Hause kommen, sollen sie auf einmal niemanden mehr töten.

SPIEGEL: Mindestens vier Afghanistan-Veteranen haben anschließend ihre Frauen umgebracht.



Lifton beim SPIEGEL-Gespräch*: „Unser Volk stumpft ab“

Lifton: Viele schreckliche Dinge widerfahren Menschen, die Kriege kämpfen, die sich bewusst sind, dass sie auch Zivilisten getötet haben, oder die – wie in Afghanistan, aber

* Mit Redakteur Marco Evers in Liftons Arbeitszimmer in Cambridge (Massachusetts).

sicherlich auch im Irak – gar an Gräueltaten teilgenommen haben. Viele Irak-Heimkehrer kommen mit Wunden an der Seele zurück, viele werden an Ängsten leiden, an Alpträumen, manche könnten zu Anfällen von Gewalt neigen, auch gegen Menschen, die ihnen sehr nahe stehen. Aber all dies halte ich für das geringere Problem. Viel schwerer wiegt die emotionale Verhornung, die Brutalisierung der Amerikaner insgesamt, ob Soldaten oder Zivilisten. Die Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, geht uns verloren.

SPIEGEL: Ist auch dies ein Symptom des Supermacht-Syndroms?

Lifton: Ja. Bei Soldaten wird dieser Effekt angestrebt: Sie können töten, ohne selbst zu leiden. Sie sind unempfindlich geworden gegenüber dem Schrecken, den sie anderen zufügen. Die Verhornung wird noch verstärkt, wenn man sich auf einer heiligen Mission glaubt – und genau das versucht diese Regierung den Amerikanern einzureden. Das Volk stumpft ab. Es nimmt die Leiden und die Bedürfnisse anderer Völker immer weniger wahr, und es ist leicht bereit zu Gewalt. Deshalb sage ich, dass ich um die Seele meines Landes fürchte.

SPIEGEL: Professor Lifton, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

AUTOMOBILE

Saft des Siegers

Ein teurer Edelsprit von Shell soll Autos spurtstärker machen.

Viele Kunden glauben den Unterschied zu spüren. Die Autohersteller bezweifeln den Effekt.

Gewöhnlich hört ein Tankstellenpächter weder Lob noch Tadel über die von ihm vertriebene Ware. Benzin ist Benzin, allenfalls Super.

So nüchtern ist die Welt an der Zapfsäule nun nicht mehr. Shell-Vertreter berichten von verzückten Kunden. „Was ist das? Mein Wagen fliegt auf einmal“, schwärmte ein Autofahrer in Hamburg-Altona.

Der Betreffende hatte nicht Normalbenzin getankt, auch nicht Super oder Super Plus, sondern ein Raffinat, das der Mineralölkonzern Shell, Sponsor und Kraftstofflieferant des Ferrari-Rennstalls, zusammen mit dem Formel-1-Weltmeister team entwickelt hat. Seit Anfang Mai wird es unter der Bezeichnung „V-Power“ verabreicht. Das „V“ steht für „Victory“.

Am Saft der Siegermarke sollen nun auch Durchschnittsautos erstarken. „Tanken Sie ein neues Fahrgefühl“, empfiehlt der Prospekt und verrät auch gleich die scheinbar simple Algebra zusätzlich erschließbarer Pferdestärken: „Je höher die Oktanzahl, desto höher die Klopfestigkeit und desto besser die Leistung.“

Als erster Kraftstoff auf dem deutschen Markt hat „V-Power“ 100 Oktan, zwei mehr als handelsübliches Super Plus und fünf mehr als Super. Die Oktanzahl sagt etwas über die Kohlenwasserstoffverbindungen im Kraftstoff aus. Bei hochoktanigen Benzin sind diese Molekülketten besonders verzweigt. Dadurch fangen sie nicht so

leicht Feuer, brennen dann aber mit Wucht ab – ähnlich wie ein Wollknäuel im Vergleich zu einem langen Faden.

Ist der Oktanwert für einen bestimmten Motor zu niedrig, entflammt der Kraftstoff schon während des Verdichtungs Vorgangs vor der geplanten Zündung; die Flammfront schlägt gegen den noch aufwärts strebenden Kolben. Dieses „Klopfen“ kann im schlimmsten Fall den Motor zerstören.

Motoren, die höheroktanige Kraftstoffe verbrennen, können dagegen gefahrlos höher verdichten und entsprechend mehr leisten als andere Aggregate.

Ein Problem allerdings wirft der neue Power-Saft von Shell auf: Einen Motor, der für „V-Power“ entwickelt worden wäre, gibt es nicht. Allein die Verabreichung besserer Raffinate aber gibt einem Motor noch nicht mehr Kraft. Das, erklärt etwa Porsche-Motorenentwickler Heinz-Jakob Neußer, „ist physikalisch unmöglich“. Für Porsche-Fahrzeuge, die auf Super Plus abgestimmt sind, sei „das Potenzial von Shell ‚V-Power‘ unter normalen Bedingungen nicht erschließbar“.

Rätselhaft erscheinen da die Erfahrungen mancher Shell-Kunden – ebenso wie die Versprechungen des Mineralölkonzerns: „Shell V-Power steigert die Beschleunigung um bis zu zehn Prozent“, verheißt der Werbeprospekt.

Die Aussage bezieht sich auf einen Flottenversuch, den Shell-Forscher auf dem Prüfstand vorgenommen haben wollen. 35 verschiedene Pkw mit unterschiedlichen Kilometerleistungen seien dem Test unterzogen worden, manche ohne erkennbare Verbesserung, manche mit den besagten zehn Prozent.

Shell-Forscher Gerd Hagenow erklärt sich das Phänomen so: Manche der älteren Motoren haben Kohleablagerungen auf den Kolben und dadurch eine höhere Verdichtung als ursprünglich vom Hersteller beabsichtigt. Diese profitieren dann von der höheren Oktanzahl.

An Porsche-Motoren, sagt Neußer, ist ein solches Phänomen unbekannt. Dort beobachte er lediglich zuweilen eine „Schwarzverfärbung“ auf den Kolben, jedoch keine Verkokungen, die die Verdichtung erhöhen könnten.

Auch andere Autokonzerne, die Shell ursprünglich als Werbepartner ins Boot holen wollte, zeigen sich skeptisch: Mercedes würde sich eher besseren Kraftstoff zur Emissions- und Verbrauchssenkung wünschen. „Power machen wir selber“, sagt ein Sprecher des Stuttgarter Konzerns. VW sieht in „V-Power“ eher einen „Marketing-Trick“.

Der aber funktioniert offenbar gut. Gewöhnlich tanken vier bis fünf Prozent aller Autofahrer Super Plus. Nach ersten Rückmeldungen der Zapfstationen liegt der Anteil von „V-Power“ laut Shell-Sprecher Klaus Picard bei zehn Prozent, und das, obgleich der Liter des Edel-Raffinats 13 Cent teurer ist als der von Superbenzin.

In Italien entscheiden sich sogar 20 Prozent der Shell-Kunden für „V-Power“. Es wird dort seit etwa zwei Jahren angeboten,



Formel-1-Weltmeister Schumacher im Ferrari
„Rennmotoren brauchen das gar nicht“

hat (wie deutsches Super Plus) 98 Oktan und kostet 15 Cent mehr als Super.

Südlich der Alpen greift vor allem der „Ferrari-Effekt“ (Picard); in Deutschland wird stärker auf den Ferrari-Piloten Michael Schumacher gesetzt. Der „V-Power“-Prospekt zeigt den Weltmeister in Siegerpose, daneben das sachlich und sprachlich nicht ganz klopfeste Zitat: „Shell V-Power ist der beste Kraftstoff, den ich je gefahren habe.“

Schumi fuhr durchaus schon mit Raffinaten, die pro Liter über 300 Mark kosteten. Anfang der Neunziger mixten die Lieferanten der Formel-1-Teams gehaltvollste Zaubertränke aus komplexen Kohlenwasserstoff-Ketten, so genannten Norbornan-Dien-Synthesen, bis das Reglement den Chemikern klare Grenzen setzte.

Inzwischen darf sich Formel-1-Kraftstoff (maximal 102 Oktan) nur noch in Nuancen von handelsüblichem Benzin unterscheiden. Manche Additive aus der „V-Power“-Mixtur, etwa zur Reinigung der Ventile, werden dem Formel-1-Kraftstoff nicht beigemischt. „Rennmotoren“, sagt Shell-Forscher Hagenow, „brauchen das gar nicht.“

CHRISTIAN WÜST



Sportwagen-Betankung mit Shell „V-Power“: „Was ist das? Mein Wagen fliegt“

PARAPSYCHOLOGIE

Geisterjagd mit Thermo-Scanner

Britische Forscher wollen das Geheimnis der Gespenster gelüftet haben. Sind magnetische Felder, Zugluft und schummrige Licht schuld am Spuk?



Gespenst im Film („13 Geister“, USA 2001): Allerorten Mädchen, Mönche und Monarchen

Das königliche Eheglück währte 15 Monate. Dann rollte der Kopf von Catherine Howard, der fünften Frau von König Heinrich VIII., in den britischen Staub.

Geköpft auf Befehl ihres Gatten, der sie der Untreue bezichtigte, starb die gerade 20-Jährige im Jahr 1542 den Tod auf dem Hackklotz. Seither ist es mit der Ruhe vorbei am Hampton Court.

Immer wieder, so beschwören Zeugen, hallen Catherines Schreie durch die Gänge des südwestlich von London gelegenen Palasts. Regelmäßig huscht die Unglückliche über die berühmte „Geistergalerie“ der Tudor-Villa. Sogar Gesellschaft hat sie inzwischen bekommen: An die 25 verschiedene Gespenster sind über die Jahre in Hampton Court gesichtet worden.

Nun droht der skurrilen Wohngemeinschaft Ungemach. Ketzerische Forscher behaupten: Catherine und ihresgleichen gibt es gar nicht. Profane Sinnestäuschungen brächten die Spukgestalten hervor. „Die Leute missinterpretieren normale Phänomene als von Geistern verursacht“, sagt der Psychologe Richard Wiseman von der University of Hertfordshire, Autor einer neuen Geisterstudie.

Mit der ganzen Unarmherzigkeit der exakten Wissenschaft sind Wiseman und Kollegen den Gespenstern auf den ätherischen Leib gerückt. Temperaturscanner, Geomagnetfeldmessgeräte und Lichtsen-

soren kamen zum Einsatz. Dann war auch Co-Autorin Caroline Watt von der University of Edinburgh überzeugt: „Der Glaube an Geister ist weitgehend ein psychologisches Phänomen.“

Doch kann das wirklich sein? Spricht nicht schon die schiere Menge britischer Geister gegen die trockenen Thesen? „Geschätzte fünf Gespenster“ pro Quadratmeile verzeichnet die Internet-Seite „Haunted Britain“* im Vereinigten Königreich: Weltrekord. Allerorten wehen dort verblichene Mädchen, Mönche und Monarchen um Burgtürmen und Kirchturmspitzen:

- ▶ In der Burg von Dalhousie bei Edinburgh etwa treibt die jüngste Tochter des Earl of Dalhousie ihr Unwesen. Sie verliebte sich 1690 in einen Stallburschen. Zur Strafe wurde sie in den Schlossturm verbannt und verhungerte. Heute wird der Ort als Hochzeitssuite vermietet.
- ▶ In Newmarket reitet der Geist des berühmten Jockeys Fred Archer regelmäßig über den Rennparcours. Im Alter von 29 Jahren gab sich Archer am 8. November 1886 selbst die Kugel, nachdem seine Frau im Kindbett gestorben war.
- ▶ Oder Lady Jane Grey, einst für neun Tage Königin von England: Ihren im Jahre 1554 abgeschlagenen Kopf auf dem Schoß fährt die Adelige jeweils an Heiligabend in einer von vier enthaupteten Pferden gezogenen Kutsche vor ihrem Geburtshaus in Bradgate Park, Leicestershire, vor.

Als besonders „spooky“ unter Großbritanniens Gemäuern gilt ebenjener Hampton Court in Surrey sowie die South Bridge Vaults in Edinburgh. In den Brückengewölben aus dem späten 18. Jahrhundert, die Wiseman und

Watt nun ebenfalls untersuchten, macht sich angeblich ein Gespenst namens Mr. Boots einen Spaß daraus, Touristen Obszönitäten ins Ohr zu zischen.

Die Forscher wollten es nun genau wissen. 462 Freiwillige schickten sie durch Hampton Court. 218 waren es in Edinburgh. Auf Fragebögen notierten die Testpersonen zunächst einschlägige Gespenster-Vorerfahrungen. Dann wurden sie zum Selbsterfahrungstrip in die Gänge und Gewölbe entlassen. Gleichzeitig zeichneten Wiseman und Watt Umweltfaktoren wie Lichtintensität, Temperatur und geomagnetische Aktivität in den Räumen auf.

Das Ergebnis verblüffte die Geisterjäger. „Etwa jede zweite Testperson berichtete von ungewöhnlichen Ereignissen“, sagt Watt. Eine „unheimliche Präsenz“ verspürten die Probanden in manchen Ecken der Gemäuer. Dann wieder klagten sie über Kopfschmerzen, Gänsehaut oder Atemnot. „Manche hatten sogar das Gefühl, ihre Kleidung sei berührt worden“, sagt Watt. Das Verblüffendste jedoch: Immer waren es dieselben Orte, an denen sich der Spuk offenbarte – meist ebenjene dunklen Gewölbecken, die seit jeher als Gespensterverstecke gelten.

Erst der Abgleich mit den physikalischen Messdaten brachte die Forscher auf den Pfad der Rationalität zurück. Denn immer dort, wo sich der Spuk konzentrierte, konnten sie auch physikalische Besonderheiten dingfest machen.

So entdeckten Watt und Wiseman auf der Geistergalerie in Hampton Court einen abrupten Temperaturabfall von zwei Grad. „Man läuft buchstäblich in eine Säule kalter Luft hinein, und für die Leute fühlt sich das dann wie ein Geist an“, sagt Wiseman. Andernorts waren es leichte Luftzüge, schummrige Licht oder Variationen schwacher magnetischer Felder, die sich mit der vermeintlichen Geisteraktivität korrelieren ließen.

Der Rest, so glaubt Watt, sei reine Phantasie. „Die Leute wollen glauben, dass es im Leben noch mehr gibt als das tatsächlich Sichtbare“, sagt die Psychologin. „Die Welt ist dann einfach interessanter.“

Alles Geisterjägerlatein? Oder müssen die Fans der Spukgestalten tatsächlich alle Hoffnung fahren lassen? Ganz sicher sind sich die Wissenschaftler noch nicht. „Es ist sehr schwer, die Existenz von Gespenstern wissenschaftlich auszuschließen“, räumt Watt ein. Auch Skeptiker Wiseman gibt Fred Archer und Lady Jane Grey noch eine Chance: „Wenn ich ein Gespenst mit eigenen Augen durch eine Wand laufen sehe, lasse ich mich möglicherweise überzeugen.“



Psychologe Wiseman „Unheimliche Präsenz“

* http://www.mysterymag.com/html/haunted_britain.html

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 53057650

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD

Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180
E-Mail: service@spiegel.de
www.spiegel.de/shop

Abonnenten-Service

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 zum Ortstarif

Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 zum Ortstarif

Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04
E-Mail: spiegel@leserservice.ch

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blistat.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt

Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296

E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 145,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 465,40
Studenten Inland: zwölf Monate € 101,92 inkl.
6-mal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 260,-
Europa: zwölf Monate € 200,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 278,20
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements
werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg.
Oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 2,80 pro Ausgabe (Normallieferung)

☐ für € 8,95 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte
Hefte bekomme ich zurück.

Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL,
das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße oder Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP03-008

DER SPIEGEL

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (V.i.S.d.P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK Leitung: Hans-Joachim Noack, Dietmar Pieper (stellv.). Redaktion: Per Hinrichs, Dr. Hans Michael Kloth, Julia Koch, Bernd Kühn, Norbert F. Pötzel, Klaus Wiegrefe. Autoren, Reporter: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darmstadt, Hartmut Palmer, Michael Schmidt-Klingenberg

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Gabor Steingart, Konstantin von Hammerstein (stellv.), Dirk Kurbiuweit (stellv.). Redaktion Politik: Ralf Beste, Petra Bornhöft, Martina Hildebrandt, Horand Knap, Roland Nelles, Alexander Neubacher, Ralf Neukirch, Dr. Gerd Rosenkranz, Christoph Schult, Harald Schumann, Alexander Szandar. Reporter: Matthias Geyer; Redaktion Wirtschaft: Markus Dettmer, Frank Hornig, Christian Reiermann, Michael Sauga, Ulrich Schäfer

Autor: Jürgen Leinemann

DEUTSCHLAND Leitung: Clemens Höges, Georg Mascolo, Alexander Jung (stellv.). Redaktion: Annette Bruns, Dominik Ciesche, Michael Fröhlingdorf, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich. Autoren, Reporter: Jochen Bölsche, Klaus Brinkbäumer, Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Gerhard Mauz, Bruno Schrep

BERLINER BÜRO Leitung: Heiner Schimmöller. Redaktion: Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Susanne Koelbl, Irina Repke, Sven Röbel, Holger Stark, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. Redaktion: Bert Balzi, Dr. Hermann Bott, Dietmar Hawnrak, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Marcel Rosenbach, Thomas Schulz, Janko Tietz

AUSLAND Leitung: Dr. Olaf Ihlau, Hans Hoyng (stellv.). Redaktion: Dieter Bednarz, Adel S. Elias, Dr. Carolin Emcke, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Siegesmund von Ilsenmann, Marion Kraske, Dr. Christian Neef, Jan Puhl, Birgit Schwarz, Dr. Stefan Simons. Autoren, Reporter: Dr. Erich Föllath, Claus Christian Malzahn, Fritjof Meyer, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. Redaktion: Dr. Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Trautetter, Christian Wüst. Autor: Dr. Hans Halter

KULTUR Leitung: Wolfgang Höbel, Dr. Matthias Schreiber. Redaktion: Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Doja Hacker, Dr. Volker Hake, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzvedel, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. Autor: Urs Jenny

GESELLSCHAFT Leitung: Lothar Gorris, Cordt Schnibben. Redaktion: Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. Reporter: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Thomas Hüttlin, Alexander Smolczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Alfred Weinzierl. Redaktion: Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

SONDERHEFEN Leitung: Stephan Burgdorf. Redaktion: Karen Andresen, Horst Beckmann, Wolfram Bickerich, Christian Habbe, Joachim Mohr, Manfred Schniedenharn, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

HAUSMITTEILUNG, INFORMATION Hans-Ulrich Stoldt

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs-Schneider, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Huneck, Anke Jensen, Maika Kunze, Katharina Lükens, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tazio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehner, Claudia Jeczawitz, Michael König, Matthias Krug, Anke Wellnitz, Josef Csallos, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Monika Rick, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Gershon Schwalzenberg, Karin Weinberg. E-Mail: bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Rainer Sennewald, Ralf Geilhufer, Christel Basilon, Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Martina Treumann, Doris Wilhelm, Reinhilde Wurst

PRODUKTION Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

TITELBILD Stefan Kiefer; Antje Klein, Iris Kuhlmann, Arne Vogt, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin: Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN Combachstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönsch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlspatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Andreas Wassermann, Almut Hielscher, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 920449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Heiko Martens, Conny Neumann, Lerchenfeldstraße 11, 80538 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

BERN Joachim Hoelzgen, Gutenbergstraße 54, 3011 Bern, Tel. (004131) 3720252, Fax 3720253

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

JERUSALEM Annette Großbongardt, P.O. Box 4615, Jerusalem 91046, Tel. (009722) 561192-6 oder -7, Fax 5611928

KAIRO Volkhard Windfuhr, Bernhard Zand, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Michael Sontheimer, Christoph Pauly, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PU, Tel. (004420) 75206940, Fax 73798599

MADRID Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

MOSKAU Walter Mayr, Uwe Klufmann. Autor: Jörg R. Mettke, 3. Choroschewskij Prospekt 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

NAIROBI Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-2581518

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Jan Fleischhauer, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Romain Leick, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-32, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

RIO DE JANEIRO Matthias Matussek, Jens Glüsing, Rua Antonio Mendes Campos, 57-103, Glória Rio de Janeiro Cep 22211-140, Tel. (005521) 38267610, Fax 22450006

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Marco Evers, 761 Tehama Street, Apt 7, San Francisco, Ca 94103, Tel. (001415) 8612172, Fax 358 4522

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5-103, Tzuzuki-ku, Yokohama 224-0037, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

WARSAU P.O.Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Dr. Gerhard Spörl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Jürgen Kremb, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 53373732, Fax 53373732-10

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Susanne Heitke, Carsten Heilberg, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immsch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Guseck, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lake-meier, Hannes Lamp, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Ulrich Meier, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Niische, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petra Santos, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Ekkehard Schmidt, Peter Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Stefan, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelband

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Jörg Keimer

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 57 vom 1. Januar 2003

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Verantwortlich für Vertrieb: Lars-Henning Patzke

Druck: Gruner Druck, Itzehoe

Dresdner Druck- und Verlagshaus

MARKETINGLEITUNG Christian Schlottau

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnw.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 24. 5.

MUSIK Beim Grand Prix Eurovision in Riga gewinnt die Türkin Sertab Erener mit dem Song „Everyway That I Can“, die deutsche Sängerin Lou erreicht den zwölften Platz.

SONNTAG, 25. 5.

WAHLEN Die SPD in Bremen gewinnt mit 42,3 Prozent die Bürgerschaftswahlen. Obwohl die CDU 7,2 Prozent verliert und die Grünen sich um fast 4 Prozent auf 12,8 Prozent verbessern können, will Bürgermeister Henning Scherf die Große Koalition fortsetzen.

NAHOST Das israelische Kabinett nimmt den Friedensplan des internationalen „Nahost-Quartetts“ (USA, Russland, EU und Uno) an. Der Plan sieht unter anderem die Einrichtung eines Palästinenserstaats bis 2005 vor.

MONTAG, 26. 5.

KATASTROPHE Beim Absturz eines Militärtransporters in der Türkei kommen 74 Menschen ums Leben. An Bord der in der Ukraine gecharterten Maschine befanden sich spanische Soldaten, die in Afghanistan im Einsatz waren.

KONJUNKTUR Die Stimmung in der Wirtschaft verbessert sich. Der Ifo-Geschäftsklima-Index legte überraschend stark zu. Er stieg im Mai von 86,6 auf 87,6 Punkte.

DIENTAG, 27. 5.

EXTREMISMUS Der „Kalif von Köln“, Metin Kaplan, wird auf freien Fuß gesetzt. Er darf nicht an die Türkei ausgeliefert werden, weil ihm dort politische Verfolgung drohe, stellt ein Düsseldorf-Gericht fest. Kaplan hatte in Deutschland

eine mehrjährige Haftstrafe wegen eines Mordaufrufs abgesessen.

EURO Die Gemeinschaftswährung erreicht mit mehr als 1,19 Dollar einen historischen Höchststand. Teile der deutschen Wirtschaft bangen deswegen um ihre Exporte vor allem in die USA.

MITTWOCH, 28. 5.

RELIGION In Berlin feiern rund 400 000 Menschen den Auftakt zum ersten bundesweiten Ökumenischen Kirchentag. Trotz des Verbots aus dem Vatikan kommen später Protestanten und Katholiken zu einem Gottesdienst mit gemeinsamem Abendmahl zusammen.

TERROR Saudi-Arabien verkündet die Verhaftung von elf mutmaßlichen Drahtziehern des Attentats von Riad, darunter angeblich der Hauptverdächtige. Die Verhafteten sollen der Qaida angehören.

FUSSBALL Im Endspiel der Champions League besiegt der AC Mailand Juventus Turin im Elfmeterschießen mit 3:2.

DONNERSTAG, 29. 5.

AFGHANISTAN In der Nähe von Kabul stirbt ein deutscher Soldat bei einer Minenexplosion, ein weiterer wird verletzt.

KOALITION Die Grünen sprechen sich für die Rentenkürzungspläne von Finanzminister Hans Eichel aus. Der Regierung steht neuer Streit mit den Gewerkschaften ins Haus.

FREITAG, 30. 5.

KONGO Der Uno-Sicherheitsrat autorisiert eine Eingreiftruppe für die Region Ituri, wo in den letzten Wochen bei Kämpfen zwischen Stammesmilizen Hunderte Menschen ums Leben kamen.

SPIEGEL TV

MONTAG, 2. 6.
23.15 – 23.55 UHR SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Das Recht auf Stille –
Ärger mit dem leisen Lärm



Lärmquelle Nachbarn

Sie kämpfen gegen mysteriöse Brummtöne, Musikberieselung im Supermarkt und fröhliches Kindergeschrei im Nachbargarten. Manche Menschen leiden unter Geräuschen, die andere gar nicht hören, als wohlthuend empfinden oder einfach ignorieren.

DONNERSTAG, 5. 6.
22.00 – 22.55 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Rex im Ruhestand –
Seniorenheime für Tiere

Wenn Haustiere in die Jahre kommen und Herrchen sich nicht mehr kümmern will oder kann, brauchen sie ein neues Zuhause. Mit etwas Glück landen die Vierbeiner dann in einem der wenigen Tier-Altenheime oder Gnadenhöfe, wo sie umsorgt werden – rund um die Uhr und meist ehrenamtlich.

SAMSTAG, 7. 6.
22.15 – 0.10 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Nadelöhr zwischen den Meeren –
Der Nord-Ostsee-Kanal

Mehr als 38 000 Schiffe passieren jedes Jahr den Nord-Ostsee-Kanal. Mit einem ausgeklügelten Verkehrslenkungssystem regeln die Schifffahrtsämter in Brunsbüttel und Kiel den Betrieb auf der weltweit verkehrsreichsten künstlichen Wasserstraße. SPIEGEL TV über Schleusenwärter, Kreuzfahrer, Lotsen, Rudermannschaften, Brückenbauer und Camper.

SONNTAG, 8. 6. RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Die Sendung entfällt wegen des Pfingst-Sonderprogramms auf RTL.

Rund 600 Seelöwen haben sich im kalifornischen Monterey breit gemacht. Zoologen ist unklar, was die Tiere angelockt hat.



MIKE FIALA / AFP



MUHAMMED SADEK / AP

BUSH'S MISSION

Vom Kriegsherrn zum Friedensbringer – erstmals in seiner Amtszeit besucht George W. Bush den Nahen Osten. Der US-Präsident will die Regierungschefs Sharon und Abbas auf Entspannung trimmen.

►► WIRTSCHAFT

Britische Treibjagd: Wie wütende Aktionäre überbezahlten Topmanagern zu Leibe rücken.

►► POLITIK

Hürdenläufer Schröder: Nach dem Sonderparteitag der SPD zur Reformagenda muss der Kanzler jetzt die Widerstände in der Fraktion und bei den Gewerkschaften überwinden.

►► KULTUR

Interview: Regisseur Danny Boyle und Autor Alex Garland über ihren apokalyptischen Seuchen-Thriller „28 Days Later“.

►► SPORT

Unter Druck: In der EM-Qualifikation darf sich der kriselnde Vizeweltmeister Deutschland keinen Ausrutscher bei den von Ex-Bundestrainer Berti Vogts trainierten Schotten leisten.

►► Und täglich mehr als 100 weitere aktuelle Nachrichten, Reportagen und Hintergründe bei SPIEGEL ONLINE.

**Jeden Tag.
24 Stunden.**

www.spiegel.de
Schneller wissen, was wichtig ist.

Register

GESTORBEN

Günter Pfitzmann, 79. Wenn es in den letzten Jahrzehnten die Hauptrolle eines patenten älteren Herrn zu besetzen gab, für die Berliner Schnoddrigkeit und – gut versteckte – Herzenswärme gefragt war, dann bekam in fast allen Fällen der weithin populäre Günter Pfitzmann das Angebot. Eigentlich hatte der Volksschauspieler Sportlehrer werden wollen, aber eine Kriegsverwundung verhinderte eine Laufbahn in der Schulsportthalle. Pfitzmann nahm Schauspielunterricht in seiner Heimatstadt Berlin, debütierte 1946 am Potsdamer Theater, spielte in West-Berlin und München und gehörte 1949 zu den Gründungsmitgliedern der „Stachelschweine“. Wie dieses legendäre Kabarett wurde auch Pfitzmann eine West-Berliner Institution, ein Bannerträger des trotzig „Uns kann keener“ im Kalten Krieg. Folgerichtig steuerte die Karriere in Richtung Boulevard-Theater und TV, wo Pfitzmann neun Jahre lang als Dr. Brockmann in der Serie „Praxis Bülowbogen“ praktizierte und den Ruhm seiner späten Jahre mehrte. Günter Pfitzmann starb am 30. Mai in Berlin an den Folgen eines Herzinfarkts.



MICHAEL KAPPELER / DDP

Luciano Berio, 77. Musiker waren schon Vater und Großvater. Auch er sah seine Zukunft an den Tasten, bis ihm, dem unerfahrenen Rekruten, 1944 eine Waffe in der Hand explodierte. Aber der energische, allzeit neugierige Ligurier ließ sich nicht aufhalten: Kühne Klangmontagen, die von Zwölftonreihen bis zur Elektronik die neuesten Möglichkeiten nutzten, machten ihn rasch zu einem Hoffnungsträger der Avantgarde. Immer wieder gelangen ihm Publikumerfolge, von den faszinierenden Vokalsoli, die er für seine erste Frau, die Stimmartistin Cathy Berberian, schrieb, bis zur Zitat-gespickten „Sinfonia“ (1969). Auch seine Opern sind vielschichtig-offene, meist literarisch inspirierte Collagen. Jahrzehntelang Dozent und rastloser Organisator, leitete er zuletzt Roms ehrwürdige Musikhochschule, die nach der zuständigen Heiligen Accademia di Santa Cecilia benannt ist. Luciano Berio starb am 27. Mai in Rom an Krebs.



DPA



MARKUS BECK / DPA

Karl-Heinz Willschrei, 64. Der in einem Essener Arbeiterviertel aufgewachsene promovierte Philologe kannte sich aus in den Niederungen der Gesellschaft. Der „Philosoph und Abenteurer“ (Willschrei über

Willschrei) kreierte als phantasievoller Drehbuchautor, der auch als Produzent arbeitete, so eindrucksvolle Figuren wie den „Tatort“-Kommissar Haferkamp (kongenial dargestellt von Hansjörg Felmy). Ein Meister in der Beschreibung zwischenmenschlicher Beziehungen, erfand Willschrei Erfolgsserien wie „Wolffs Revier“ (für die er den renommierten Grimme-Preis erhielt), „Ein Fall für zwei“, „Eurocops“ und produzierte unter anderem „Graf Yoster gibt sich die Ehre“. Seiner Vorliebe fürs Exotische entsprangen Mitte der achtziger Jahre drei Abenteuerfilme: „Dingo“, ein Auswandererschicksal, das in Australien spielt, „Die Andere“, ein Ehedrama im brasilianischen Dschungel, und „Das Gespinst“, eine Science-Fiction-Geschichte. Karl-Heinz Willschrei starb am 25. Mai im spanischen Altea.

François Bondy, 88. Dass dieser Schweizer Publizist sich als Europäer verstand, war für ihn selbstverständlich, da er in drei oder vier Sprachen mit eloquenter Leidenschaft schrieb, agierte, diskutierte; und er war viel zu lustvoll auf den Schauplätzen



SÜDDEUTSCHER VERLAG

des internationalen Medienbetriebs präsent, um in stiller Klausur Bücher zu schreiben: ein unermüdlicher Anreger, Beweger, Vermittler zwischen Kulturen und Literaturen. François Bondy, dessen Sohn Luc Bondy ein bekannter Theaterregisseur wurde, stammte aus dem jüdischen Bürgertum der Habsburger Monarchie, eher zufällig in Berlin geboren und schon als Jugendlicher in der Schweiz eingebürgert. Von 1951 bis 1969 hat er in Paris als Herausgeber der Zeitschrift „Preuves“ für Kulturkontakte über politische Blockgrenzen hinweg gekämpft. In den siebziger Jahren wurde die Zürcher „Weltwoche“ seine Basis, doch war er als Korrespondent auch in deutschen Medien stets präsent, so leichtfertig wie gebildet, Inbegriff eines literarischen Gentleman. François Bondy starb am 27. Mai nach langer Krankheit in Zürich.

Hu Jintao, 60, Staats- und Parteichef Chinas, will keine wertvolle Zeit mehr verschwenden – nicht die eigene und nicht die seiner Genossen. Deshalb strich er eine bizarre Zeremonie: Vor und nach Auslandsbesuchen musste bislang jeder Spitzenfunktionär laut Protokoll von einigen Kollegen mit offiziellem Spalier verabschiedet und begrüßt werden. Die Staatsmedien berichteten stets ausführlich über diese leere Geste. Für die Entscheidung musste Hu allerdings das Einverständnis des Politbüros und der Regierung einholen – was eine Zeit gekostet haben dürfte.

Erik Bettermann, 59, Intendant der Deutschen Welle, pflegt das Image des anständigen Sozialdemokraten. Der Chef des aus Mitteln des Bundes finanzierten Senders hatte jüngst mit seiner Familie Urlaub an der Westküste der USA gemacht. Bettermann legt dabei Wert auf die Feststellung, dass er „dort ohne Bezahlung“ drei offizielle Termine wahrnahm. In Anspielung auf den Skandalgrünen Rezzo Schlauch, Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, der kürzlich auf einer USA-Dienstreise auch seinen Bruder besuchte, erläuterte der Rundfunker zwei grundverschiedene Haltungen im Umgang mit der Staatskne-



Bettermann

te: Manche reisen „dienstlich, um nebenbei Privates zu erledigen“, und andere „reisen privat und arbeiten trotzdem“.

Carsten Schneider, 27, SPD-Bundestagsabgeordneter und Haushaltsexperte aus Erfurt, staunt über das Tempo politischer Nachrichtenvermittlung. In einem Brief an den Forschungs-Staatssekretär Christoph Matschie („Lieber Christoph“), ebenfalls SPD, hatte er davor gewarnt, den deutschen Beitrag für das Weltraumprogramm Esa um 35 Millionen Euro zu erhöhen – wie von der Industrie gefordert. Bereits einen Tag später wusste die FDP-Abgeordnete Cornelia Pieper im Bundestags-Forschungsausschuss von Schneiders schriftlich geäußelter Skepsis. Drei Tage danach knöpften sich die industriefreundlichen „VDI-Nachrichten“ Schneider vor („Rech-



Keeler

Palmer-Tomkinson

Tara Palmer-Tomkinson, 32, britische Star-Kolumnistin, hat einen Wettbewerb der besonderen Art ins Leben gerufen und dafür einen heiklen Zeitpunkt gewählt. Sie will beweisen, dass Brillenträger sexy sein kann, und ist auf der Suche nach der heißesten Brillenschlange der Nation. Zum Start ihrer Aktion ließ sich die Frau, die ein ausgezeichnetes Sehvermögen hat und dennoch 300 Brillen ihr Eigen nennt, in der berühmten Pose Christine Keelers ablichten. Die schlief in den Swinging Sixties nicht nur mit dem sowjetischen Marineattaché in London, Jewgenij Iwanow, sondern auch mit dem britischen Kriegsminister John Profumo und trug zu einem der pikantesten Skandale in NachkriegsEngland bei. Profumo wurde der Lüge überführt, nachdem er seine Affäre mit Keeler abgestritten hatte, musste abtreten und sein Premier Harold Macmillan bald darauf. Zur Rehabilitation von Profumo will jetzt der Labour-Abgeordnete Frank Field beitragen. In einem offiziellen Brief forderte er Englands Premierminister Tony Blair auf, den inzwischen 88-jährigen Profumo wieder als Mitglied im Kronrat aufzunehmen, jenem Gremium, das die Königin über die Regierungsgeschäfte auf dem Laufenden hält und dessen lebenslange Mitgliedschaft mehr Prestige als ein Adelstitel bedeutet. Profumo ist nicht nur eines von zwei Mitgliedern der vergangenen 100 Jahre, die den Kronrat „freiwillig“ verließen, sondern auch der letzte der 33 Tory-Abgeordneten, die durch ihr Votum gegen Neville Chamberlain 1940 den Weg für Winston Churchill gegen Hitler-Deutschland frei machten.

nen mag er zwar können, aber mit dem Blick für europäische Notwendigkeiten hapert es noch“). In einem zweiten Schreiben an seinen Parteifreund beklagt sich Schneider nun („ärgerlich und nicht akzeptabel“), dass „Briefe an die politische Leitung des BMBF offensichtlich in weniger als 24 Stunden – und noch bevor ich eine Antwort erhalten habe – bei der Opposition sind sowie zugleich an die interessierte Industrie weitergegeben werden“.

Schneider



Sarah Harding, 21, Sängerin der britischen Mädchenband Girls Aloud, die mit ihrem ersten Hit „Sound of the Underground“ einen Sensationserfolg landete und prompt auf Platz eins der britischen Charts kam, muss sich von ihrem Manager auch private Ratschläge anhören. Louis Walsh legte ihr in aller Öffentlichkeit dringend ans Herz, ihrem Freund den Laufpass zu geben. Denn **Mikey Green**, 22, ist Musiker der weithin unbekannten Band Phixx, und die Liebschaft mit so einem Verlierer würde ihrer Glaubwürdigkeit schwer schaden. Walsh erklärte ihr kurz und bündig, er glaube nicht, dass ihre Beziehung mit Mikey Zukunft habe, und wenn sie schon eine Show-Business-Affäre haben müsse, solle sie sich doch jemanden aussuchen, der ein bisschen berühmter sei.



Green, Harding

Petros Efthymiou, 52, griechischer Bildungsminister, sorgte für Unruhe in diplomatischen Kreisen. Kandidaten für ein französisches Sprachdiplom am staatlichen Kulturinstitut „Institut Français“ in Athen war ein Aufsatzthema vorgesetzt worden, das Efthymiou extrem verärgerte: „Es ist lächerlich, die Olympischen Spiele 2004 in Athen zu veranstalten.“ Während die meisten der Sprachschüler wenig damit anfangen konnten, reagierte der Minister beleidigt: Das Thema sei „zumindest unpassend gewesen“, ließ er wissen. Noch deutlicher wurden die Vertreter des Organisationskomitees. In einem Schreiben an das Institut bedauerten sie die „unglückliche Themenwahl“ und forderten eine förmliche Entschuldigung. Die französische Regierung, die die Spiele für 2012 nach Paris holen will, bemühte sich um Schadensbegrenzung. Ihr Botschafter in Athen, Jean-Maurice Ripert, versicherte schriftlich, er teile „den Unmut“, und versuchte eine Entschuldigung, die indes etwas halbherzig erscheint: Das Institut Français bedauere, dass das „aus dem Zusammenhang gerissene Thema“ den Eindruck erwecken konnte, als sollte die „Qualität der Organisation der Olympischen Spiele in Frage gestellt werden“.

Heiner Geißler, 73, ehemaliger Minister für Jugend, Familie und Gesundheit (CDU) und jahrelang stellvertretender Fraktionschef der CDU/CSU im Bundestag, übte harsche Parlamentskritik. Auf einer Tagung zum Thema „Misstrauen“ des Verlags für die Deutsche Wirtschaft auf dem Petersberg bei Bonn forderte der streitbare Elder Statesman die Abschaffung des Listenwahlrechts. „Sie glauben

nicht, was sich in den Fraktionen des Deutschen Bundestages abspielt“, beschwor Geißler die Zuhörer, „eigene Meinungen von Abgeordneten“ gebe es nicht mehr. Geißler, nach seinem Ausscheiden aus dem Parlament Leiter des Politischen Clubs der Evangelischen Akademie in Tutzing: „Einmal kastriert, läufst du dein Leben lang so rum, alles wird von der Wiederaufstellung auf die Liste abhängig gemacht.“

Nicolas Sarkozy, 48, konservativer französischer Innenminister und wortgewaltiger Verfechter von Ruhe und Ordnung, hat sich mit seinem energischen Kampf gegen Straßenrowdys unbeliebt gemacht. Wegen der „repressiven Maßnahmen des Innenministeriums“ sei die Zahl der Verkehrsunfälle seit Jahresbeginn spürbar zurückgegangen, klagte der Präsident der Vereinigung der Karosseriebauer im französischen Kraftfahrzeugmechaniker-Verband, Daniel Muller. Dies mache den Werkstätten zunehmend zu schaffen. Eine Reihe kleinerer Betriebe sei bereits am Rande des Ruins, jammerte der Lobbyist und Betreiber einer Karosseriewerkstatt. Sarkozy, der mit dem eigenen Dienstwagen schon bei Tempolimit-Überschreitungen ertappt wurde, hat den Kampf gegen „Gewalt auf der Straße“ zu einer seiner Prioritäten erklärt. Die harte Gangart zeigt in Frankreich, wo Geschwindigkeitsüberschreitungen und Alkohol am Steuer bisher als Kavaliersdelikte galten, Wirkung: In den ersten drei Monaten des

Jahres ist die Zahl der Verkehrstoten um gut 30 Prozent zurückgegangen.

Leandro Alfonso Luis Ruiz Moragas, 74, darf ab sofort den Nachnamen Borbón annehmen und sich als Königliche Hoheit anreden lassen. Er ist der außereheliche Sohn, den der 1941 verstorbene spanische König Alfonso XIII. mit einer bekannten Schauspielerin, Carmen Ruiz Moragas, zeugte. Der Vater schickte zwar Geld für Leandro und dessen Schwester auf ein Schweizer Konto, erkannte aber seine Kinder nie an. Jetzt wurde weltweit erstmals ein Königssohn nachträglich in alle Rechte seines Standes eingesetzt. Der in



Ruiz

Spanien allgemein als Bourbonen-Bastard bekannte Leandro beschloss vor zwei Jahren, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte, beim Zivilregistergericht in Madrid die königliche Vaterschaft einzuklagen. Seinen Neffen, König Juan Carlos, informierte er per Brief. Weil der sich dem Antrag nicht widersetzte, verlangten die Behörden keine genetische Untersuchung.



Williams

Robbie Williams, 29, Popstar, der gerade einen Flop in den USA erlebt hat, wird von seiner Plattenfirma EMI in die Pflicht genommen. Williams, der eine fulminante Solokarriere nach seiner „Take That“-Zeit hingelegt hat und zu den berühmtesten und bestverdienenden Musikern Europas gehört, sollte auf einer Promotion-Tour den US-Markt im Sturm erobern. Der Plan scheiterte kläglich. Die Texte seines neuesten Albums „Escapology“ beklagen die Schattenseite des Ruhms eines Superstars und haben beim amerikanischen Publikum Verwirrung gestiftet, war ihnen der Interpret doch gänzlich unbekannt. Williams hat zwar insgesamt rund sechs Millionen Exemplare der Platte verkauft, allerdings nur einen Bruchteil davon in den USA. Nun plant EMI, die mit dem Sänger einen Vertrag über 110 Millionen Euro abgeschlossen haben soll, Williams ab September durch die Vereinigten Staaten tingeln zu lassen. Insider mutmaßen, dass seine älteren Hits besser ankommen würden, aber Williams schwerlich bereit sein wird, die Uhr zurückzudrehen.

Aus dem „Tagesspiegel“: „Ein klarer Fall von Rassendiskriminierung, sagt Rainer-Michael Lehmann (FDP). Er plädiert dafür, die Idee des Sachkundetests auf alle großen und gefährlichen Hunde auszuweiten: ‚So müssten auch Schäferhunde, die in den Beißstatistiken ganz oben stehen, nachweisen, dass ihre Hunde nicht gefährlich sind.‘“

Pflanzen und Pferde

Jeder 40. Oberpleiser ist ein Pferd

Aus dem „Rhein Sieg Echo“-Extrablatt

Aus einer Werbung des „Bayerischen Münzkontors“: „Vor über 130 Jahren erreichte Fürst Otto von Bismarck sein lange angestrebtes Ziel: Er wurde im Spiegelsaal von Versailles zum Kaiser ernannt – das Deutsche Reich war gegründet! Sichern Sie sich zu diesem denkwürdigen Ereignis der Deutschen Geschichte am besten heute noch die einzigartige Gedenkprägung zu Ehren des ‚eisernen Kanzlers‘!“

Sexuelle Belästigung – Bundeswehr will Ausbilder schulen

Aus der „Ärzte Zeitung“

Aus dem ostfriesischen „Nordlicht“: „Der Bungalow hat in seinem kurzen Leben noch nicht viel Regen gefüllt. Jetzt ist das Richtfest gefeiert, und der Regen kann dem Neubau nichts mehr anhaben.“

Aus dem „Luxemburger Wort“: „Der betrunkenen Fahrer im anderen Wagen, der unter Alkoholeinfluss stand, wurde ebenfalls verletzt.“

Junge ohne Beine fasst nicht Fuß

BUCHKRITIK „Stolperschritte“

Aus dem Bonner „General-Anzeiger“

Aus der „Siegener Zeitung“ über einen Kurztriathlon: „Da ‚Eisenmänner‘ aber bekanntlich aus besonders hartem Holz geschnitzt sind, biss Schaufler auf die Zähne und brachte den Wettkampf als bestplatzierter heimischer Starter zu Ende.“

Zitate

Der Publizist Manfred Bissinger im „Hamburger Abendblatt“ zum SPIEGEL-Titel „Die Stunde der Wahrheit – Im Land der Lügen“ (Nr. 21/2003):

Es sind die großen Lebenslügen, die eine nach der anderen platzen und jetzt endlich weggeräumt werden können. Andernfalls ist jeder Neuanfang umsonst. Die Schnittstellen zu suchen und daraus das wahre Bild zu zeichnen, das lohnt allemal. Der SPIEGEL hat es im jüngsten Titel „Die Stunde der Wahrheit – Im Land der Lügen“ mit fulminanten Fakten versucht. Was da an Versäumnissen, an Selbstbetrug, an Realitätsverweigerung entlarvt wurde, macht gleichzeitig deutlich, welch kurze Strecke nur die rot-grüne Regierung mit ihrer Agenda 2010 auf dem langen Weg der Umkehr zurücklegt. Doch schon diese wenigen Meter haben schärfste Auseinandersetzungen ausgelöst. Dabei ist die Straße noch lang bis zum Ziel, und die Kurven sind schwer erkennbar ... Alle, die Gerhard Schröders Agenda 2010 mit Wut und Herzblut bekämpfen, sollten gezwungen werden, sich den SPIEGEL-Text gegenseitig laut vorzulesen. Dann würden selbst die Verbohrtesten schnell begreifen, dass nur eins bleibt: mitmachen! Damit es besser wird.

Die „Financial Times Deutschland“ zum SPIEGEL-Bericht „Koalition – Peer der Schreckliche“ (Nr. 22/2003):

In den Führungen von SPD und Grünen auf Bundesebene wächst die Sorge vor einem Bruch der rot-grünen Koalition in Nordrhein-Westfalen. SPD-Fraktionschef Franz Müntefering sagte dem SPIEGEL: „Ein Koalitionsbruch nützt niemandem, in Düsseldorf nicht und in Berlin nicht.“ Politiker beider Parteien reagierten damit auf neue Sticheleien der Landes-SPD gegen den Koalitionspartner. In Berlin wie in Düsseldorf gilt es als möglich, dass Ministerpräsident Peer Steinbrück in den nächsten Wochen einen Koalitionswechsel hin zur FDP empfiehlt.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 22/2003 „Querschläger aus Bagdad“ über Verwicklungen hochrangiger Mitarbeiter des arabischen Fernsehsenders al-Dschasira, unter anderem des Direktors Dschassim al-Ali, mit dem irakischen Geheimdienst.

Am vergangenen Dienstag ersetzte al-Dschasira seinen Direktor Dschassim al-Ali, der die TV-Station seit sieben Jahren geleitet hatte. Es habe keinen spezifischen Grund für diesen Schritt gegeben, behauptete al-Dschasira. Ali war für einen Kommentar nicht erreichbar.